4025.a.
2011.

Tagebuch

eines

Ordonnanz-Offiziers

Juli 1870 — Februar 1871

von

Graf Maurice v. Hérisson

Zweite Auflage.

Autorisirte Ausgabe

Augsburg & Leipzig.
Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Reichel
K. B. Hofbuchdruckerei
1885.

DC
285
I615
1885

Tagebuch

eines

Ordonnanz-Offiziers.

Vorwort.

I.

Zwei Dokumente.

Im „Gouvernement de la défense nationale“ von Jules Favre steht folgendes:

„Um halb fünf Uhr war ich noch ohne Antwort. Der ganze Tag war kalt und nebelig gewesen, nun brach die Nacht an; von den Forts und den Wällen dröhnte das Donnern der Kanonen wüthender als je; die Kugeln fielen dicht wie Regen in die Stadt; die Festungswerke, welche St. Denis schützen sollten und St. Denis selbst wurden von dem Geschützfeuer zerschmettert. Tausend Befürchtungen marterten mich. Ich wußte nicht, welchem Umstande ich dieses unerklärliche Zaudern zuschreiben sollte, wenn es nicht etwa der Wille des Kanzlers war, in diesem entscheidenden Augenblicke auf keine Unterhandlung mit uns einzugehen. Um fünf Uhr endlich ward die Thür meines Kabinets geöffnet,

und mein Parlamentär überbrachte mir einen Brief von Herrn von Bismarck, der mich am nächsten Morgen, oder wenn es mir lieber wäre, noch heute Abend erwartete.

Der junge Offizier, welcher mir diese Botschaft brachte, der Kapitän Hérisson, gehörte zum Stabe des Generals Trochu und hatte sich durch seltene Vorzüge, sowie durch Muth und Intelligenz bemerklich gemacht. Besonders war er mit großen Sprachtalenten ausgestattet, sprach englisch mit vollkommener Geläufigkeit, deutsch ebensogut, und verstand sogar chinesisch, das er äußerst schnell sich angeeignet hatte, als er dem General von Montauban auf seiner glänzenden Expedition folgte. Als der Krieg mit Preußen*) ausbrach, war er tief in Amerika; in aller Eile kehrte er um und stellte sich seinem Vaterlande zu Diensten; er wollte in der am meisten bedrohten Stadt mit eingeschlossen werden. Mit Vorliebe vertraute ihm der Statthalter gefährliche Missionen an: er führte sie mit ebensoviel Unerschrockenheit wie Kaltblütigkeit aus. Ich hatte ihn mir erbeten, weil ich sicher war, in ihm alle jene Eigenschaften zu finden, deren ich bedurfte: er ist mein standhafter, treuer, verschwiegener Gefährte gewesen während all dieser langen peinlichen Unterhandlungen. Es thut mir wohl, ihm an dieser Stelle meine Dankbarkeit zu bezeugen für den herzlichen Eifer, den er mir fort und fort bewiesen hat." —

*) Die Franzosen gefallen sich darin, consequent Preußen mit Deutschland zu identifiziren. D. Uebers.

II.

Ein Brief des Generals Schmitz an den Verfasser.

„Ich Endesunterzeichneter Schmitz (Peter Isidore), Divisionsgeneral, commandirender General des 12. Armeekorps, Großoffizier der Ehrenlegion, ehemals Generalstabschef der Armeen der „Défense nationale", bezeuge, um der Wahrheit die Ehre zu geben, daß Herr Maurice Frisson von Hérisson als Kapitän der Mobilgarde dem Generalstabe des Statthalters von Paris während der ganzen Belagerung attachirt war.

„Der Gouverneur von Paris hat bei verschiedenen Anlässen seine volle Zufriedenheit mit den Diensten des Herrn von Hérisson ausgesprochen; so besonders bei den Begebenheiten in Hay, Chevilly, Villiers und Champigny. Dieser Offizier hat allerdings mit dem größten Eifer und der treuesten Hingebung gedient, und als am Ende der Belagerung die Unterhandlungen zwischen Herrn Jules Favre und dem Grafen von Bismarck erfolgten, hat er ganz hervorragende Dienste geleistet: er hat von den Deutschen erlangt, daß ihnen

die Fahnen nicht ausgeliefert wurden; er hat mehrere militärische Punkte angegeben, welche man bei der Convention ausnehmen müsse.

In seiner herzlichen Anerkennung für die von Herrn von Hérisson geleisteten Dienste würde der Generalstabschef glücklich gewesen sein, ihm das Offizierskreuz der Ehrenlegion zu verleihen, aber er stand dem Statthalter zu nahe, als daß er diese Anerkennung hätte erhalten können.

Wir hatten beschlossen, daß unter diesen schmerzlichen Verhältnissen unsere Dienste gratis sein sollten.

Von dieser Regel ist man auch nur für den Kapitän Thory abgewichen, der in Bordeaux vom Kriegsminister das Offizierskreuz erhalten hat, nachdem die Armeen abgezogen und die Friedensverhandlungen unterzeichnet waren.

Ausgestellt im Generalquartier zu Limoges,
am 1. Dezember 1879.

Kommandirender General des 12. Armeekorps
Schmitz."

Der Offizier, welcher Jules Favre ein verschwiegener, treuer und ergebener Gefährte gewesen, der Offizier, dem General Schmitz das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt, das man soeben gelesen, unternimmt es, dem Publikum seine Eindrücke vom Juli 1870 bis zum Februar 1871 zu schildern.

Dieser Offizier ist kein Geschichtsschreiber. Er versucht, ein Erzähler zu sein. Die Geschichte ist ein

großer, ewig schwebender Prozeß. Der Geschichtsschreiber ist eine Art Präsident, der den Hauptinhalt der Verhandlungen kurz zusammenfaßt. Der Erzähler ist nur der Zeuge, der mittheilt, was er gesehen hat.

Von dem Historiker, wie von dem Präsidenten verlangt man in erster Reihe Unparteilichkeit und klare Anordnung der Thatsachen.

Von dem Erzähler und vom Zeugen verlangt man ein offenes Zeugniß und wahrheitsgetreuen Bericht.

So will ich denn, offen und wahrheitsgetreu, schildern, nicht was geschehen, sondern was ich gesehen, in jenen fürchterlichen Tagen, von deren Schlägen sich Frankreich noch nicht wieder erholt hat.

Paris, Januar 1885.

Graf von Hérisson.

Erstes Kapitel.

Von New-York nach Paris. — Prévost-Paradol. — Seine Muthlosigkeit. — Sein Selbstmord. — Die Deutschen in Amerika. — Irländer und Engländer. — Der Vertrag von Tien-Tsin. — Nach Frankreich. — Die Marseillaise. — Beim Kriegsminister. — Vorwärts nach Chalons!

Am 10. Juli 1870 war ich in Washington und ließ den kürzlich erst ernannten französischen Bevollmächtigten für die Vereinigten Staaten, Prévost-Paradol, um eine kurze Unterredung bitten.

Da ich vom Handelsminister mit einer offiziellen Mission in Nord-Amerika betraut war, hing ich so wie so ein bischen von dem neuen Gesandten ab, und es war schicklich, daß ich ihm einen Besuch machte.

Ehe ich Frankreich verlassen, war ich dem glänzenden Schriftsteller vorgestellt worden, der eben wieder für die kaiserliche Regierung gewonnen war, ein Beutestück des Cäsars, der den Friedensvermittler machte. Er bewohnte ein bescheidenes Quartier in der Rue St. Georges; kurz vor unserer ersten Begegnung hatte er seine diplomatische Ernennung erhalten und ertrug, ohne

mit der Wimper zu zucken, den Zorn und die scharfen Spöttereien, mit denen seine alten Freunde das aufnahmen, was sie seinen Abfall nannten. Er schien mir voll Hoffnung für seine persönliche Zukunft und voll Vertrauen auf den Stern des liberalen Kaiserreichs.

In Washington fand ich nicht denselben Mann wieder. Abgemagert, gealtert in wenigen Tagen, traurig, unentschlossen und wie erdrückt von dem Gefühl eines nicht wieder gut zu machenden Fehlers, unter dem, was man in der bildreichen Sprache der Boulevards „une boulette" nennt, — so erschien mir der beißende Journalist, der geistreiche Plauderer, der gutmüthige Diplomat, der so vergnügt gewesen, seine gestickten Kleider anzuziehen und sich Excellenz nennen zu hören, als ich ihn vor vier Wochen gesehen.

„Ach, mein Freund," redete er mich an, „was für ein Unglück! was für ein unwiderrufliches Unglück!"

„Wie? welches Unglück?" fragte ich erstaunt.

„Nun aber — der Krieg."

„Was für ein Krieg?"

„Der Krieg mit Deutschland."

„Wie kommen Sie zu einem Krieg mit Deutschland?"

Dabei fragte ich mich: ist er verrückt geworden? Hat die Ansteckung des weißen Hauses schon auf ihn gewirkt? Man muß wissen, daß in Washington — einer tödtlich langweiligen Stadt, die nichts enthält als ein Parlament, eine Präsidentschaft und Ministerien, lauter äußerst *spleenige* (!) Institutionen — daß in Washington eine Sage umgeht, nach welcher das weiße

Haus, der bescheidene Palast des Präsidenten, Denjenigen Unglück bringt, welche zum erstenmal dort Zutritt erhalten.

Er las mir den Gedanken von der Stirn ab und sagte traurig:

„Nein, ich bin nicht verrückt. Sie sind es, die von dem was vorgeht keine Ahnung haben. So hören Sie also, daß vor 4 Tagen General Prim sich hat einfallen lassen, die spanische Krone dem Fürsten Anton*) von Hohenzollern anzubieten, der zu der preußischen Königsfamilie gehört. Daß Frankreich mit der äußersten Energie gegen das protestirt, was es die Wiederherstellung des Reiches Karls des Fünften nennt, daß die schärfsten und hochmüthigsten Worte in diesem Augenblicke zwischen St. Cloud und Ems gewechselt werden, wo sich der König und Herr von Bismarck aufhalten, — und daß aus alledem verhängnißvoll ein Krieg hervorgehen wird, in acht Tagen, morgen, vielleicht schon in dieser Stunde."

„Sie werden sehen, daß Alles beigelegt wird, wie mit Luxemburg."

„Nichts wird beigelegt und zwar aus zwei Gründen nicht. Der erste ist: Preußen *will* den Krieg mit uns. Es bereitet sich darauf vor seit sechzig Jahren indirekt und seit vier Jahren direkt. Seine Armee muß kämpfen wie eine Lokomotive rollen muß, um nicht

*) Ein kleiner Irrthum: Der Prinz hieß Leopold, *Anton* sein Vater. Der Uebers.

altes Eisen zu werden. Das ist der erste Grund. Der ist entscheidend. Und doch sind der König und Herr von Bismarck so vernünftig, daß sie vielleicht noch jetzt zurücktreten würden, wenn sie nicht Angst hätten, es möchte in Frankreich ein glücklicherer General als Niel auftauchen, der die Kammer zwingt, eine ernsthafte Reorganisation unserer Armee nach dem Muster der ihrigen zu votiren. Ach, und der zweite Grund ist noch gebieterischer. Das Kaiserreich hat den Krieg nöthig, es will ihn und wird ihn beginnen." Und mit gesenkter Stimme setzte er überwältigt hinzu:

„Es sind 1,500,000 Nein bei dem Plebiscit gewesen."

„Nun, so wird es eben Krieg geben, und ich danke Ihnen für die Mittheilung. Ich lasse meine Ziffern und meine Berichte im Stich. Frankreich hat keine Statistiker mehr nöthig; es braucht Soldaten. Ich bin Kapitän der Mobilgarde. Habe ich noch Zeit meine Koffer zu packen? Ich würde ohnehin gar nicht ungern eine Tour durch Deutschland machen. Ich spreche so gut deutsch wie der selige Arminius.*) Ich werde die Bibliotheken der eroberten Städte besuchen."

Der Gesandte hielt mich fest.

„Ach wie schön ist es, jung zu sein und zu glauben!" sagte er. „Aber, unglückliches Kind, Sie werden nicht nach Deutschland gehen, nicht nur *das* nicht, sondern Sie werden in Frankreich selbst zerschmettert werden.

*) Die Schreibweise *deutscher* Namen, die der Herr Autor anwendet, ist *nicht* die des seligen Arminius, sondern völlig seine eigene. D. Uebers.

Glauben Sie mir: ich kenne die Preußen. Wir haben nichts von alledem, was wir haben müßten, um mit ihnen zu kämpfen. Es fehlt uns an Generälen, an Männern, an Material. Wir werden zertreten!"

Dann, als ob er mit sich selbst redete und vergäße, daß ich dabei war, fügte er hinzu:

„In einem halben Jahre haben wir in Frankreich die Revolution, und das Kaiserreich liegt am Boden. Ach! was hatte ich nöthig. . . . . ."

Er vollendete seinen Satz nicht; aber ich sah ein, daß er in den geahnten schrecklichen Vorfällen sich selber auch nicht ganz vergaß.

„Sind Sie wenigstens," fragte ich ihn, „mit der Aufnahme zufrieden, die man Ihnen hier hat zu Theil werden lassen?"

„Nur mittelmäßig. Die Leute hier lieben uns nicht. Sie haben uns die Geschichte in Mexiko nicht vergeben. Und in dem, was mich persönlich betrifft, — ich bin, warum soll ich es unter uns nicht eingestehen? — ich bin in Verwunderung über meine neue Stellung gerathen, die bis zur Mißbilligung geht. Amerika ist deutsch bis ins Mark, und wie sollte es anders sein? Es gibt hier gewiß mehr Deutsche als Engländer und keiner von denen, die ein neues Vaterland erwarben, hat das alte vergessen. Denken Sie sich, seit man von Eifersüchteleien zwischen Frankreich und Deutschland redet, beginnen Leute, die schon seit drei Generationen in Amerika wohnen, die Franzosen schief anzusehen, und geben Sie Acht, viele von ihnen verlassen ihren

Handel, ihr Gewerbe und ihre Stellung, um sich drüben mit uns herumzuschlagen, während sie ganz ruhig hier sitzen bleiben könnten. Die Heimath! das „Vaterland" wie sie sagen . . . . . Mit solchen Gesinnungen geht man bis ans Ende der Welt. Ja, wenn ich Ihnen Alles sagen darf, ich bin muthlos, gebrochen, vernichtet! Fürwahr, ich habe übel daran gethan, Paris zu verlassen und meine Feder niederzulegen."

Dann entschuldigte er sich, daß er mich nicht zu Mittag einlade. Er sei nicht eingerichtet; er sei noch, wie der Vogel auf dem Zweig. Später! . . .

Ich ging ganz verstört von ihm, aber ich wollte seine Enttäuschungen, seine Aengste nicht theilen. Frankreich sollte geschlagen, das Kaiserreich vernichtet werden . . Was für ein Unsinn! Es scheint, sagte ich mir, daß man einen geistreichen Mann nur in ein amtliches Gewand zu stecken braucht, um einen Feigling aus ihm zu machen.

Als ich am andern Morgen zum Frühstück hinunterging, ruft mich mein Table d'hôte-Genosse an.

„Mein Herr! sind Sie Franzose?"

„Ja, und —"

„Wissen Sie schon die Neuigkeit?"

„Nein. Ist der Krieg erklärt?"

„Ihr Gesandter hat sich heute Nacht entleibt."

Ich eile zu Prévost-Paradol. Man will mich nicht einlassen. Der Bediente, der mich abweist, hat dickgeweinte Augen. Ich schiebe ihn bei Seite und

steige die Treppe hinauf. Da liegt der Gesandte noch völlig angekleidet auf seinem Bette, mit einem großen Blutflecken auf der durchlöcherten Chemisette des Hemdes. Die Polizeibeamten nahmen eben das Protokoll auf.

Prévost-Paradol hatte sich in der Nacht vor den Spiegel gestellt, mit der linken Hand nach der Stelle getastet, wo das Herz schlug und sich mit der rechten geradeswegs in die Brust geschossen.

Sein Kammerdiener, der auf das Geräusch herbeigeeilt war, hatte ihn gefunden, wie er mit beiden Ellbogen auf den Kamin gestützt und das Gesicht in die Hände vergraben dastand.

„Hast Du's gehört?" hatte der Herr ihn gefragt.

„Ja, Herr, ich glaubte, Sie seien zu Boden gestürzt. Wenn Ihnen nicht wohl ist, sollten Sie sich niederlegen."

Und sozusagen in den Armen des Dieners war der Gesandte gestorben.

Ich erbot mich, die Kinder des unglücklichen Mannes mit zurückzunehmen. Ein Freund der Familie übernahm dies Amt. Es ist bekannt, daß eine Art von Verhängniß über den armen Waisen schwebt. Der Sohn ist dem Vater gefolgt. Eine Tochter ist, glaube ich, wahnsinnig geworden, und die letzte ist im Kloster, wo sie zu demselben Gotte betet, der sich gegen die Ihrigen so grausam bewiesen hat. Wir hatten große Mühe, für den Selbstmörder den Segen der katholischen Kirche zu erlangen. Der Pfarrer der St. Mathews-

Kirche öffnete dem Leichnam erst die Kirchspielspforte auf die ausdrückliche Bevollmächtigung des Generalvikars von Baltimore, der seinen in Rom zum Konzil anwesenden Bischof zu vertreten hatte. Er hielt am Sarge eine ergreifende Grabrede, aus der die folgende bemerkenswerthe Stelle oft zitirt worden ist:

„Wie außergewöhnlich, wie wenig christlich, ja wie antichristlich auch die Art erscheine, wie dieses irdische Dasein geendet hat, — was auch die verschiedenen Ansichten der Welt darüber sein mögen und besonders sein mögen über die moralischen und religiösen Empfindungen des Verblichenen in jenem schrecklichen Augenblick, der sein Leben endete, — gedenken wir, daß es nicht uns ansteht, in dieser Sache den Richter zu machen.

Kein Mensch und keine Menschenklasse hat das Recht, ihresgleichen zu richten, nachdem er aus dem Leben geschieden.

Die Kirche selbst, die Christus erwählt, um seine Lehre und seine Gebote zu erklären und über seine heiligen Einrichtungen zu wachen, will es nicht auf sich nehmen, eine Seele zu verdammen, die ihren Flug in eine andere Welt genommen, denn ihre Macht reicht nicht bis über das Grab hinaus."

Am Tage nach dem Begräbniß verkündeten die Zeitungen die offizielle Kriegserklärung zwischen Frankreich und Deutschland. Ich hatte in Amerika nichts mehr zu thun und eilte nach New-York, um eine Kajüte

auf dem ersten Packetboot zu nehmen, das abging. Es gehörte der Gesellschaft Cunard.

Während der wenigen Stunden, welche der Abreise vorangingen, konnte ich mir bestätigen, daß Prévost-Paradol die antifranzösischen Gesinnungen der Amerikaner nicht übertrieben hatte.

In den Schenken, den Straßen, auf den Märkten und in den Handelshäusern, überall zeigten sich Kundgebungen für Deutschland. Man mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht die Fäuste zu ballen, und ich entsinne mich, daß ich die letzten Augenblicke vor meiner Abreise von den Vereinigten Staaten in wüthender Erbitterung einsam in meiner Kabine zubrachte. Ach, auf dem Dampfboote fand ich leider ganz dieselben Gesinnungen wieder! Alle Plätze waren überfüllt von Deutschen, die sich zum Dienst stellen wollten. Es prickelte mich ordentlich, ganz auf eigene Faust die Feindseligkeiten zu beginnen, und diese zehn Tage auf dem Meere waren nichts als eine lange Qual. Wir hatten an Bord einen amerikanischen General, Mr. Burnside, der sich zu dem deutschen Generalstabe begab, um den militärischen Operationen als Neugieriger, als Liebhaber*) zu folgen und die Kriegführung im Großen anzusehen und zu lernen. Er hatte selbst schon einen gewissen militärischen Ruf erworben während des Sezessionskrieges. Dann war noch der Major Kodolisch da, ein Oesterreicher, der später, in seiner Eigenschaft

*) Wir sagten „Schlachtenbummler". Anm. d. Uebers.

als militärischer Gesandtschaftsattaché seines Landes, in Frankreich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog.

Als ich aber in Irland ankam, änderte sich das Schauspiel, und ich fand mit Entzücken wieder Leute, die Frankreich liebten.

Zuerst in Queenstown, dann in Cork ward ich ohne Umstände auf offener Straße, in den Hotels, kurz überall angehalten.

„Sind Sie Franzose, Herr?"

„Jawohl."

„Ah, das ist schön! Viel Glück! Haben Sie guten Muth!" Und dann gab es Händedrücke, Hutschwenken, feuchte Blicke. Es war prächtig.

Einige der braven Leutchen, die sich einbildeten, daß ich in meiner Eigenschaft als Franzose nur so ganz vertraulich mit dem Kaiser umginge, zogen mich in die Ecke, um mir leise folgende Herzensergießungen zuzuflüstern:

„Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß wir hier aufstehen werden, sobald er seine ersten Siege erfochten hat. Und sagen Sie ihm, er möge uns nicht vergessen, wenn er von Berlin zurückkommt!"

In den Hauptstädten von Irland wurden unsere ersten, ach, so flüchtigen und unbedeutenden Erfolge wie nationale Siege aufgenommen. Da ward geprahlt und illuminirt. Ihre Begeisterung ging so weit, daß die englische Regierung sich erboste, und die Unruhe, welche dadurch in den offiziellen Kreisen entstand, blieb nicht ohne Einwirkung auf die versteckt feindliche

Haltung, die England gegen Frankreich während des ganzen Krieges bewahrte.

Zu Ende der Belagerung schickten sie uns Käse, das ist unbestreitbar. Die Lektion war verständlich. Wir waren nicht mehr zu fürchten; sie konnten jetzt ungefährdet ihr gastronomisches Mitleid leuchten lassen, einem Volke gegenüber, das ein wenig diplomatisches Mitleid vielleicht gerettet hätte.

Ich mag die Engländer nicht, das gestehe ich offen. Ich erkenne an, daß sie große nationale Eigenschaften haben, sie sind zäh, ihr Geist hat viel Initiative und eine wundervolle Solidarität. Aber alles das scheint mir verdorben zu sein durch einen Egoismus, der gleichzeitig ungeheuerlich und wenig wähleriſch in der Wahl seiner Mittel ist. Die Völker mögen immerhin egoistisch sein; man sagt, es sei sogar ihre Pflicht so. Vielleicht ist der Egoismus nur eine Form des Patriotismus. Aber dann sollten sie ehrlich egoistisch sein. Ehrlichkeit verdirbt gar nichts, nicht mal den Patriotismus.

Und bei dieser Gelegenheit bitte ich den Leser um Erlaubniß, ihm als Beispiel eine persönliche Erinnerung mittheilen zu dürfen, eine ganz unbekannte, unerhörte Anekdote, für deren Wahrheit ich bürge.

Es war in China. Nach dem ersten Vorgehen des Generals von Montauban war in Tien-Tsin ein Vertrag geschlossen worden; nur war es diesmal kein Fregattenkapitän, der ihn unterzeichnet hatte; es waren für England Lord Elgin und für Frankreich Baron Gros.

Der zweimal aufgesetzte Vertrag — einmal in englischer, das andere mal in französischer Sprache — ward einem Mandarinen anvertraut, der mit darüber verhandelt hatte, und es war nie wieder die Rede von diesem Papier.

Als man sah, daß China den Vertrag nicht hielt, erkundigte man sich, was daraus geworden sei, und ich erinnere mich noch, wie der kommandirende General lachte und wie der Generalstab durcheinander schrie, als man uns die ruhige und gemüthliche Antwort ertheilte, der Mandarin, der mit uns verhandelt habe, sei ganz ohne Vollmacht und mit gar keiner Mission betraut gewesen; es sei nur so ein Liebhaber, ein einfacher Privatmann gewesen, der gerade vorbeiging, und der sich den Spaß gemacht hatte, ein bischen zum Zeitvertreib, ganz so in's Blaue hinein, mit uns zu unterhandeln.

Wir gingen nach Pali-Kao, dann nach dem Sommerpalast, wohin wir ganz zufällig geriethen, ohne zu wissen, wie wir hinkamen. Denn es gab im Generalstabe nur unzuverlässige Karten, auf denen kein Zeichen die Lage der berühmten Residenz angab, was die Pariser Maulaffen nicht verhindert hat, zu behaupten, daß Montauban ein Schlaukopf sei, der sehr wohl wisse, wo sich der verborgene Schatz des Sohns des Himmels befinde.

Als wir an dieser glänzenden Behausung, einem Konglomerat der prächtigsten Paläste, ankamen, wurden wir mit sechs Kanonenschüssen durch die Thür empfangen

und fanden den Palast schon zur Hälfte geplündert von der Bevölkerung der Nachbarschaft, die sich freute, die beherrschende Race, die mongolische Dynastie, als Feinde zu behandeln.

Die Soldaten zerstreuten sich so ziemlich überall, und ein Sergeant der Linie überbrachte bald dem General von Montauban Papiere, welche er im Privatgemach des Kaisers an sich genommen hatte.

Es waren unsere berühmten Verträge von Tien-Tsin. Der General ließ mich rufen, und halb aus Neugierde, aber auch treu seiner gewohnten außerordentlichen Pünktlichkeit, nahm er das französische Exemplar und gab mir das englische, um es zu übersetzen. Wir „hielten die Schrift gegeneinander," wie man im Kanzleistyl sagt. Bald aber unterbrach er mich:

„Hérisson, das steht nicht da."

„Fürwahr, General."

„Ganz gewiß?"

„Ganz gewiß."

„Das ist seltsam. Fahren Sie fort."

Kurz, der englische Vertrag stimmte nicht mit dem französischen; er war keine buchstäbliche Uebersetzung desselben.

Die Engländer hatten für sich allein alle möglichen besondern Rechte vorbehalten; sie erklärten, wir seien Söldlinge von ihnen, und sie würden sich schon mit uns abfinden.

Die beiden merkwürdigen Papiere müssen jetzt in irgend einem öffentlichen oder privaten Archiv liegen.

Jedenfalls habe ich sie in der Hand gehalten. Das behaupte ich und gehe dann weiter, ohne mich auf fernere Auseinandersetzungen einzulassen.

Die Fahrt über den Meeresarm, welcher Irland von England trennt, den Georgskanal, genügte, um mich wieder in amerikanische Luft zu versetzen. In England that man ganz unverhohlene Wünsche für den Erfolg der deutschen Waffen.

Ich hoffe, nein, ich bin überzeugt davon, der Tag wird kommen, wo die Engländer bedauern, daß sie ihre Nebenbuhler haben zerschmettern lassen, die so lange Zeit zu der undankbaren Rolle verurtheilt waren, Bundesgenossen von Großbritannien zu sein. Aber man darf von den Nationen keinen Scharfblick erwarten, und es ist Thatsache, daß in diesem August 1870 die Unterthanen der Königin Viktoria nur eine Furcht hatten, die nämlich, uns in Berlin zu sehen. Von dieser Furcht sollten sie bald zurückkommen. —

* * *

Endlich bin ich in Frankreich. Ich glaubte, wenn ich auf heimischen Boden träte, ein straffes, ruhiges, ernstes Volk zu finden, das sich der großen Sache bewußt war, die sich kontinentaler Krieg nennt, das seine Empfindungen beherrschte und gespannt den höchsten Erfolg erwartete. Ach! wie ward ich ernüchtert!

Kaum bin ich auf der Eisenbahn, auf den ersten Stationen der Nordbahn schon, als ich um mich eine krankhafte Ueberreiztheit, eine unbeschreibliche Verwirrung

bemerke. Die Soldaten, die zu ihren Korps stoßen, singen die Marseillaise. Die Einwohner, die ihnen das Geleite geben, überlassen sich den kindischsten Manifestationen. Sie schreien: „Nach Berlin!" Sie berauschen sich mit Worten und Wein.

Welch' anderes Schauspiel hatte ich erwartet. Die ernsten, gesetzten, denkenden Leute sehen einander in die Augen, um in dieser stummen Sprache die betrübenden Gedanken auszutauschen, die sie nicht auszusprechen wagen. Das ist nicht die Art, wie die großen Armeen ehedem in den Krieg zogen, um unsere siegreichen Fahnen in so vielen gewonnenen Schlachten zu bekränzen. Um mich eines Soldatenausdrucks zu bedienen: es stinkt! Aber ich rede mir wieder zu, ich denke an die Nerven des französischen Volks, ich sage mir, diese Ueberreizung ist vielleicht gut, dieser Schwung wird Wunder wirken.

Und ein Seufzer der Erleichterung und des Vertrauens entfährt mir, als ich wieder das Pariser Straßenpflaster unter meinen Sohlen fühle, dies Pflaster, das zugleich elastisch und sicher erscheint.

Ich bin kein Historiker. Dieser Titel ziemt weder meinen Allüren, noch meiner Urtheilskraft. Ich habe mir nicht die Aufgabe gesetzt, den französisch-deutschen Krieg zu beschreiben, nicht einmal die Belagerung von Paris. Treue Eindrücke sind's, die ich dem Leser versprochen habe, und die bemühe ich mich, ihm zu geben. Ich brauche deshalb nicht zu sagen, warum oder wieso dem kleinen Erfolg von Saarbrücken der Schlag von Weißenburg folgte und die Niederlage bei Reichs-

hofen,*) warum oder wieso Bazaine dazu kam, unter dem Beifallsrufen der Linken in der Kammer zum General-Feldmarschall ernannt zu werden; warum oder wieso die Linke, seit unseren ersten Mißerfolgen, den Kampf gegen die kaiserliche Dynastie begonnen hatte, ein Kampf, der Dank dem Unglück von Sedan, mit der Revolution im September endete; warum oder wieso das Ministerium Ollivier unter dem Gewicht der ersten durch den Krieg herbeigeführten Bedrängnisse erlegen war; warum oder wieso der Kaiser, ohne Kommandeurschaft und ohne Prestige als ein bleiches Gespenst Cäsars, schon halb entthront, zwischen seiner Hauptstadt und den feindlichen Vorposten umherirrte; warum oder wieso endlich der General Palikao die schwere patriotische Mission übernommen hatte, ein Kabinet zu bilden, und sogar bei der Linken sich einer gewissen Popularität erfreute.

Alles das habe ich nicht gesehen, und erzählen will ich nur, was ich gesehen habe. Eine Stunde nach meiner Ankunft in Paris, am 13. August, befand ich mich bei dem General Graf Palikao, dem Kriegsminister und Präsidenten des Ministerraths.

Ich hatte diese Stunde gewissenhaft benutzt, um mir eine Uniform zu verschaffen, mich von Kopf zu Fuß auszurüsten, kurz, mich in einen anständigen Soldaten zu verwandeln.

*) Wir nennen sie die Schlacht von Wörth! Die Franzosen nennen sie „bei Reichshofen", weil dort der große, heldenmüthige Reiterangriff stattfand. D. Uebers.

Denen, die sich wundern, daß ein simpler Kapitän der Mobilgarde ganz unverfroren an die Kabinetsthür des Ministers pochte, sage ich zur Erinnerung, daß sich während des Feldzugs in China zwischen dem General und mir Beziehungen einer fast väterlichen Herablassung von seiner Seite und völlig kindlicher Hingebung von der meinigen gebildet hatten. Ich erinnere noch daran, daß der General das Wohlwollen gegen mich so weit getrieben, daß er mich nach der Eroberung als Kourier zum Kaiser geschickt hatte, um ihm seine Briefe und Berichte, darunter auch ein ziemlich seltsames Dokument, zu überbringen.

Der General hatte die offizielle Mittheilung erhalten, daß der Kaiser ihm einen Titel verleihen wolle, der an seine Siege erinnere und eine Dotation zur Belohnung seiner Dienste. Die Kammer verweigerte bekanntlich diese Dotation, und der Kaiser ersetzte sie durch ein persönliches Geschenk von fünfhunderttausend Francs aus seiner Schatulle. In Betreff des Titels hatte der General eine Angst, er befürchtete, der Kaiser möchte ihn zum Herzoge von Peking machen. „Herzog von Peking", sagte er halb ernst, halb scherzend, „das klänge schlecht für einen Soldaten." Er ward einfach „Graf von Palikao."

Man wird nach diesen wenigen Auseinandersetzungen begreifen, daß ich, jetzt ohne Dienst, keine geradezu unerhörte Sache beging, wenn ich meinen ehemaligen Chef um eine Kompagnie bat; war er doch mein Beschützer und mein Freund geblieben.

Ich hatte mir außerdem vorgenommen, ihn nicht für lange von seinen unendlichen Arbeiten abzuziehen.

„Warten Sie auf den General; er wird Sie in seinem Wagen mit in die Kammer nehmen," ward mir nach ziemlich kurzem Aufenthalt im Vorzimmer gemeldet. Und wirklich trat ein paar Minuten später der Minister in Civil und mit dem Portefeuille unter dem Arm heraus, schob mich in seinen Wagen und setzte sich dort neben mich.

„Ach, liebes Kind," sagte er dann, „was wollen Sie in dieser Hölle?"

„Mein General, ich bin Kapitän der Mobilgarde und ohne Dienst. Ich wünsche eine Kompagnie."

„Gehen Sie nach Chalons. Die ganze Mobilgarde steht dort."

Er kritzelte zwei Wörter mit Bleistift in sein Taschenbuch und fuhr fort: „Geben Sie das an Berthaut, der da drunten kommandirt; und wenn er keine Kompagnie übrig hat, wird er Ihnen eine schaffen."

Dann, während das Pferd geschwind dahintrabte, vertiefte er sich in alte Erinnerungen und sagte, mich ansehend:

„In China! ja da war gute Zeit! Aber jetzt? was soll ich jetzt anfangen? Ich decke mich nach besten Kräften; aber es ist recht spät, um jetzt noch etwas Gescheutes zu leisten. Wir sind weder glücklich noch geschickt gewesen. Ich bin wie ein Koch, der mit dem Kochen gewartet hat, bis seine Herren schon an der Tafel sitzen. Es ist eine fürchterliche, ruhelose

Arbeit. Nun, ich thue, was ich kann." Und er deutete mit dem Kopf nach dem Palast der Bourbonen hinüber, der aus der Brücke de la Concorde, wo wir fuhren, hervorzuwachsen schien.

„Sie haben es noch gut getroffen, daß Sie mich überhaupt gefunden haben, die da, die sich damals so schlecht gegen mich benommen haben; ah, ich versichere Sie, für sie arbeite ich nicht, sondern zuerst für Frankreich, an das man vor allen Dingen denken muß, und dann auch für die arme Kaiserin, die zugleich energisch und rührend ist."

Wir waren angelangt.

„Wollen Sie der Sitzung beiwohnen?" fragte mich der General. „Nein, nicht wahr? Sie haben ganz Recht. Die bringen die Zeit damit zu, mir die meinige zu rauben und mir fortwährend zuzusetzen, ja mich mit unnützen albernen Fragen zu überschütten und sich mit großen Worten, die nichts bedeuten, den Mund zu füllen. Da!"

Er verschwand, und ich habe ihn während des ganzen Krieges nicht wiedergesehen. Mit meinem bekritzelten Papierblättchen lief ich nach dem Bahnhof, um einen Zug nach Chalons zu erreichen.

Erst sehr spät Abends gelang es mir, mich in das Coupé eines endlosen Zuges zu setzen, der von zwei Lokomotiven geschleppt ward, mit Soldaten von allen Waffengattungen, Offizieren und Gemeinen in kleinen Detachements vollgepfropft war und außerdem, ich weiß nicht wie viele, Waggons voll Bagage hinter sich herzog.

Zweites Kapitel.

Im Lager zu Chalons. — Dreißig Stunden unterwegs. — Ein Militärzug. — Damals und heute. — Die Versprengten Mac Mahons. — Mein Bruder. — Im Theater. — Der Kaiser und die Mobilen. — Eine Depesche. — General Schmitz. — Der Generalstab des 12. Armeekorps. — Des Kaisers Chokolade. — Pferde. — Der treue Joseph und die englischen Sattel. — General Trochu, Statthalter von Paris. — Eine unglückliche Bemerkung. — Die Mobilgarde auf der Reise.

Wir brauchten dreißig Stunden, um von Paris nach Chalons zu gelangen — ein Expreßzug macht die Tour in drei Stunden und einer halben.

Ich muß gestehen, daß die Haltung der Truppen in diesem Zuge beklagenswerth schlecht war.

Unmöglich war es, von ihnen zu erreichen, daß sie ruhig auf ihren Plätzen blieben. Sie waren überreizt durch all die Abschiedstrünke, die unterwegs aus Reserve-Literflaschen, die man mitgenommen, noch eifrig fortgesetzt wurden; überreizt auch durch die Ungeduld, die ganz begreiflich ist bei Reisenden, welche man überall endlos

lange Stationen machen läßt, und die in unbequemen, im Schneckentempo kriechenden Wagen sitzen; sie liefen fortwährend hin und her, drängten sich alle in denselben Koupés zusammen, machten Entdeckungsreisen auf die Bagagewagen oder an den Trittbrettern entlang, schlugen sich, zerrissen ihre Sachen und brüllten die aufreizende Marseillaise, die 1870 über all unseren Niederlagen und all unserer Schmach geschwebt hat und die ich nicht mehr hören kann, ohne seekrank zu werden.

Die Offiziere wagten nichts zu sagen, oder wenn sie ein Befehlwort fallen ließen, geschah es mit jener Zaghaftigkeit, welche ein geschlagenes, demoralisirtes Heer und Anführer ohne Einfluß verräth, die schon dahin gelangt sind, ihre Untergebenen durch ihr übernachsichtiges Benehmen um Verzeihung zu bitten wegen all der vergebens ertragenen Strapazen und der jammervoll verlorenen Schlachten. Es war herzzerreißend.

Und dabei die freundliche Aufnahme in all den Orten, durch die wir fuhren. An jedem Bahnhof, an jeder Station gab es Schloßdamen, von betreßten Dienern gefolgt, Bürgerfrauen mit ihren Dienstmädchen oder ganz allein erschienene Frauen aus dem Volk, und alle wetteiferten in Großmuth und Freundlichkeiten.

Immer neue Körbe voll Eßwaaren, Haufen von Früchten, Literflaschen, immer Literflaschen, überreichlich eingeschenkte Gläser und besseres als solche Verwöhnungen, herzhaftes Händeschütteln und begeistertes Umarmen von sittsamen Frauen und hocherregten Männern. Diese sympathischen Ergießungen rührten mich zu Thränen

und ich wollte dem Gedanken nicht Raum geben, daß vielleicht binnen kurzem ein Schwarm von spitzigen Pickelhauben diese guten, liebenswürdigen Menschen umlagern und ihrer Angst das abzwingen würde, was die Bruderliebe jetzt freiwillig spendete.

Am Morgen des 15. August kamen wir in Mourmelon an. Was für ein 15. August! Ehemals stellten sich in dieser heiteren Landschaft die Regimenter auf, ließen ihre Bajonette blitzen zur Festparade für des Kaisers Geburtstag, und zwischen den weißen, freundlichen Zelten marschirten die Soldaten in Gallauniform hervor, blank, sauber und kokett, während die fröhlichen Artillerieſalven den St. Napoleonstag begrüßten, und die Generäle und Stabsoffiziere, goldstrahlend wie die Erzengel vom Hochaltar sich gegenseitig Besuche machten und sich zu den Avancements gratulirten, die der „Moniteur" Morgens schon verkündet hatte.

Und nun an Stelle dieser Ordnung nichts als Unordnung im Lager, das der Plünderung preisgegeben schien. All die kleinen Wälle mit ihren Gärtchen, Büsten, Statuen, Springbrunnen und Gebüschen, an denen sich der Soldat erfreute, — zerstört, umgeworfen und zertreten. An Stelle der stickereiüberladenen Generäle Führer in fleckiger Uniform, die Angst zu haben schienen, sich vor ihren Leuten sehen zu lassen. An Stelle der schönen Regimenter von damals ein Haufen von Geschöpfen ohne Zusammenhang, ohne Ordnung und ohne Disziplin — dies Gewimmel von kothigen waffenlosen Soldaten, das man „die Versprengten" nennt.

Dort außerhalb der Zelte und Baracken, in denen kein Raum für sie gewesen, kauerten oder lagen um die Feuer ohne Unterschied, ohne Waffen und in zerfetzten Uniformen die Versprengten Mac-Mahons, die Flüchtlinge von Reichshofen, die Trümmer der durch die Niederlage zerschlagenen und zerstreuten Regimenter: Linienfoldaten ohne Gewehre und ohne Patrontasche, Zuaven in Unterhosen, Turkos ohne Turban, Dragoner ohne Helm, Kürassiere ohne Küraß, Husaren ohne Säbeltasche. Regungslos Leute, die nur noch ein Pflanzenleben führten, sich kaum bewegten, wenn man sie mit dem Fuße anstieß und nur murrten, daß man sie störe in ihrer schlaffen Mattigkeit. Der größte Theil dieser Versprengten bestand aus Zuaven und Turkos; besonders die letzteren hatten gelitten.

Und dann, an Stelle der fröhlichen Artillerieſalven dumpfe Stille oder das Grollen einer murrenden Volksmenge; und wenn man Kanonendonner hätte hören können, so wären's die Kanonen von Gravelotte gewesen, die ganze Rotten aus der kaiserlichen Garde auf einmal weggerissen.

Im Innern des Lagers herrschte dieselbe Verwirrung. Die Bataillone der Pariser Mobilgarde hatten sich gelagert, wo Platz gewesen war, so wie sie eben gekommen, und wenn man die umherirrenden Soldaten fragte, wo sich die oder die Kompagnie befinde, thaten sie, als wüßten sie von nichts und machten sich den Spaß, einen zum — Bären zu schicken, wie sie es nannten.

Ich hatte die Absicht, im Lager zu Chalons zuerst den General Berthaut und dann meinen Bruder aufzusuchen, welcher Gesandtschaftssekretär gewesen, den der Krieg der Diplomatie abwendig gemacht, und der jetzt Ordonnanzoffizier dieses Generals war. Und da man mit einer gewandten Zunge und festen Stiefeln überall hinkommt, wo man hin will, so fand ich auch den General. Ich gab ihm das Blatt des Ministers, und er versprach, sich um mich zu bekümmern. Meinen Bruder aber entdeckte ich in einer Baracke, wo er den Schlaf des Gerechten schlief, während ein Paar geladener Pistolen an seinem Kopfkissen hingen. Alle Offiziere schliefen so. Ich nahm ihm zuerst die Pistolen weg und weckte ihn dann, um ihm ex professo die Nutzlosigkeit dieser militärischen Maßregel zu zeigen, denn jeder Andere hätte dasselbe thun und ihn während des Schlafes entwaffnen können.

Er lachte; wir brachten den Tag zusammen hin. Abends gingen wir in's Theater. Denn, sollte man's glauben? in diesem wüsten Lager, unter diesen von der Niederlage entmuthigten Soldaten sprang die alte französische Heiterkeit noch hie und da hervor. Es war ein Theater im Lager; man gab Lustspiele und komische Opern. Unter andern Künstlern sang dort auch Baretti von der Komischen Oper in Paris, und ein anderer junger Mann Namens Augé, der in diesem selben Jahre einen ersten Preis im Konservatorium gewonnen hatte. Freilich wäre es gewagt, wenn man sagen wollte, das Theater sei gut bestellt gewesen. Man

erstürmte die Rampe. Jeder sang, was er wußte. Stücke wurden erfunden, Antworten improvisirt, und die Preußen verspottet. Von Zeit zu Zeit erklang dann wieder die gräßliche Marseillaise. Ach, wie viele Siege müssen erst unter diesen Klängen gewonnen werden, ehe wir ihnen all die Schlappen verzeihen können, denen sie zur Ouverture und zur Begleitmusik gedient haben!

Am andern Tage, Dienstag den 16. August, gegen Abend langte der Kaiser ohne Trommeln und Trompeten an und begab sich in seinen Pavillon, ohne daß außer dem Stabe Jemand vorher von seiner Ankunft gewußt hätte.

Erst am Tage darauf erfuhr man, daß er da sei, als man die Lebhaftigkeit im Hauptquartier, die Schildwachen vor ihren Häuschen und die großen grünen goldgalonnirten Lakaien vor den Thüren bemerkte.

Wahrhaftig, ich erwartete nicht, daß seine Person den Enthusiasmus hervorrief, welchen sein Onkel einzuflößen verstand und das noch in den Tagen, wo er so zu sagen nichts mehr von Frankreichs Boden sein nennen konnte, als was seines Pferdes Hufe bedeckten; aber ebensowenig war ich auf Schmähungen gefaßt. Ich bin Zeuge von Thatsachen gewesen, die ich nie geglaubt hätte, hätte ich sie nicht selber gehört und gesehen.

Die Mobilgarden waren in Detachements von ungefähr 1000 Mann unterwegs.

Als ein Detachement am kaiserlichen Quartier vorüberkam, geschah folgendes:

Ein Witzbold schrie mit hoher Fistelstimme:

„Es lebe der Kaiser!"

Und das ganze Detachement zählte einstimmig: „Eins! zwei! drei!" und erwiderte:

„M . . . .!" mit dem Ausruf des Cambronne. Die Offiziere wagten nichts zu sagen:

Dieß verhinderte indeß nicht, daß nach zwei Tagen in Paris das folgende Telegramm veröffentlicht ward:

Lager zu Chalons,

20. August 6 Uhr Abends.

„Gestern hat der Kaiser zu Pferde mehrere Armeecorps besucht. Ueberall haben ihn die Truppen umringt und um Weitermarsch gebeten."

Der Minister des Innern

Henri Chevreau.

Da traue Einer noch Depeschen!

An jenem Morgen also wanderte ich niedergeschlagen vor dem kaiserlichen Zelt auf und ab; ich war noch ganz verstört von den bubenhaften Aeußerungen, die ich hatte anhören müssen und meinte trübselig, der General Berthaut habe den kleinen Mobilgardisten gewiß vergessen, der ihm des Ministers Billet überbracht hatte; ich war auch wieder hungrig nach dem mageren gestrigen Abendessen und wußte nicht, wo ich ein Frühstück finden würde, denn die Lebensmittel waren rar und die Wirthshäuser völlig ausgeplündert; da hörte ich mich von einem hohen Offizier anrufen.

„Was machen Sie denn hier, mein lieber Hérisson?"

Es war der General Schmitz, der später während der Belagerung so viele Dokumente mit den Buchstaben P. O. vor seinem Namen unterzeichnet hat, mit den Anfangsbuchstaben nämlich, die „par ordre" bedeuten, — während die Pariser behaupteten, das seien seine beiden Taufnamen und hießen Paul Oskar.

General Schmitz war als Oberst und Generalstabschef des Generals von Montauban mit in China gewesen. So war er ein alter Bekannter. Er ist mein bester Freund geblieben, wenn man mit diesem Namen die herzlichen Beziehungen nennen darf, welche zwischen einem einfachen Privatmann meines Alters und zwischen einem so ausgezeichneten und bedeutenden General wie ihm existiren.

„Mein General, ich suche eine Kompagnie Mobilgarden, und die finde ich nicht so leicht."

„Um so besser; ich kann Sie gebrauchen. Ich bin der Generalstabschef des 12. Korps, das von General Trochu kommandirt wird. Ich werde Sie dem Stabe des Generals attachiren. Wir waren ohnehin dazu bestimmt, mit Trochu zu dienen, denn Sie wissen doch, daß ursprünglich er den Feldzug in China befehligen sollte. Er hat es ausgeschlagen, und der Kaiser hat dann Montauban gewählt. Ist's abgemacht? so lasse ich Ihre Ernennung ausfertigen und unterschreiben. Erwarten Sie mich hier; in fünf Minuten bin ich wieder da."

Und ich spazierte weiter, zwar immer noch mit leerem Magen, aber doch in viel hellerer Stimmung.

Da sah ich aus dem mittleren Pavillon einen großen grünen Lakaien hervortreten; majestätisch trug er auf einer silbernen Platte dampfende Gefäße, die von gerösteten Brodschnitten umgeben waren. Da er neben mir, aber jenseits des Gitters vorüberging, fragte ich ihn einfach:

„Zwanzig Franken?"

„Es ist des Kaisers Chokolade," erwiderte er, „Seine Majestät hat das Frühstück zurückgeschickt, er ist nicht hungrig."

Ich hatte meinen Louisd'or aus der Tasche genommen, und der gute Diener öffnete mir sogleich eine kleine Thür und sagte: „Kommen Sie hier hinein." Dann servirte er mir in dem kleinen Bureau, und ich trank, ich weiß nicht wie viele Tassen Chokolade in Begleitung von gerösteten Semmeln und belegten Bröbchen. So hatte ich, wie man mit Recht sagen kann, ein kaiserliches Frühstück, das der General Schmitz, den mein Abenteuer amusirte und der mich durch's Fenster beim Kaiser installirt sah, mit meiner „Trochu" unterzeichneten Ernennung krönte. Ich war als Ordonnanzoffizier dem kommandirenden General des 12. Armeekorps zugetheilt. Ich hatte das Recht, meine Uniform mit goldenen Achselschnüren verzieren zu lassen.

„Aber das ist nicht Alles," sagte General Schmitz. „Es handelt sich nicht darum, sich jetzt auf's Faulbett zu legen. Haben Sie Pferde? Sie brauchen zwei. Gehen Sie nach Paris und kaufen Sie dieselben."

„Ich brauche nicht zu gehen, General; ich schicke meinen Diener, der mir zwei kaufen wird."

„Ach, Sie haben einen Diener?"

Mein Gott ja, ich hatte einen, und was noch mehr ist, einen englischen, der übrigens nur eine Nebenrolle in diesen Erinnerungen spielt. Ich verzieh ihm seine Nationalität seiner Anhänglichkeit zu Liebe und nannte ihn nie anders als den treuen Joseph. Es war eine Art Reitknecht, der 50 Jahre alt war und wie 15 aussah. Er war klein, mager, sehnig, blond, ohne ein einziges Barthaar, und verstand sich ebenso gut auf's Kochen wie auf's Verbinden; der Mensch war ein Schatz.

„Sagen Sie ihm," empfahl mir der General, „er möge auch gleich für mich zwei englische Sattel mitbringen."

So war also der treue Joseph zum Remonte-Offizier avancirt. Versehen mit allem, dessen er bedurfte, um die Pferde und die Sattel zu kaufen, schicke ich ihn nach dem Bahnhof und setze meinen Spaziergang fort.

Zwei Stunden später sehe ich von weitem eine Gruppe Soldaten ein Geschöpf hin- und herstoßen, das ganz wie ein Straßenjunge aussieht. Ich trete näher, und starr vor Staunen erkenne ich in dem Opfer meinen treuen Joseph.

Während er am Bahnhof auf den Zug wartete, hatte der unglückliche Mensch leider mit den Vorübergehenden zu plaudern angefangen, hatte von seinem Auftrag gesprochen, auf den er sehr stolz war und hatte

dabei unsere Sprache eifrig mit seinem schauderhaften englischen Accente bearbeitet.

Mehr war nicht nöthig gewesen, um ihn für einen preußischen Spion zu halten. Auf seine Bitten, auf die Betheuerung, daß er neutraler Nationalität sei, hatten sie stets erwidert: „Spiele nur nicht den Schlaukopf, wenn Du englisch sprichst, bist Du ein Preuße."

Und da ging er nun, zerzaust, mißhandelt und zerklopft, mit bloßen Füßen und hielt dabei — ich habe nie herausgekriegt warum — in jeder Hand einen Stiefel. Ich glaube, Gott verzeih mir's, man wollte ihn summarisch in irgend einer Ecke todtschießen, ganz ohne Kriegsgericht und ohne Beichte.

Es war nicht daran zu denken, daß ich mich meiner Offiziersautorität bediente, um diesen aufgeregten Soldaten Vernunft beizubringen oder sie zu zwingen, ihre Beute fahren zu lassen. Ich schlug einen anderen Weg ein. Ich fing an zu fluchen wie ein Tempelherr, zu boxen wie ein Londoner und vertheilte rechts und links kräftige Rippenstöße in den Haufen. Das genügte. Sie ließen meinen Joseph los. Er hat mir diesen Unfall nie vergeben. Gerade war ich dabei, ihn zu trösten, als wieder der General Schmitz herzutrat.

„Lieber Freund," rief er schon von weitem, „keine Pferde! keine Sattel! Telegraphiren Sie Ihrem Diener, er möge nichts kaufen." — Wie gut sich das traf!

„Wir gehen nach Paris zurück. General Trochu ist zum Statthalter von Paris ernannt, mich nimmt er mit als Generalstabschef. Das Dekret ist unterzeichnet."

Und er zeigte mir ein Papier, auf dem ich las: „Napoleon 2c."

„Art. I. General Trochu ist ernannt zum Statthalter von Paris und Hauptkommandanten aller Truppen, welche mit der Vertheidigung der Hauptstadt betraut sind.

Art. II. Unser Kriegsminister ist mit der Ausführung dieses Dekrets beauftragt.

Gegeben zu Chalons, den 17. August 1870.

Napoleon.

Für den Kaiser:

Der Kriegsminister Graf von Palikao."

„Gut! und ich?"

„Sie kommen wahrscheinlich mit uns. Inzwischen will ich Ihnen einen Auftrag geben. General Trochu schickt die Mobilen nach Paris zurück. Gehen Sie nach Reims, nehmen Sie mit der Eisenbahnverwaltung Rücksprache wegen der erforderlichen Züge und übernehmen Sie im ersten dieser Züge das Kommando. Sobald Sie Ihre Aufgabe erfüllt haben, suchen Sie mich in Paris auf."

Die erste Handlung des neuen Statthalters hatte allerdings darin bestanden, daß er die Mobilen nach Paris zurückrief. Und in dem Aufruf, den er an diese jungen Leute richtete, um ihnen ihre Rückkehr anzukündigen, stand ein Ausdruck, bei dem sich manches Ohr spitzen mußte: „Ihr habt," sagte der General,

„das Recht, Euren Herd zu vertheidigen.“ Mitten in den Schicksalsschlägen, die über uns hereinbrachen, in den großen materiellen und moralischen Drangsalen, die aus den Niederlagen entsprangen, waren viele Leute und ich mit ihnen der Meinung, daß der geringste Angriff auf die nur schon zu sehr erschütterte Disziplin wahrhaft ein nationales Unglück zu nennen wäre.

Mußte es aber nicht solch ein Angriff auf die Disziplin genannt werden, wenn man einer tumultuarischen Truppe, die nur zu sehr geneigt war, ihre Pflichten zu vergessen, von ihren Rechten sprach? Der Soldat hat kein Recht, hier mehr als dort zu sein. Er hat die Pflicht, dorthin zu gehen, wohin er geschickt wird. Zugeben, daß die Pariser Mobilen das Recht hätten, in Paris zu sein, hieß auch zugeben, daß die Mobilen von Ardèche das Recht hätten, in Privas zu sein. Mit solchen Grundsätzen schafft man keine Armee! Es ist indessen gerecht, zur Entschuldigung des Gouverneurs anzuführen, — dessen Wort oft weniger werth war, als sein Gedanke, — daß die Rückkehr der Mobilen und der Wunsch, ihnen zu schmeicheln, zu einem mit dem Kaiser verabredeten Plan gehörte; dieser Plan erklärt auch das Verhalten des Generals bis zum 4. September inclusive; ich werde darüber einige Details geben, die ich für merkwürdig und unbekannt halte.

Ich fuhr sogleich in einer Kutsche nach Reims und am andern Morgen erwartete ein Zug, den die Agenten der Eisenbahngesellschaft gestellt hatten, das erste Detachement der Pariser Mobilen, das zu Fuß von Chalons

kam. Die Abreise ging ohne Unfall vor sich. Aber die Fahrt war wenig angenehm für mich. Die einzelnen Soldaten, deren Haltung mich zwischen Paris und Chalons so geärgert hatte, waren lauter junge Heilige gewesen im Vergleich zu diesen Teufeln von Mobilen. Der Zug war ein in Verwirrung gerathener Ameisenhaufen. Auf den Waggondächern umherlaufen, bei Gefahr unter den Brücken geköpft zu werden, auf den Trittbrettern balanciren, bei Gefahr durch Pfosten oder herwärtskommende Züge zerschellt zu werden, war ihnen ein kindisches Spiel. Sie spazierten bis auf den Tender und die Lokomotive. Bei der kleinsten Station — und wir hielten sehr oft, — zerstreuten sie sich in den Feldern, schnitten Gemüse ab, rissen die Zäune heraus, zertrümmerten die Fensterscheiben und trieben alle möglichen Tollheiten. Ich hatte von meiner Dienstzeit im aktiven Heer strenge Gewohnheiten mitgebracht, welche schlecht zu der Zügellosigkeit der Soldaten und zu der Ergebung ihrer Offiziere stimmten; es kam ein Augenblick, wo ich in der Erbitterung, meine Autorität verkannt zu sehen, ruhig meinen Säbel zog, mit der festen Absicht, ihn zu gebrauchen, sollte ich auch niedergemacht werden. Glücklicherweise genügte die Demonstration, und alles kam beinahe wieder in Ordnung, bis wir in Paris waren, wo ich mit Vergnügen den Intendanten und Offizieren, welche am Bahnhof warteten, die Sorge überließ, diese Besessenen nach dem Lager von St. Maur zu schaffen. Man möge nicht denken, wenn man mein Urtheil über die Pariser Mobilen liest, daß ich die be-

sonderen Eigenschaften verkenne, welche diese Truppe bewiesen, oder vielmehr die Eigenschaften, die noch unentwickelt in ihr lagen, und die man hätte entwickeln können. In der Pariser Mobilgarde waren ausgezeichnete Elemente vorhanden, ergebene intelligente Leute, prächtige kleine Soldaten, ja selbst bescheidene Helden. Aber diese improvisirten Bataillone waren nicht in eins gegossen, nicht zusammengeschmolzen, nicht regulirt. Nicht einmal eine Ahnung hatten sie von dem, was man militärische Disziplin nennt; sie hatten nicht die Zeit gehabt, sich an die Geduld, die Enthaltsamkeit, die individuelle Entsagung zu gewöhnen, ohne welche keine Armee existiren kann. Ihre Führer waren brave junge Leute, aber meistens dem Dienste fremd; sie hatten Furcht vor ihnen und wagten weder die Frechheiten ihrer Leute zu rügen, noch die äußeren Zeichen der Achtung von ihnen zu verlangen. Um zu wissen, ob eine Truppe gut sei, ist es nicht nöthig, daß man sie durch einen Kampf prüfe; die Probe käme zu theuer zu stehen. Es giebt gewisse äußere Zeichen, geringe Einzelheiten, die nicht täuschen. Wenn man Soldaten sieht, die Acht haben auf saubere Montur, auf geputzte Waffen, und die ihre Vorgesetzten respektvoll grüßen, dann kann man sich getrost an ihre Spitze stellen und sie, gleichviel wohin, führen. Das sind gute Soldaten. Man kann sagen, daß Sauberkeit und Respekt untrügliche Zeichen der militärischen Gesundheit sind. Aber die Nettigkeit, die Freude an blanken Waffen und die respektvollen Geberden lernt man nicht in einer

Stunde, auch nicht in ein paar Tagen. Sie sind Frucht der Erziehung, und die Mobilen hatten keine Zeit gehabt, erzogen zu werden. War das ihr Fehler? War es nicht vielmehr die Schuld der Oppositionsmänner? deren nicht endendes Geschrei die ernstliche Organisation dieser jungen Mannschaft verhinderte, und die, als sie zur Macht gelangt waren, einem krieggeübten, disziplinirten Feinde Soldaten entgegenschicken mußten, deren Natur sie sozusagen von vornherein verdorben hatten? Ich erinnere mich, daß Gambetta's erste Rede in der Kammer der Vertheidigung zweier Linienſoldaten galt, die in Strafkompagnien gesteckt worden, weil sie an einer öffentlichen Versammlung theilgenommen, in der man die Ermordung des Kaisers berieth. Ich glaube, er hätte diese erste Rede gern zurückgenommen, als er in Tours die gerechte Strenge d'Aurelles pries, der jeden Morgen, des Beispieles wegen, Dutzende von schlechten Soldaten erschießen ließ.

Wie viele, für die Meisten ach! verlorene Lehren hat dieser fluchwürdige Krieg gebracht!

Wie wurden die menschlichen Sophistereien zu nichte vor der harten Wirklichkeit! Und war es nicht z. B. sonderbar anzusehen, daß dieselben Leute, welche gegen die allgemeine Volksbewaffnung protestirten, welche geschrieen, man wolle Frankreich in eine Kaserne verwandeln, nachher genöthigt waren, mit eigenen Händen aus dem Vaterlande ein großes Lager zu machen und später sogar die allgemeine Wehrpflicht zu votiren?

Drittes Kapitel.

Durch Paris. — Im Louvre. — Der grüne Salon. — Das Kabinet des General Schmitz. — Die Erfinder. — Paris im Fieber. — Falsche Depeschen. — An der Börse. — Girardin's Wette. — Die deutschen Spione. — Die alte Frau, die eigentlich ein Mann war. — Die Anwerbungen. — Patriotische Begeisterung. — Die Freicorps. — Die freien Ambulanzen. — Die Feuerwehr. — Thiers rührt sich. — Nigra und Metternich. — Die Revue der Mobilgarde. — Die Freischaaren. — Die Umzüge im Weichbilde. — Trochu als Redner. — Die moralische Kraft. — In der Kammer. — Paris schläft ein.

Ich hatte General Schmitz' freundliche Zusage nicht vergessen, und kaum war der neue Statthalter in Paris angekommen, — in der Proklamation hieß es, der Kaiser würde folgen, — der Kaiser, der Paris nie wieder gesehen hat, — so begab ich mich in den Louvre, den er mit seinem Generalstabschef bewohnte. Ich trat sofort in Dienst.

General Trochu hatte sich in den Räumen eingerichtet, die jetzt vom Finanzminister bewohnt werden. Man gelangte hinein durch die Rue de Rivoli. Nachdem man den großen innern Hof betreten, überschritt

man ein Trottoir von einigen Stufen und befand sich in den Bureaus des Generalstabs. Es war kein Ausgang nach dem Place du Carrousel vorhanden. Aber da man alles vorhersehen muß, da ein guter General immer eine sichere Rückzugslinie offen halten muß, da es uns zudem nicht an düsteren Prophezeiungen gefehlt hatte, ja da uns geradezu verkündigt worden war, daß wir unser Haus vielleicht nicht durch die Thür würden verlassen können, so waren die ehemals vermauerten Fenster, die nach der Innenseite des Carrousels gehen, wieder geöffnet worden.

Wenn man in's Kabinet des Gouverneurs gelangen wollte, mußte man, außer einem geräumigen Vorzimmer, noch den Saal der Ordonnanz-Offiziere passiren; er hieß nach den Tapeten und Möbeln der grüne Salon. In den grünen Salon öffnete sich General Schmitz Kabinet. Der Generalstabschef brachte sein Leben beinahe Tag und Nacht, hinter seinem Pulte sitzend zu, das mit Berichten und Depeschen überdeckt war; von dort sandte er die verschiedensten Befehle in alle Richtungen, erwog alle Eventualitäten, verfaßte seine Instruktionen mit jenem Scharfsinn, jener Klarheit und jener bündigen Ausdrucksweise, die ihm nicht einen einzigen Tag während der ganzen Belagerung abhanden kam, die die Bewunderung seiner Untergebenen erregte, und die noch heute von den Offizieren seines Armeekorps an ihm geschätzt wird.

Die Ordonnanz-Offiziere, obgleich ihrer sehr viele waren, hatten einen sehr ermüdenden Dienst. Zwei

hatten beständig Dienst im grünen Salon und waren beauftragt, als erstes Sieb zwischen dem General Trochu und den zahllosen Personen zu dienen, welche ihn zu sprechen und ihm ihre Leiden, Beobachtungen, Ausstellungen, Pläne und Erfindungen mitzutheilen wünschten. Die weniger ernsthaften wurden von ihnen abgefertigt, die anderen zum General Schmitz geführt, der den feineren und letzten Seiher zwischen dem Publikum und dem Gouverneur darstellte.

Es wird Niemand Wunder nehmen, daß die verschiedenartigsten, unerwartetsten und manchmal albernsten Vorschläge uns täglich unterbreitet wurden. Ich ganz allein habe mehr als hundertundfünfzig Erfinder von Systemen angehört, wie man ebenso verschiedenartig wie unfehlbar lenkbare Luftballons herstellen könne; dann kamen Erfinder von explodirenden, erstickenden, zum Niesen reizenden Bomben, Erfinder von unwahrscheinlichen Panzerhemden, von phantastischen Torpillen; von griechischem Feuer zu Hunderten. Ich rechne gar nicht all die ergebenen Leute, welche den Entschluß gefaßt hatten, den König von Preußen oder Herrn von Bismarck zu tödten, noch die offenbaren Narren, noch die armen Mütter, welche Nachrichten von ihren Söhnen verlangten, noch die großmüthigen Bürger mit ihren Liebesgaben, noch die Schwätzer kurzweg, die zum Zeitvertreib kamen und uns die Zeit stahlen. Alle diese Gespräche wurden dann wieder unterbrochen von Deputationen, die empfangen und angemeldet werden mußten; und es war noch ein Glück, wenn wir nicht

Alles stehen und liegen lassen und an eines der Fenster nach dem Carrousel zu laufen mußten, um zu der Volksmenge zu sprechen.

In diesem Babel haben wir, wie in einem Traum, länger als fünf Monate gelebt. Unsere einzigen Erholungspausen während der Dienststunden waren die Spazierritte hinter dem Statthalter. Später indeß, als die Einschließung vollständig war, hatte ich in meiner Eigenschaft als Dolmetscher und Parlamentär häufiger und näher mit den Preußen zu reden, als mit meinen Landsleuten.

Während der ersten Tage benützte ich die müßigen Augenblicke, die mir der Dienst ließ, um ein bischen Paris zu durchstreifen, umherzuschlendern, zu beobachten, Notizen zu machen, die Zeitungen zu lesen und die Leute zum Sprechen zu veranlassen.

Paris schien sich mehr auf eine Revolution, als auf eine regelrechte Vertheidigung vorzubereiten. Eine furchtbare Ueberreizung hatte Platz gegriffen, die sich unter den verschiedensten Gestalten Luft machte: in der Kammer durch fortwährendes Fragen an die Minister, durch unaufhörliche Gesuche um Bewaffnung der Nationalgarde, durch beständige Angriffe auf die unglückliche Dynastie; an Sammelpunkten, den Straßenecken, der Börse, durch Aufläufe ohne Grund, durch Geschrei, Gezänk und Tumult. Am Tage war der Platz vor der Börse schwarz von Köpfen. Die Rente machte fabelhafte Sprünge, die Spekulanten überschrieen einander, das Publikum überschrie die Spekulanten.

Abends funkelten die Boulevards von Licht, und die Café's waren von Besuchern überfüllt. Von Zeit zu Zeit ward Jemand beklatscht, man wußte nicht, wer. Ganz unbekannte Personen wurden urplötzlich ausgepfiffen. Die Mannschaften, Franctireurs, Krankenträger wurden mit Hurrah begrüßt. Mit Hurrah ward Marie Saß empfangen und gezwungen, die Marseillaise zu singen; mit Hurrah empfing man Capoul, der Marie Saß Konkurrenz machen sollte. In der Oper ging es ebenso her; bald war es Marie Saß, als Freiheitsgöttin, bald Devoyod als Zuave, der den Volksgesang anstimmte. Man riß sich um die Zeitungen, die eine Ausgabe um die andere erscheinen ließen, und deren Korrespondenten sich hie und da auf's Geradewohl bei den Armeen befanden und ihre Eindrücke und Abenteuer erzählten.

Und dann fielen in diese wahnwitzig erregte Menge die Depeschen, tropfenweise, dunkel, bis sie, plötzlich ganz deutlich, von einem kleinen Erfolge sprachen und von den furchtbarsten Verlusten der Deutschen, von ihren Grausamkeiten, ihren Forderungen. Bald freuten sich Alle und eilten an die Fenster, um Fahnen hinauszuhängen und Lichter anzuzünden. Eine halbe Stunde später kam eine neue Depesche. Die Fahnen wurden heruntergerissen, die Lichter ausgeblasen.

In Folge dieser fortwährenden Stöße herrschte eine fieberhafte Nervosität, eine entsetzliche Verwirrung der Geister in dieser Bevölkerung, die empfänglich ist wie ein Weib. — Die Preußen rücken nicht weiter vor.

Man athmet auf. — Nancy ist von vier Ulanen erobert worden. Man zittert und geräth in Wuth. — Die weißen Kürassiere sind in Borny vernichtet worden; es ist nicht einer mehr übrig. Ach! es waren noch recht viele übrig. — Dreißigtausend Preußen sind von den Steinbrüchen in Jaumont verschlungen worden, in welche Canrobert sie gelockt hat. Alle Leute sind plötzlich obenauf.

Kein Mensch hat je von diesen Steinbrüchen reden hören. Als man eine Untersuchung anstellt, existiren sie gar nicht. — Prinz „Albert" von Preußen ist getödtet worden, sein schwarzer Sammetsarg mit silbernen Beschlägen wird durch die Reihen der Preußen getragen. Schon wieder ein Märchen. Endlich am Vorabend des Tages, wo sie die Nachricht von der Katastrophe von Sedan bringen sollten, zeigten die Pariser Blätter wohlgefällig an, der König von Preußen sei wahnsinnig geworden! War es ein Wunder, wenn man unter solchen Umständen Krämpfe bekam? Mehr ist zu verwundern, daß es in diesen Schreckenstagen noch Einigen gelang, ihren gesunden Menschenverstand zu bewahren.

Und es war nicht nur in den Volksklassen, daß sich solch eine gefährliche Verworrenheit kund that. Die Unterrichteten, Aufgeklärten waren von diesen nervösen Leiden ebenso wenig frei. Man hörte ernsthafte, gesetzte, kluge, reiche Männer erklären, unsere Schlappen am Rhein wären gewissermaßen ein Werk der Vorsehung, denn sie würden die gesammten preußischen

Armeen zu uns herüberziehen, damit sie alle in Frankreich ihr Grab fänden. Und wenn die Depeschen meldeten, hier seien 80,000, dort 150,000, weiterhin 200,000 Deutsche eingerückt, so erwiderten sie unerschütterlich: „Um so besser! um so besser! Je mehr einrücken, desto weniger werden ausrücken!"

Girardin wettete 20,000 Franken gegen einen preußischen Obersten von Holstein, daß die Preußen nicht nach Paris kommen würden. Und der Oberst schickte ihm einen Brief, in dem schon das Todtengeläut der vollendeten Niederlage wiederhallte.

„Wir werden siegen," sagte der Preuße, „erstlich, weil wir einen moralischen Halt an ganz Europa haben; zweitens, weil unsere Artillerie besser ist; drittens, weil wir die deutsche Einheit durchsetzen wollen; die Annexionsideen stammten von Eurem Kaiser und Cavour und Bismarck haben sie aufgenommen; viertens weil unsere Soldaten gut geführt werden und weil wir keine getheilten Interessen und Prinzipien haben, keine Insubordination wie Eure Mobilen, die wir weniger fürchten als Gymnasiasten; jeder Soldat bei uns ist ebenso gebildet, wie Eure Offiziere; fünftens, weil wir kämpfen für die Civilisation, das heißt für Emancipation des Menschen durch die Erziehung."

Man muß es den Deutschen lassen, sie wußten von den ersten Tagen an, was sie wollten und wohin sie gingen. Während sich Berlin, im Gegensatz zu Paris, in eine strenge Ruhe hüllte, in die angstvolle Zurückhaltung einer Mutter, deren Söhne ihr Leben auf dem

Schlachtfelde wagen, erklärten sowohl die Presse, wie auch die Offiziere ganz laut, daß Deutschland nicht eher die Waffen niederlegen werde, als bis es Elsaß-Lothringen erobert und bewies nebenbei eine seltsam genaue Kenntniß unserer materiellen und moralischen Verfassung, behauptete, wir seien nicht fertig gewesen, es fehlte uns an Allem, und die politischen Spaltungen würden der deutschen Armee ebenso zugute kommen, wie ihre Siege.

Instinktiv fühlte man, daß von den zwei Fürsten, welche die Bataillone in die großen Schlachten führten, vielleicht nicht der Kaiser der Franzosen Derjenige war, welcher Frankreich am besten kannte. Man fühlte sich überwacht, umgeben, denunzirt, mit einem Worte ausspionirt.

Die Wuth gegen die deutschen Spione fiel denn auch in die Gemüther der Pariser wie ein Funken in eine Pulvertonne.

Gab es deutsche Spione? Sicherlich!

Preußen unterhielt in Paris und in Frankreich Leute, deren Geschäft das Spioniren war, und ich sage Niemand etwas Neues, wenn ich daran erinnere, daß Einer derselben, als er ertappt und überführt wurde, mit hochgehobenem Kopfe starb und vor dem Exekutionspeloton ausrief: „Für's Vaterland."

Außerdem wimmelte die deutsche Armee von unbewußten Spionen, oder vielmehr von Soldaten und Offizieren, die unser Land besser kannten als wir, die es bewohnt, studirt hatten, und die, als der Militär-

dienst sie zurückberief, sich natürlicherweise ihrer erworbenen Kenntnisse bedienten. Es giebt in Frankreich wahrscheinlich nicht 300 Personen, die sich in Berlin zurechtzufinden wüßten, ohne sich zu verlaufen. Ich behaupte, daß in der deutschen Armee 200,000 Menschen waren, die Paris so gut wie wir kannten, die sich dort aufgehalten, dort gelebt hatten!

Der Franzose reist wenig, und wenn er reist, kann er, gehindert durch seine Unkenntniß fremder Sprachen, fast nichts beobachten. Der Deutsche wandert gern, und wenn er wandert, thut er es ebensosehr, um zu lernen, wie um zu leben. In Deutschland sucht Jeder, von einem gewissen sozialen Niveau an, die willkommene Gelegenheit, sich mit einem Franzosen zu unterhalten. Man spricht mit ihm, man fragt ihn, aber immer auf französisch, nie auf deutsch: „Wie sagen Sie dies oder das?" Er dient als unbewußter Lehrer — gratis. In Frankreich sieht man es wie eine Pönitenz an, wenn man mit einem Deutschen sprechen muß, der unsere Sprache nicht ordentlich versteht. Kurz und gut, alle deutschen Generäle, alle Stabsoffiziere sprachen französisch, und in unserem Stabe waren vielleicht nicht zehn im Stande, sich mit einem Deutschen verständlich zu machen. Es gibt eine Entschuldigung für diese Unwissenheit, das weiß ich wohl. Da die französische Sprache die Sprache der Diplomaten war und von all Denen gebraucht wurde, die danach strebten, ihr Land zu regieren, und da sie als nothwendiger Bestandtheil einer aristokratischen Erziehung galt, so ist der Franzose

lange in gewissem Grade zu entschuldigen gewesen, daß er die Sprache jener Leute nicht lernte, die so eifrig die seine studirten. Nun aber hätte das Verschwinden unserer militärischen und selbst unserer intellektuellen Superiorität uns zum Studium fremder Sprachen veranlassen sollen. Man fängt kaum jetzt an, das zu begreifen, 1870 wußte man es noch nicht.

Man begann also, Jeden für verdächtig zu halten, der nicht rein französisch sprach; und das Volk war außerdem auch unfähig, die verschiedenen Sprachen von einander zu unterscheiden.

Man arretirte Engländer, wie meinen treuen Joseph, Amerikaner, Schweden, Spanier, Elsäßer. Man arretirte alle Leute, die durch Kleidung und Benehmen irgendwie auffielen. Man arretirte Stotterer, weil sie zu schnell sprachen. Man arretirte Taubstumme, weil sie nicht sprachen; Taube, weil sie aussahen, als verständen sie nicht. Man arretirte Sielarbeiter, die aus den Sielen stiegen, weil sie piemontesisch sprachen.

Und die deutschen Spione waren noch immer zahlreich genug, um zuweilen wirklich abgefaßt zu werden, während man so zu sagen auf's geradewohl fischte. Zum Beispiel fing man zwei Spione, die sich als barmherzige Schwestern verkleidet hatten; ein Anderer in Bettlerkleidung skizzirte die Festungswerke in seinem Hut und streckte kläglich die Hand hin, wenn Jemand vorüberkam. Ein Anderer, als Marinelieutenant kostümirt und mit besonderer Erlaubniß des Kriegsministers ausgestattet, visitirte bis in die kleinsten Einzelheiten

den Mont Valérien. Als ein telegraphischer Befehl einlief, ihn zu verhaften, war er verschwunden. Aber neben diesen verdienten Verhaftungen, wie viele beklagenswerthe Irrthümer kamen vor! Bald war es ein unglücklicher Priester, den man fast in Stücke gehauen hätte, weil er, zum Feldprediger kommandirt, die Ungeschicklichkeit gehabt hatte, in seinem Wagen seinen Revolver losgehen zu lassen; bald war es ein Limonadenverkäufer, dessen Name einen deutschen Klang hatte, und dessen Laden man stürmen wollte; bald war es ein harmloser Spaziergänger, den ein Gassenjunge zum Scherz denunzirte, und den man halbtodt prügelte.

Wie oft hat man uns in's Generalstabsamt arme Teufel geschleppt, und deren augenblickliche Hinrichtung verlangt, Leute, die selbst nicht wußten, warum man sie mißhandelte, verirrte Provinzialen, Fremde, die den Weg nach ihrem Hotel verloren hatten! Einmal hat sich unter unseren Augen im Bureau ein sonderbarer unaufgeklärter Vorfall zugetragen, dessen Erinnerung mich lange wie ein Räthsel verfolgt hat. Es war in den letzten Augusttagen, General Trochu hatte soeben eine Deputation der Nationalgarde empfangen, welche um Bewaffnung bat, und hatte sie, die entzückt von ihrer Aufnahme waren, wieder gehen lassen, als ein schauderhafter Lärm unter unseren Fenstern losbrach. Wir öffneten sie und sahen eine wüthende Volksmenge, welche eine arme Alte mit einem Korbe, die schon halb todt war, umgab. Sie stand am Rande des Trottoirs und sah ein Bataillon der Nationalgarde exerzieren, als ein

Mann geschrieen hatte: „Das ist ein preußischer Spion." In einer Minute war die Unglückliche von allen Denen, die herumstanden, aus Leibeskräften geohrfeigt worden. Man hätte sie umgebracht, wenn nicht einer von uns den Einfall gehabt hätte, aus dem Fenster zu schreien: „bringt Euren Spion hierher, wir werden ihn verhören." Einige Sekunden später rollte sie wie ein Packet in unseren berühmten grünen Salon und begann weinend ihre Unschuld zu betheuern. Plötzlich stieß sie einen furchtbaren Schrei aus; einer ihrer Verfolger hatte sich mit ihr zu schaffen gemacht und rief nun triumphirend: „Habe ich's Euch nicht gesagt, daß es ein Mann ist?" Und es war wirklich ein Mann. Wir übergaben ihn Herrn Pollet, einem gescheuten Gehilfen, den der Polizeipräfekt uns zur Disposition aufgestellt hatte, und der uns einigermaßen als Zivilvorsteher diente. Der alte Mann gab seine Adresse an, man ließ seine Nachbarn kommen, und alle nannten ihn Mutter Soundso und erklärten, daß dieser gute Mann eine gute alte Frau sei, die man seit mehr als 40 Jahren in ihrem Quartier kenne, wo sie als kleine Rentiere lebe. Man ließ den als Frau verkleideten Mann frei. Warum hatte dieser kleine Spießbürger den ebenso seltsamen wie hartnäckigen Einfall gehabt, unter verborgenem Geschlechte zu leben? Man hat ihn nie zum Reden darüber gebracht. Ich hatte mir vorgenommen, wenn ich eines Tages Zeit hätte, dies Geheimniß aufzuklären. Als ich aber Herrn Pollet um die Adresse bat, erfuhr ich, daß der arme Alte jene

Szene nur zwei Tage überlebt hatte, und daß er an dem Schrecken gestorben war. Ich denke, die erhaltenen Püffe mögen aber auch wohl das ihrige zu diesem traurigen Ende hinzugethan haben.

Ein Schauspiel aber, das wohl geeignet war, uns über all das Elend zu trösten, das wir so in nächster Nähe sahen und uns auch lächerliche (!) Szenen, wie die eben erzählte, vergessen zu machen, oder so blutige Ausschreitungen, wie den verbrecherischen Angriff auf die Feuerwehr-Kaserne in Villette, boten die Bureaus dar, wo man sich anwerben ließ. Die harmlosesten Bürger ließen sich mit einer Einstimmigkeit, einer Begeisterung einstellen, die wunderbar und ganz ungekünstelt war. Der gute Wille, die Opferfreudigkeit selbst sprachen aus ihrer Haltung und ihren Reden. Ich erinnere mich, daß man den 87jährigen Marquis Lafond von Caudaval abwies, der als einfacher Linienfoldat zu seinem Sohn in der Rheinarmee zu stoßen wünschte.

Gleichzeitig bildeten und rüsteten sich in dieser zweiten Hälfte des Augusts zahlreiche Freikorps. Ich erkläre ganz offenherzig, daß ich die Freikorps nicht mag und ihre Rolle in Kriegszeiten nicht begreife. Gewöhnlich — es gab ehrenwerthe Ausnahmen, die ich nicht anführen will, damit es nicht den Anschein hat, als zählte ich alle, die ich etwa vergessen könnte, zu der strafbaren Abtheilung — gewöhnlich ist die Person, welche ein Freikorps aushebt, irgend ein zweifelhafter Zivilist, der ganz unfähig ist, sich den heiligen

Forderungen der militärischen Disziplin zu unterwerfen, ein ehrgeiziger Mensch, der gern den General spielen möchte, — wenn er nicht gar ein Industrieritter ist, der darauf ausgeht, eine wohlgefüllte Kasse unter die Hände zu bekommen. Er sucht sich natürlich ähnliche andere Leute aus, die er mehr oder weniger elegant anschirrt, und mit denen er sich nun in Abenteuer stürzt, nur allzu glücklich, ein so freies Leben zu führen, wie ein Trapper in der neuen Welt, und das inmitten einer alten durchrüttelten Nation, von der er kreuz und quer Eintreibungen fordert, — schlimmer als der Sieger und dem Heere seines Vaterlandes gefährlicher als dem Feinde. Diese Korsaren zu Lande flößen mir immer einen unbesiegbaren Widerwillen ein. Will Jemand seinem Lande wirklich nützen, dienen, ihm sein Leben weihen, so macht er nicht so viele Firlefanzerei. Man geht einfach nach der Mairie und läßt sich in die aktive Armee einstellen; man wird Soldat, aber ein richtiger, und nicht ein Phantasie-, ein Komödiensoldat. Man mußte doch geradezu verrückt sein, um zu glauben, man könnte mit Freicorps den Massen der Preußen auch nur das Geringste anhaben, mit Franctireurs, mit Buschkleppern, um die sie sich gar nicht kümmerten, und die nur den französischen Bauern Schaden zufügten. Es sind doch nur zwei Dinge möglich: Entweder sind die Franctireurs im Stande, gute Soldaten abzugeben, und dann schwächen sie durch ihre Abwesenheit die aktive Armee; oder sie sind unfähig dazu, und dann thäten sie besser zu Hause zu bleiben, statt im Wege

zu stehen, und die kostbaren Hülfsquellen des Landes zu erschöpfen. Auf die Gefahr hin, wild, ja wie ein alter Haudegen zu erscheinen, das erkläre ich, — und alle Kriegsverständigen, mit denen ich gesprochen, sind derselben Meinung, wenn ich General wäre und nach Preußen käme, so machte ich's genau so wie die Preußen, — ich ließe all dies unordentliche Kriegsvolk, das mir in die Hände fiele, über die Klinge springen. Es giebt kein anderes Mittel um den Krieg ordentlich, das heißt menschlich zu führen, so menschlich wenigstens, wie es die augenblickliche Vergessenheit mit sich bringt, die doch immer noch nach den Menschenrechten, nach den allgemeinen Humanitätsvorschriften geregelt sein soll.

Ich möchte fast dasselbe von den freien Ambulanzen sagen, obgleich die Unannehmlichkeiten, die sie mit sich bringen, lange nicht so groß sind. Wenn Jemand eine Ambulanz errichten will, so möge er sein Geld in die Kasse der Armee stecken, möge sich unter den Militärärzten, den Krankenträgern anwerben lassen, möge in die Verwaltung oder Leitung eintreten. Dann hat er einfach und schlicht seine Pflicht gethan; Sache der Regierung ist es nun, auch die ihrige zu thun, die Geldmittel und den guten Willen des Einzelnen praktisch und methodisch, wie es überhaupt zu Kriegszeiten hergehen soll, zu verwerthen. Sonst verlieren die Führer den Kopf über all diesen militärischen oder wohlthätigen Selbstständigkeiten, wissen nicht mehr, worauf sie fest zählen können, und das Unglück ist da. Ist die Regierung aber unfähig, die oberste Verwaltung ungeschickt,

— nun, um so schlimmer für Euch, Bürger, denn Ihr habt diese Regierung geschaffen, Ihr habt diese Verwaltung möglich gemacht. So wie aber das Wort „Krieg" gefallen ist, habt Ihr kein Recht mehr, Ihr einfachen Privatleute, Eure Privathandlungen an die Stelle der öffentlichen zu setzen; und thut Ihr es doch, so werden die unvermeidlichen Unfälle Euch strafen, wie rein und aufrichtig auch immer Eure Absichten sind!

In Deutschland kennt, nummerirt und vergleicht die Regierung im vollen Frieden alle Leistungen, alle Opfer, welche von Privatleuten zu Kriegszeiten etwa zu erwarten ständen. In den Städten, die möglicherweise eine Belagerung aushalten könnten, giebt es Listen der verfügbaren Betten, der Aerzte und der freiwilligen Krankenpfleger und Pflegerinnen, wie es Listen der Pferde giebt, die den Pflug oder den Wagen verlassen könnten, um Kanonen zu ziehen, die Equipagen oder das Cabriolet der Reichen, um Reitpferde für die Cavallerie herzugeben.

Im Kriege heißt die erste Bedingung Ordnung, und alles Unvorhergesehene ist Unordnung. An dem Tage, da man in Frankreich diese harten Wahrheiten allgemein begriffen hat, an dem Tage wird unser Land, wenn es will, wieder die erste Militärmacht der Welt werden.

Während dieses Buch gedruckt ward, habe ich mich mehr als einmal an den Tisch der Korrektoren und neben die Setzer gestellt, welche den Satz vornahmen; ich sah ihre Finger fast gedankenschnell die Lettern aus

den kleinen Behältern ziehen, die sie einschließen, sah, wie sie Reihe um Reihe im Setzkasten aufgestellt wurden, und wie die kleinen bleiernen Zeichen die Worte aus meiner Feder in dem Manuskript wiedergaben. Daß ihre Arbeit überhaupt möglich ist, kommt daher, weil jede Letter in ihrem Fache steckt, da wo sie sein soll, und wenn diese Anordnung umgestoßen würde, wenn die Lettern durcheinander kämen, so wäre der Satz unmöglich. „Was würden Sie anfangen," fragte ich eines Tages, „wenn man Ihre Lettern durcheinander würfe?" „Herr," erwiderte er, „wenn die Lettern durcheinander gemischt werden, so sagt man, sie sind in einen Klumpen gefallen. Dann läßt man sie einschmelzen. Unnöthig wäre es, sie aussuchen zu wollen; das würde nicht so viel einbringen, wie es kostet." Nun, in den Tagen, die ich beschreibe, konnte man diesen dem Buchdrucker entlehnten bezeichnenden Ausdruck auf Frankreich anwenden. Frankreich war in einen Klumpen gefallen. Alle Lettern, das heißt alle Bürger, waren durcheinander geworfen. Es war unmöglich, sie zu ordnen, etwas mit ihnen anzufangen. Man hat die unglückliche Nation einschmelzen müssen. Ist sie denn wenigstens umgeschmolzen worden? O weh!

Ein mehr erfindsamer als praktischer, mehr hübscher als nützlicher Einfall war es, alle Feuerwehrleute von Frankreich nach Paris zu berufen. Sein Urheber war der liebenswürdige Janvier de la Motte, der populärste aller Präfekten des Kaiserreichs, den man scherzend den Vater der Feuerwehr genannt hat; er ist kürzlich

nach einer glänzenden parlamentarischen Carriere gestorben, die einer ebenso glänzenden administrativen gefolgt war, — betrauert selbst von seinen politischen Gegnern. Auf seinen Ruf strömten alle Feuerwehrleute aus ganz Frankreich zusammen. Stadtfeuerwehren, regelrechte, elegante, und Dorffeuerwehren, die wie zu Maskenbällen ausstaffirt schienen, und ganz unwahrscheinliche Helme trugen, die den Modellen Davids, des Malers von Griechen und Römern, entlehnt schienen. Einige dieser biederen Leute waren hergereist, ohne recht zu wissen warum und fragten bei ihrer Ankunft in Paris: „Wo ist das Feuer?" Sie wurden in den Lyceen einquartirt. Es ward einiges Geld ausgegeben, um sie zu nähren und zu besolden, dann zerstreuten sie sich, und man hat nichts wieder von ihnen gehört. Da ich gerade von Geld spreche, zitire ich erinnerungshalber den Erfolg der Anleihe von 750 Millionen, und den der patriotischen Subscription seitens der französischen Presse, dem der Gaulois die Anregung gab, und die in ein paar Tagen 1,500,000 Franken brachte.

Inzwischen ward es Paris begreiflich, daß es eine Belagerung würde aushalten müssen. Für wie lange Zeit, das wagte Niemand zu berechnen. Die Optimistischsten konnten nicht glauben, daß die Hauptstadt sich so lange halten würde, wie sie es that, und die Pessimistischsten nicht, daß es so nutzlos sein würde. Trotz der Hoffnungen, die man in Bazaine setzte, den alle Welt jetzt für einen großen General, für einen Helden hielt, und von dem nach Gravelotte kaum

wieder die Rede war; trotz des Vertrauens, das Mac-Mahon selbst noch nach Reichshofen einflößte, mußte man sich an die Möglichkeit einer Einschließung gewöhnen. Es regnete von Anerbietungen im Generalstabe und oft war ich beauftragt, zum Handelsminister Clement Duvernois, der mit der Verproviantirung betraut war, die Korn- und Viehhändler zu führen, die sich an den Statthalter gewendet hatten. Es ist bekannt, daß Duvernois dieses unendlich complizirte Amt wie ein genialer Mensch verwaltete. Sonderbar, dreimal war ich bei ihm, und dreimal fand ich Thiers bei ihm. Thiers besaß damals noch nicht die Popularität, welche er später erlangte, erstlich weil er unsere Niederlagen voraus gesehen, zweitens durch seine diplomatische Tour durch Europa, und endlich durch den Umstand, daß er unter den Mitgliedern der Défense nationale mit seiner gouvernementalen Vergangenheit den einzigen Rest einer regulären Verwaltung darstellte, der noch obenauf schwamm. Aber er geberdete sich ganz wie ein Eichhörnchen im Käfig. Stumm in der Kammer, hielt er sich dadurch schadlos, daß er in den Ministerkabineten umherlief und Rathschläge und Unterweisungen austheilte, daß er die Gesandtschaften besuchte, wo er zugelassen und gern gehört ward, daß er die Diplomaten ausforschte, die Gesinnung der Regierungen sondirte, thätig und geschäftig und überall war. Man sah nur ihn. Noch zwei andere Leute, zwei Fremde, brachten so ihre Zeit mit Umherlaufen zu. Es waren die Herren Metternich und Nigra, der österreichische und

der italienische Gesandte in Paris, über deren Rolle ich noch einige Erklärungen zu geben habe, wenn ich bis zur Schilderung dessen gelangt bin, was ich am 4. September sah.

Uebrigens hatte all' dies diplomatische Hin- und Herlaufen keinen besonderen Erfolg. Man wußte schon, daß die Königin von England der Kaiserin geschrieben, sie könne in dem französisch-preußischen Konflikt nicht interveniren. Auf Oesterreich wurde kaum gerechnet. Von Italien hieß es eines Tages, daß 100,000 Soldaten über die Alpen kämen, um uns zu Hilfe zu eilen. Es ward einen Augenblick geglaubt. Aber Italien dachte nicht an die, welche es geschaffen. Es waffnete sich zur Eroberung Roms.

Wir waren auf unsere eigene Kraft gestellt, und nach und nach machten sich die aktiven Soldaten, die noch in Paris kasernirt waren, nach dem Norden auf. Man wagte nicht, ihren Dienst den Mobilen anzuvertrauen, die noch immer in St. Maur lagerten. Am 25. August ließ der General diese junge Mannschaft Revue passieren, es gab eine große Begeisterung. Zwei Stunden lang marschirten die Truppen an ihm vorüber und schrieen: „es lebe Trochu."

Er grüßte und lächelte. Mir schien indeß, als zwänge er sich zur Liebenswürdigkeit, und als hätte er lieber ruhigere Truppen an sich vorbeiziehen sehen. Dies Schreien klang nach Meuterei.

Bei der Rückkehr begegnete uns, fast vor der Thüre

des Louvre eine Bahre, auf der ein alter General ruhte, der ganz todtenblaß zu sein schien.

„Gehen Sie," sagte der Statthalter, „erkundigen Sie sich nach seinem Namen, und bei welchem Gefecht er verwundet worden."

Ich gebe dem Pferd die Sporen, sprenge an die Bahre, nehme die Mütze in die Hand und erkundige mich. Der arme General gestand mir stotternd und verlegen, er sei vom Pferde gefallen. Trochu zuckte die Achseln und trat in's Haus.

Die voraussichtliche Belagerung, die Vorbereitung zur Verproviantirung verursachten eine außerordentliche Lebhaftigkeit. Ein doppelter Strom ging durch Paris, die Einen kamen an, die Andern reisten ab.

Der Statthalter hatte einen Befehl unterzeichnet, welcher Leute ohne Existenzmittel, oder die der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden konnten, aus der Stadt verwies; es blieb ein todter Buchstabe. Eine gewisse Anzahl sehr gesunder Leute, die sehr gut im Stande waren, Dienste auf den Wällen zu thun und sogar an den künftigen Ausfällen Theil zu nehmen, verkrümelten sich, wie es ihnen einfiel, nach Italien, nach Spanien, nach Belgien oder England; aber die große Menge Derer, die man unnütze Mäuler nennen konnte, Greise, Frauen und Kinder, die weder Hülfsquellen noch Zufluchtsörter in der Provinz hatten, mußten wohl in Paris bleiben. Man hätte in einem solchen Augenblick einen großen Entschluß fassen und all' diese Leute nach dem Süden schaffen sollen. Man dachte nicht einmal

daran. Daß aber die Gefährlichen es vorzogen, in Paris zu bleiben, wo sie in der allgemeinen Unordnung sich trefflich verkrochen, hat der 31. Oktober und die Kommune bewiesen. Statt dessen schuf man einen leeren Raum um Paris. In aller Eile wurden die Ernten eingefahren, auf Wagen aufgehäuft, und nun zogen durch jedes Thor die unabsehbaren Reihen von Fuhrwerken voll Lebensmitteln, während die Eisenbahnzüge und die Seineschiffe Kohlen und Wein, Korn und Vieh herbeibrachten. Die Bauern mit ihren Familien begleiteten ihre Ernten, es war ein unbeschreibliches Schauspiel, das diese tausende von Wagen, voll Möbeln, Frauen und Kinder, voll Küchengeschirr, Korn- und Kartoffelsäcken darboten; oft war eine Kuh, ein Kalb noch hinten angebunden. Da sah man Weißzeugschränke voll Kaninchen, Betten, die in Hühnerställe verwandelt waren. Und all das wurde umtönt vom Brüllen der Rinder, dem Blöcken der Schafe und Ziegen, tollem Entengeschnatter, Hahnenkrähen, Hühnergackern, Kindergewinsel und männlichen Flüchen. Die kleinen Spießbürger, welche die Umgegend von Paris mit den tausend engen kleinen Kasten übersäet haben, welche sie Villa's nennen, wollten natürlich auch ihre Vorräthe und ihr Sommermobiliar in's Trockene bringen. Die Transportmittel fehlten. Ein Umziehwagen mit zwei Pferden kostete 500 Franken den Tag; ich habe Schlauköpfe gesehen, die sich, ich weiß nicht durch welche Kriegslist, die Trauerwagen zu verschaffen gewußt hatten, und die höchst vergnüglich in einem Leichenwagen umzogen.

Was besonders merkwürdig ist, — schon seit dieser Zeit, vor Sedan, beabsichtigten die Deutschen, sich um Paris zu lagern, und ich erinnere mich, daß mir erzählt ward, Herr Eugene Cliquot habe einen Brief erhalten, in dem er eingeladen wurde, sein Schloß Courcelles für den Kronprinzen von Sachsen in Stand zu setzen. Der bloße Name Cliquot mußte übrigens den Preußen fröhliche Erinnerungen erwecken. Als 1815 die Alliirten bei diesem großen Champagnerfabrikanten einquartirt waren, vertilgten sie eine Unzahl Flaschen, die sie vollständig zu bezahlen vergaßen. Nur als sie wieder zu Hause waren und den französischen Nektar in gutem Andenken behalten hatten, schickten sie dem Hause Cliquot umfangreiche Aufträge. Von allen Punkten kamen sie, aus denen die feindlichen Regimenter herstammten, d. h. aus allen Ecken Europa's, und, fügt die Sage hinzu, — so begann das große Vermögen der berühmten Wittwe. Da Paris nicht gerade eingerichtet war auf einen so zahlreichen Viehstand, so wurden alle die Thiere im Bois de Boulogne, im Bois de Vincennes, und in den Squares untergebracht. Das Gras auf den Rasen reichte nicht lange. Zu gleicher Zeit, da das Vieh hereinkam, dekretirte der Statthalter die Ausweisung aller Fremden, der entschieden überflüssigen Mäuler. Kurz vor einer möglichen Belagerung war diese Maßregel gerecht und klug. Sie ward gebilligt und ausgeführt.

Ich sehe, daß ich bis jetzt von der Abgeordnetenkammer kaum gesprochen habe, die inzwischen fortwäh-

rend stürmische Sitzungen hielt, — und ebenso wenig von der regierenden Kaiserin. Ich gestehe, daß, da mich mein Dienst nicht in die Kammer führte, ich aus Geschmack daran in meinen seltenen Mußestunden auch nicht hinging. Ich habe nie einsehen können, welchen Nutzen die Kammern unter solchen Umständen haben, und mir scheint, wenigstens wenn die Kanonen reden, sollten die Advokaten schweigen. Außerdem nimmt die Verpflichtung, stundenlang unter dem Angriffsfeuer der Opposition aushalten zu müssen, den Ministern die Kaltblütigkeit, verwirrt sie und hindert sie bei der Arbeit. Was die regierende Kaiserin betrifft, so werde ich gleich erklären, welches ihre Stellung dem Statthalter gegenüber war, den die öffentliche Meinung dem Kaiser aufgezwungen hatte, und den derselbe mit dem geheimen und ziemlich verständlichen Hintergedanken, aus seiner augenblicklichen Popularität Nutzen zu ziehen, ernannt hatte, — und man wird begreifen, daß zwischen dem Louvre, wo General Trochu wohnte und den Tuilerien eine Kluft lag, die von dem General selten überschritten wurde, und dann auch nur widerwillig, aus Pflicht, ohne Neigung.

In Paris bringt das Amt eines Abgottes auch Ferien mit sich, und schon in den letzten Augusttagen schlichen sich zaghafte Kritiken in das noch allgemeine Konzert der Lobeserhebungen und Vergötterungen ein, mit denen der Gouverneur aufgenommen worden war. Da ich meinem Vorgesetzten ergeben und stolz war, ihm anzugehören, seine Thür zu vertheidigen und hinter

ihm herzugaloppiren, so wurde ich wüthend, und das um so mehr, da ich gewünscht hätte, daß die Verläumder weniger Recht hätten. Man warf ihm vor, er rede zu viel, er schreibe zu viel. Man fing an, ihn „Herrn Trochu" zu nennen und sogar „Herr Trop-lu."

Es ist gewiß, daß es hienieden keine vollkommene Menschen giebt, und daß die Kehrseite der großen Eigenschaften häufig aus einer Menge kleiner Fehler besteht, die an diesen Eigenschaften hängen, wie die linke Seite an der rechten. Der General war ein gelehrter Mann. Er schrieb gut, und er mochte gern schreiben. Er sprach gut, obgleich nach meinem bescheidenen Urtheil seine Sätze immer zu lang waren, und er mochte gern sprechen. Wie die Gelehrten hatte er eine Schwäche für Anmerkungen und er hatte geglaubt, mit Hülfe eines Briefs an ein Journal seinem Aufruf an die Pariser eine Erläuterung geben zu müssen. Das war ein Irrthum und ein um so größerer, als diese Erläuterung ein bischen unerwartet kam. Der Statthalter erklärte sich darin als großen Parteigänger der moralischen Kraft; er wollte durch die moralische Kraft regieren. Nun ist es sicher, daß die Gewalten, welche der brutalen Kraft entspringen und nur von ihr getragen werden, schnellem Verfall und unvermeidlichem Untergange geweiht sind. Ganz gewiß ist die größte Kraft die moralische Kraft. Aber man ist in Frankreich und anderswo gewohnt, solche schöne Gedanken in den Büchern der Philosophen, nicht aber in den Proklamationen der Generäle zu finden. Und so wenig man

dem, der einen Säbel trägt, verzeihen würde, wenn er sich als Apostel des Säbels erklärte, ebenso sehr wundert man sich, wenn er die Schönheit der Ueberzeugungstreue und der moralischen Kraft besingt. Zwischen einem Prediger und einem Haudegen ist doch ein breiter Raum, in dem ein Mann von Talent und Geist, wie der General Trochu, sich nach Herzenslust tummeln konnte. Warum hatte er die Neigung, sich immer mehr der Kanzel als dem Reitsattel zu nähern? Einige zeigten sich überrascht, andere unruhig deswegen, aber diese Verwunderten und Unruhigen bildeten zusammen nur eine verschwindende Minorität, und wenn sie in den Tuilerien günstig aufgenommen wurden, vom Grafen Palikao wurden sie hart angeschnauzt. Dieser hielt den Gouverneur mit unwandelbarer Treue und hatte auf die ersten Ausstellungen trocken erwidert: „ja er redet, aber er handelt auch." Es war gegen Ende dieses Monats, der an Ereignissen und Aufregungen so reich war, am 29. August, daß das erste Kriegsgericht die zwei Haupturheber des abscheulichen Attentats verurtheilte, das am 15. August gegen die Kaserne der Feuerwehrleute in Villette ausgeübt worden war. Eine Bande von Schurken, welche die öffentliche Meinung hartnäckig als Mitschuldige der Preußen betrachtete, griff die Schildwache der Feuerwehrleute an und verlangte die Gewehre der Kaserne, um nach dem Corps législatif zu stürmen und die Republik auszurufen. Die Feuerwehr leistete Widerstand. Die Meuterer gaben aus ihren Revolvern Feuer. Ein Feuerwehr-

mann ward getödtet. Ein Beamter ward verwundet und durch Fußtritte vollends getödtet. Ein kleines Mädchen ward von einer verirrten Kugel getroffen. Eudes und Brideau, die Anführer dieser hübschen Gesellschaft, wurden von Herrn Gatineau vertheidigt, zum Tode verurtheilt und sollten am Morgen des 5. September hingerichtet werden. Die Revolution vom 4. September rettete ihnen das Leben.

Dies Attentat hatte übrigens nicht verhindert, daß in der Kammer die Herren Ferry und Favre die allgemeine Bewaffnung der Bürger verlangten, und zwar mit einer Hartnäckigkeit, welche bei diesen Staatsmännern die Schrecken der Belagerung überleben und uns endlich die Kommune bringen sollte. Ich stehe jetzt an dem verhängnißvollen Datum, dem 4. September.

Es war Sonnabend. Seit dem vorigen Abende ging ein unbestimmtes Gerücht, daß Mac-Mahon eine neue Niederlage erlitten habe. Aus Belgien waren Depeschen gekommen, welche besagten, die Schlacht müsse fürchterlich sein, denn von allen Grenzstädten höre man unaufhörlich entsetzlichen Kanonendonner; und schon seit 48 Stunden war Frankreichs Schicksal durch das Glück der Waffen besiegelt.

Um $3^1/_2$ Uhr bestieg General Palikao die Tribüne in der Kammer und meldete ohne Details, daß eine große Schlacht zwischen Sedan und Mezières stattgefunden, daß sie Sieg und Niederlage gebracht habe; daß Bazaine einen Ausfall aus Metz gemacht, um zu Mac-Mahon zu stoßen, daß er nach 8stündigem Kampf

habe zurückkehren müssen; daß seine Unternehmung mißglückt, und daß die Lage bedenklich sei.

Sodann bestieg Jules Favre die Tribüne und machte den Vorschlag, dem General Trochu eine Art militärischer Diktatur anzuvertrauen.

General Palikao erwiderte, er habe zuviel Vertrauen zu dem Statthalter, um zu glauben, er werde unter Mißachtung seines Eides eine solche Stelle annehmen.

Die Abgeordneten bleiben in ihren Bureaus. Das Gitter ist geschlossen worden. Abends hält Gambetta eine Ansprache an die auf den Quais angesammelte Menge, bittet die Bürger dringend, Geduld zu haben, und kündet an, es werde eine Abendsitzung stattfinden. Dann geschieht die Räumung der Umgebungen des Palais Bourbon durch Schutzleute und die Pariser Garde.

Um 5 Uhr hat die Kaiserin den bündigen telegraphischen Bericht der Katastrophe von Sedan empfangen. Sie hat sich allein eingeschlossen, um zu weinen.

Nachts, 20 Minuten nach 1 Uhr, besteigt Palikao wieder die Tribüne. Er verkündigt, daß die offiziösen Nachrichten offiziell geworden sind, und in ein paar kurzen Worten, die gleich Hammerschlägen auf die unbeweglichen, in feierlichem Schweigen dasitzenden Deputirten fallen, erzählt er das Unheil: Mac-Mahon verwundet, die Kapitulation, der Kaiser gefangen.

Dann ersucht er die Kammer, unter diesen Ausnahmeverhältnissen die Sitzung auf den morgigen Tag, Sonntagmittag, zu vertagen.

Jules Favre erscheint; er stellt den Antrag auf Thronentsetzung, und indem er die vom Minister vorgeschlagene Versammlungszeit annimmt, macht er sich anheischig, am anderen Tage die Gründe zu erklären, die ihm diesen Antrag diktirt haben.

Diese Sitzung, der ich angewohnt habe, hat zehn Minuten gedauert.

Als ich in den Louvre zurückkehre, um dem General von dem, was ich gesehen, Bericht zu erstatten, sehe ich am Ende der Brücke de la Concorde auf dem Platze den weißen Kopf des Herrn Thiers, der sich aus seiner Wagenthür lehnt. Er erzählt der Menge von Sedan. Man beklatscht ihn.

Paris entschläft unter einem wunderschönen Nachthimmel, und dort unten hinter den Thürmen von Notre-Dame, hinter der schlanken Spitze der Sainte-Chapelle, hinter den Glockenthürmchen des Justizpalastes im sternbesäeten Blau gleitet sachte der Mond, und seine ungestalte Larve blickt, scheint es mir, gleichzeitig auf die Hauptstadt, die noch nichts von dem Unglück weiß, das sie betroffen, und dort oben im Norden auf unsere armen Soldaten, die ohne Brod, ohne Schuhe und ohne Waffen zwischen den Lanzen der Ulanen eingepfercht sind.

Wie ich über den Carrousel-Platz schreite, werfe ich einen Blick nach den Tuilerien hinüber. Ueber der großen erleuchteten Vorhalle und der Hauptwache, in deren Lichtern die Bajonnete der Schildwachen funkeln,

bezeichnet die verhüllte Helle an einem Fenster den Ort, wo die Gemächer der Kaiserin zusammenstoßen.

Und mit gepreßtem Herzen denke ich an die arme Frau, die fern von ihrem gefangenen Gatten, fern von ihrem verlassenen Sohne, die letzte Nacht ihrer Königswürde verwacht und verweint.

Wer weiß, was morgen sein wird, sage ich mir. Dann ist vielleicht diese Frau, diese Kaiserin ebenso verlassen, wie sie umdrängt war, ebenso elend wie sie beglückt, ebenso vergessen, wie sie vergöttert war. Sie wird vielleicht in solche Verlassenheit, in solche Hülflosigkeit versinken, daß sie, um sich zu stützen, den Arm eines ritterlichen Mannes, des ersten besten, eines armen kleinen Mobilen wie Du bist, aufsucht.

Und ich bin nicht sicher, ob mir die Nacht nicht geträumt hat, ich rette die Kaiserin.

Man wird bald sehen, daß meine Rolle weniger großartig und romantisch war.

Viertes Kapitel.

Der 4. September. — Paris erwacht. — Die Kammer aufgelöst. — Die Absetzung. — Ein Gang über die Quais. — Jules Favre und die Menge. — Apotheose. — Allgemeines Entzücken. — Und die Kaiserin? — Maria Antoinette und Maria Theresia. — Noch einmal Nigra und Metternich. — In den Tuilerien. — Die Kaiserin ist fort. — Im Louvre. — Im Stadthause. — Die erste Rede. — General und Advokaten. — Rochefort und Trochu. — Herr Thiers.

Sonntag den 4. September hatte ich Dienst, das heißt, ich war seit dem Abende vorher bestellt, dem Statthalter zu Pferde zu folgen, wenn er auszureiten hätte.

Als ich Nachts von der Kammer kam und hörte, der General sei zu Bette gegangen, legte ich mich zum Schlafen in einen Lehnstuhl im grünen Salon, statt in meine Wohnung zu gehen.

Mit Tagesanbruch begannen die Ausrufer in der Rue de Rivoli die noch schlaftrunkene Stadt mit den Schreckensworten zu erwecken: „Napoleon der Dritte ist gefangen!" Die Morgenblätter erklärten und besprachen die nächt-

liche Kammersitzung und erzählten ziemlich genau nach den belgischen Zeitungen die schon drei Tage alte Katastrophe von Sedan. Um 8 Uhr war der riesige menschliche Bienenstock in voller Bewegung. Von allen Seiten konnte man wahrnehmen, wie die Einwohner vom äußeren Rande der Stadt zum Mittelpunkte hinströmten.

Die Rue de Rivoli und der Carrousel-Platz unter unseren Fenstern waren schwarz von Menschen. Es war wunderschönes Wetter, und Jeder weiß, wie die Pariser Sonntags alle munter sind. Die Einen spazierten glückselig die Arkaden auf und ab und auf den Trottoirs entlang; die Anderen eilten fieberhaft nach dem Palais Bourbon, wo sie Arbeit für sich vermutheten; noch Andere, die sich auf den Plätzen und an den Straßenecken angesammelt hatten, warteten, guckten und tranken die laue Luft eines echten Sommertages.

Ich hatte dem General gesagt, der übrigens auch den Bericht über die Nachtsitzung der Kammer im Journal officiel hatte lesen können:

„Mittags versammeln sie sich, um den Antrag auf Absetzung zu berathen."

Welche Maßregeln getroffen werden mußten, um die Sicherheit des Corps législatif zu schützen, das ging uns nichts an. Der Kriegsminister hatte sogleich die nothwendigen Befehle ertheilt. Indeß war es doch ziemlich natürlich, daß der Statthalter von Paris sich um das kümmerte, was in seiner Statthalterschaft vor-

ging, und seit halb 12 stand das Eskortekorps im Hof hinter unsern gesattelten und gezäumten Pferden. Oft riß General Trochu die Thür seines Kabinets auf, um nach dem Kabinete des General Schmitz zu gehen, der vertieft bei seiner Arbeit saß, Befehle zu erlassen, Depeschen aufzunehmen und Berichte zu notiren; er schritt durch den grünen Salon, wo wir warteten und sagte: „Nichts Neues?"

„Nichts, mein General," war unsere unveränderliche Antwort. Einen Pistolenschuß weit vom Palais Bourbon wußten wir absolut nicht, was dort vorging. Alle Leute gingen hin, zurück kam Keiner, und von uns hatte Niemand den Auftrag, sich dort zu erkundigen.

Gegen 1 Uhr ward die für 12 angekündigte Sitzung eröffnet. General Palikao hatte einen Antrag gestellt, wonach ein Vertheidigungskomité aus 9 Mitgliedern eingesetzt wurde, und worin der General selbst das Amt eines Generallieutenants des Komités übernehmen sollte; Herr Thiers und einige seiner Genossen hatten einen fast übereinstimmenden Antrag gestellt, nur sollte eine Konstituante sich versammeln, sobald die Umstände es erlaubten. Mit dem Antrage der Absetzung, den Jules Favre am Abend eingebracht hatte, machte das drei völlig verfassungswidrige, revolutionäre Anträge, denn keiner erwähnte der Regentschaft der Kaiserin, die doch existirte.

Es war die Dringlichkeit der Anträge beschlossen worden und die Abgeordneten zogen sich in ihre Bureaus zurück, um sie zu berathen, wie das Gebrauch ist.

Indessen nahm nach und nach die Nationalgarde die Stelle der Linientruppen ein, welche zur Vertheidigung um den Palais Bourbon aufgezogen waren. Die regelmäßigen Bataillone marschirten ab, und die bürgerlichen ersetzten sie. Gleichzeitig wich die Linie der Schutzleute zurück; die bewachten Punkte wurden verlassen, und endlich drang die Volksmenge, die durcheinander mit der Nationalgarde: „Absetzung!" „Es lebe die Republik!" schrie, auf die Tribünen und in den Halbcirkel der Kammer. Gambetta und Jules Favre begannen zu reden. General Palikao versuchte sich verständlich zu machen, er ward zurückgedrängt und verschwand in dem Tumult. Ohne votirt zu sein, war die Absetzung vollständig. Um 3 Uhr konstatirte Präsident Schneider die Unmöglichkeit in Frieden zu berathen und erklärte die Sitzung für aufgehoben.

Es war gerade in diesem Augenblick, daß General Trochu, ungeduldig, fieberhaft, überreizt durch das stundenlange Warten, zu Pferd stieg und zu uns sagte: „Wir wollen sehen, was es dahinten giebt."

Ich war also zu Pferde hinter dem General, als er durch den Thorweg des Louvre hinausreitend, den Carrouselplatz kreuzte. Was mir sogleich auffiel in dieser Menge, die sich umwendete und in den Weg stellte, um dem General zu applaudiren, war eine ziemlich große Anzahl jener zerlumpten, düster blickenden Subjekte, die sich an das Gitter der Tuilerien geklammert und gehängt hatten, Geschöpfe, die man weiß nicht woher auftauchen in der unruhigen Zeit und die

verschwunden zu sein scheinen, wenn die Welt ruhig und das nationale Leben geregelt ist. Stumm blickten sie auf die kaiserliche Wohnung, und so im ganzen gesehen glich diese Volksmasse einem riesigen Raubthier, das zum Sprunge ausholt und seine Beute durch den Blick bezaubert, ehe es sich auf sie stürzt.

Wir kamen auf den Quai, nachdem wir das Gewölbe durchschritten, unter dem das Basrelief Napoleon des III. als römischer Cäsar auch nach dem Corps législatif zu starren schien und wendeten uns dann nach rechts, am Wasser entlang. Von der Brücke de la Concorde strömte uns eine lärmende, aufgelöste, heulende Herde entgegen, die einem Manne folgte oder ihn vielmehr vor sich hertrieb, einen hochgewachsenen Mann mit bloßem Kopf und langen grauen verwirrten Haaren, der sich vor ihnen abzappelte. Es war Jules Favre.

Als er den Statthalter bemerkte, kam er zu ihm, der General hielt sein Pferd an, und mit sehr lauter Stimme, um die Rufe der Naheſtehenden zu überschreien, wechselten sie ein paar Worte, die wir ganz deutlich vernahmen:

„Wohin wollen Sie, General?"

„Nach der Kammer."

„Das ist unnöthig. Die Deputirtenkammer existirt nicht mehr. Sie ist vom Volk gestürmt worden. Die Absetzung ist proklamirt, und wenn Ihnen daran liegt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, so ist Ihr Platz im Louvre, in Ihrem Hauptquartier, und dort werden Sie die Abgeordneten aufsuchen, welche als Regierung zur nationalen Vertheidigung konstituirt sind."

„Ah!" sagte der General, und ohne eine weitere Bemerkung wandte er sein Pferd und kehrte um, während das Gedränge von Minute zu Minute wuchs. Als wir uns dann links wandten, schritt Jules Favre, immer gefolgt von seinen Schreiern, weiter; sie schienen ihn nach dem Stadthause führen zu wollen, wo die Herren Gambetta, Crémieux und Kératry schon zu Wagen angelangt waren und das Volk, das ihren Schritten gefolgt war, in den öffentlichen und den Privatgemächern ansprachen.

Der Carrouselplatz war überfüllt. Als wir erschienen, wurde das Geschrei: „Es lebe die Republik! Nieder mit dem Kaiserreich!" und dazwischen: „Es lebe Trochu!" immer lauter und stärker.

Seit 20 Jahren hatte Napoleon III. den Franzosen im Allgemeinen und den Parisern im Besonderen den Glauben an seine Energie eingeflößt.

Er hatte von den Erinnerungen an den Staatsstreich gezehrt. Und instinktiv sagte das Volk von ihm: „Das ist kein Schwachkopf, der wie Vater Philipp in einem Fiaker davonliefe; eher sprengte er sich in die Luft, als daß er sich ergäbe." Selbst noch nach den Schwachheiten der letzteren Jahre, nachdem Baudin gelitten, die Leichenfeier Viktor Noirs geduldet worden, nachdem die Presse keinen Maulkorb mehr trug und Rochefort reden durfte, flößte er Furcht ein. In seiner Abwesenheit lastete er noch auf den Gemüthern. Die ersten aufrührerischen Versuche waren schüchtern und an dem etwas unentschlossenen Wesen Derer, die sie

machten, konnte man leicht sehen, daß ihre eigene Kühnheit sie in Verwunderung setzte und erschreckte.

Jetzt aber, da es beglaubigt war, daß der Kaiser mit dem großen Schnurrbart seit 3 Tagen Kriegsgefangener sei, daß er nicht zurückkommen werde, um den erschütterten Soldaten neuen Muth, den aus der Fassung gebrachten Gendarmen neuen Eifer einzuflößen, schwamm die Pariser Bevölkerung in der Wonne einer Gymnasiastenbande, deren Aufseher verschwunden ist. Wonne! Dies Wort, das wie eine Blasphemie aussieht, ist nicht zu stark! Man war lustig, das ist die Wahrheit. Lustig! und der Preuße, der kein Hinderniß vor sich sah, hatte schon wieder seinen Marsch aufgenommen! Lustig! und die eine unserer beiden Armeen war gefangen. Lustig! und seit Jahrhunderten hatten wir kein ähnliches militärisches Unglück erlebt.

Einige meinten ganz gemüthlich, nun, da Napoleon verschwunden, werde es morgen Frieden geben. Die Anderen, die es besser wußten, meinten, es sei nicht zu theuer, wenn man den Sturz des Regiments, das sie verabscheuten, mit einem Fetzen des Vaterlandes bezahlte. Im Augenblicke, da ich dieses schreibe, befindet sich in hohen Ehren, in öffentlichem Amt ein Mann, ein Advokat, den ich auf den Stufen des Justizpalastes habe sagen hören: „Der Sturz des Kaiserreichs ist Elsaß-Lothringen werth." Und warum sollte dieser Mann es auch nicht sagen, wenn einer seiner Vorgesetzten es mit cynischer Ruhe niederschrieb und veröffentlichte.

Wie viele waren wir, die ohne das Kaiserreich amnestiren zu wollen, ja die ganz geneigt waren, ihm nach dem Frieden eine Strafe für seine Vergehungen zu ertheilen, dennoch meinten, daß es vernünftig und patriotisch gewesen, wenn man es hätte den Krieg fortführen, oder Frieden schließen lassen, und daß wir die Rechnungen mit einander hätten abmachen sollen, nachdem der Fremdling fortgewesen? Wir waren Wenige, das ist gewiß und wurden von dem allgemeinen Zuge mit fortgerissen.

Es war merkwürdig: Leute aus den verschiedensten Klassen, selbst Diejenigen, die man nach ihrem Auftreten, nach ihren Beschäftigungen oder Interessen, für der Politik ganz fern stehend hielt, waren fanatisirt. Die Frauen thaten sich wie gewöhnlich durch ihre begeisterten, heftigen, krampfhaften Kundgebungen hervor. Sie küßten unsere Pferde, sie küßten unsere Stiefel. Man hätte glauben können, wir kämen von der glänzendsten Waffenthat, wir hätten soeben das Vaterland gerettet. Und wir hatten ganz einfach einen kleinen viertelstündigen Spazierritt gemacht und ein paar Phrasen mit einem alten Advokaten getauscht. Bei der Rückkehr warf ich einen Blick auf die Tuilerien. Etwa 50 Männer in Blusen hatten es fertig gebracht, wie weiß ich nicht, in den Schloßhof zu dringen. Andere drängten sich zu ihnen, die Einen über das Gitter, die Anderen zwangen im Laufschritt die Posten von ihrer Stelle; die Soldaten wagten nicht, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Für die, welche wie ich die Revolution von 1848

gesehen, und die Schreckenstage die darauf folgten, war es leicht zu erkennen, daß es um die Tuilerien geschehen sein würde, sobald diese noch harmlose und einfach neugierige Bande um einige tausend Männer und einige hundert Megären sich verstärkte. Dann mußte eine regelrechte, oder vielmehr eine regellose Plünderung beginnen, und der Thron Napoleons III. wie der Louis Philipp's zersplittern, nachdem er denselben Weg genommen, wie jener: durchs Fenster.

Und was sollte aus der Kaiserin werden in diesem Tumult? konnte sie fliehen? würde man sie respektiren?

Wir waren endlich wieder im Hauptquartier. Unverzüglich begab ich mich zu dem Generalstabschef, um ihn mit der Situation bekannt zu machen. In seine Arbeit vertieft, immer hinter seinem Pulte sitzend und Depeschen siegelnd und abschickend, wußte General Schmitz durchaus nicht was vorging. In wenig Worten sagte ich ihm, was geschehen sei, die Kammer gestürmt, die Absetzung vollzogen, der unnütze Schritt des General Trochu, eine Regierung im Stadthause in der Bildung begriffen und die wahrscheinliche Plünderung der Tuilerien am Abend, in den nächsten Minuten vielleicht; ich fügte hinzu, ich halte es für dringend geboten, ganz energische Maßregeln zu ergreifen, die die Bevölkerung verhinderten, sich und das neue Regiment zu entehren, welches dem Kaiserreich folgen sollte, indem es ihm die Verantwortlichkeit für Raub und Diebstahl auflüde und vielleicht zusammenhängend damit auch für Verbrechen gegen das Leben von unschuldigen

Menschen. Der General ließ mich reden, nickte beistimmend mit dem Kopfe, hatte aber die zögernde Miene eines Führers, dem es an Mannschaft fehlt. Ich sagte noch, daß meine Mobilgarden-Uniform dem gemeinen Volke sympathisch sei, da sie in den Mobilen die ersten Angreifer und erklärten Gegner des Kaisers sähen; daß diese Uniform mich vielleicht in den Stand setzen würde, die Tuilerien und die Person der Kaiserin zu beschützen, wenigstens vorläufig, und bis bessere Maßregeln für die Sicherheit der unglücklichen Fürstin getroffen seien.

Ich fügte noch hinzu, daß es auf der Straße hieße, sie wolle abreisen, sie sei abgereist, und daß ich mich für den Fall, daß sie den Palast offen am hellen Tage verlassen wolle, anböte, ihr als Eskorte zu dienen und ihren Wagen zu vertheidigen.

Ich gestehe, ich dachte, die Kaiserin, die übrigens nicht verabscheut wurde und deren Unglück schon das Gemüth des Volks beschäftigte, selbst in dem Rausch seines leichten Sieges, die Kaiserin würde als Fürstin abtreten. Und dieser Gedanke war gar nicht so romantisch und phantastisch, denn eine Prinzessin, ihre Cousine, eine Tochter aus königlichem Geblüte, die Prinzessin Clotilde, weigerte sich, sich zu erniedrigen, indem sie die französische Hauptstadt auf minder würdige Art verließe, als sie sie betreten hatte. Im offenen Landauer und in Galaequipage fuhr sie ab. Und das Volk in vollster Revolution sah sie ruhig und gleichgültig, als wenn sie in's Bois de Boulogne führe, abreisen, und sagte in seiner familiären Sprache: „es ist doch ein

ganzer Kerl von einem Weib!" und alle Leute grüßten sie, einige lachend, aber dies Lachen hatte nichts Ungehöriges, es war vielmehr das Zeichen einer zutraulichen wohlwollenden Zustimmung.

Es war nicht ihre Geburt, es war vielmehr der Zufall und die Macht ihrer Reize, denen Eugenie von Montijo Frankreichs Thron verdankte; diese Heirath ohne Verbindungen, der italienische Krieg, der mexikanische Krieg, und das Ministerium Ollivier waren vor dem Kriege von 1870 die vier großen Fehler in der Regierung Napoleon III. und man muß wohl gestehen, daß bei diesen großen Fehlern die Kaiserin eine bedeutsame, fast überwiegende Rolle gespielt hat. Sie zog Vortheil aus dem ersten und rieth zu den drei andern. Alle Welt weiß außerdem, daß sie wenigstens eben so sehr wie der Marschall Leboeuf dazu beitrug, die unheilvolle Kriegserklärung von 1870 dem zaudernden Kaiser zu entreißen, dem Kaiser, der keinen Glauben daran hatte, dem Kaiser, der besser als irgend Jemand wußte, mit welchem furchtbaren Feinde er sich messen wolle, und wie viel Soldaten und Kanonen er vor der preußischen Armee aufzustellen habe.

Wenn ihr Einfluß nicht weiter als bis zur Schwelle des Rathssaals gereicht, wenn sie sich begnügt hätte, die Kaiserin der Barmherzigkeit zu sein, wie sie die Kaiserin der Schönheit war, so ist es wahrscheinlich, daß wir heute noch Elsaß-Lothringen hätten und zwölf Milliarden mehr in den Säckeln von Frankreich. Es ist wahrscheinlich, daß der kaiserliche Prinz heute auf

dem Throne säße mit einer Tochter der englischen Königin an seiner Seite. Ohne Vorurtheil, ohne zu politisiren kann man wohl behaupten, daß vom Gesichtspunkt des Reichthums im Innern und der Verbindungen nach Außen, diese Lage der Dinge ein bischen besser für unser Land wäre, als die Regierung von Herrn und Madame Grévy.

Jedoch gerecht muß man vor allen Dingen sein, und ich bin überzeugt, daß sich auch in diesen trüben Tagen, von denen ich erzähle, die Kaiserin hätte als Fürstin zu benehmen verstanden. Wie die unglückliche Marie Antoinette, die sie sich in den letzten Jahren ihrer Regierung zum Muster genommen und zu ihrer Lieblingsheldin erwählt, wäre sie tapfer in den Tuilerien geblieben und hätte im Nothfalle, davon bin ich überzeugt, sogar den Meuterern unerschrocken in's Auge gesehen. Und vielleicht hätte sie die Nachahmung bis zum Heldenmuth getrieben, und nachdem sie Marie Antoinette in ihren Vergnügungen nachgeahmt, wäre sie ihr auch gefolgt in ihrem Muth, in ihrem Stolz, in ihrer Verachtung von Leiden und Tod, in ihrer erhabenen Geringschätzung ihrer Beleidiger.

Wer endlich weiß, ob diese Marie Antoinette gegenüber dem so empfänglichen, so beweglichen Pariser Volk nicht eine Maria Theresia hätte werden können, für die man mit Begeisterung in den Tod gegangen? Starb man doch für Herrn Crémieux, der unendlich weniger verführerisch war!

Die Vorsehung bewahrte der Kaiserin Eugenie keine

so erhabenen und schwierigen Rollen; sie erwählte sich zu ihren Willensvollstreckern zwei Diplomaten: den Fürsten von Metternich und den Chevalier Nigra. Herr Jules Favre behauptet in dem Buche, das er der Geschichte der Regierung der Défense nationale gewidmet hat, daß, als er vom Ministerium der äußeren Angelegenheiten nach dem 4. September Besitz ergriff, er keinen schriftlichen Beweis über Verbindungen fand, welche Frankreich geschlossen, und welche im günstigen Augenblicke benutzt werden konnten. Herr Jules Favre hat ohne Zweifel die Wahrheit gesprochen. Aber ich möchte doch bemerken, daß besonders in den Monarchien gewisse Verträge von hervorragender Wichtigkeit, welche, um Nutzen zu bringen durchaus geheim bleiben müssen, nicht zu Protokoll genommen werden, nicht den Büreaus, der Indiskretion und allen Leuten preiszugeben sind. Wenn die Reichskanzlei des deutschen Kaiserreichs, ja wenn selbst der kaiserliche Palast in Berlin morgen von siegreichen Revolutionären gestürmt würde, so ist es unendlich wahrscheinlich, daß dieselben kein Zeichen fänden von den Versprechen, die im vorigen Jahre zwischen den drei Kaisern gegeben und empfangen worden sind. Und doch wäre es kindisch, wollte man glauben, die Fürsten wären nur zusammengekommen, um Rehe oder Fasanen zu schießen oder gegenseitig die Kleider zu tauschen.

Nun, ich habe Gelegenheit gehabt, mit Leuten zu reden, die sehr viel mehr als ich eingeweiht waren in das, was man die verborgene Seite der zeitgenössischen

Politik nennt, mit Leuten, die hinter die Coulissen des großen europäischen Theaters für Tragödie und Komödie gelassen werden, und die die Schauspieler vom Rücken sehen dürfen. Keiner derselben hat jemals ernstlich bestritten, daß Oesterreich und Italien gewisse Verpflichtungen gegen Napoleon III. gehabt, mindestens eventuelle. Viele haben es mir versichert. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn nicht genau erwiesen, daß Napoleon III. sich mit diesen beiden Mächten verständigt hatte. Die eine hatte ein großes Interesse, von dem französisch-deutschen Krieg zu profitiren, um die Hegemonie in Deutschland wiederzugewinnen, welche ihre Nebenbuhlerin ihr vor vier Jahren entrissen. Die andere ward gehalten durch die Erinnerung an zwar vergessene Wohlthaten, für die sie aber schwerlich den Preis verweigern konnte.

Ein Sieg am Rhein, ein wirklicher Sieg, und der Einfall in Deutschland, nicht eine unbedeutende Parade wie Saarbrücken, hätte vielleicht von Preußen die zögernden Bundesgenossen losgerissen, die es hinter sich herzog, die seine Erfolge eng um seine Fahnen schaarten und später unterjochten. Sicherlich hätte solch ein Sieg die österreichischen und italienischen Alliirten zusammengetrommelt. Diese Möglichkeit ist überhaupt die einzige Entschuldigung für die Kriegserklärung, die einzig plausible Begründung für das, was uns noch heute als grundlose Thorheit erscheint. Was für Fehler auch Napoleon III. begangen, unmöglich ist es doch, anzunehmen, daß er ein vollständiger Dummkopf gewesen.

Das wäre zu grausam gegen Frankreich, das er 20 Jahre lang beherrscht, das 20 Jahre an ihn geglaubt, zu grausam gegen Europa, das er 15 Jahre in Schach gehalten, das 15 Jahre lang seine Oberhoheit ertragen. Das hieße ungerecht sein.

Diese Betrachtung mehr noch als gewisse Gerüchte und Behauptungen läßt uns glauben, daß Oesterreich und Italien in einem gegebenen Augenblick nutzbringend einspringen sollten, und daß dieser Augenblick der des ersten Erfolges hatte sein sollen.

Anstatt eines Erfolges hatten wir Niederlagen, und zwar Niederlagen, die wie Reichshofen gewissen Leuten, wie Sedan aber allen Urtheilsfähigen verriethen, daß die Partie unwiderbringlich verloren sei.

Von da an war das Spiel der beiden fraglichen Mächte sehr einfach und begreiflich. Dem siegreichen Preußen gegenüber, das immer vordrang und durch seine ersten Siege gestärkt worden, war es ganz klug, wenn nicht gar ehrlich, Frankreich seinem unglücklichen Schicksal zu überlassen. Und da die Versprechungen mit dem Kaiser ausgetauscht worden, konnte diesen Verbündeten nichts Glücklicheres geschehen, als das Verschwinden dieses Kaisers und der Sturz der kaiserlichen Regierung.

Nun, da der Kaiser und seine Regierung fort war, hatte Niemand mehr das Amt, nach der Erfüllung gewisser Versprechungen zu fragen, deren Mittheilung — und vorzüglich deren Beweis — die Regierung Franz Josephs und Victor Emanuels Preußen gegenüber in die Lage wenn nicht erklärter Feinde, so doch

würdeloser Nebenbuhler und treuloser Gegner gebracht hätte.

Nun da der Kaiser bei Sedan gefangen war, sich weigerte mit Wilhelm wie Fürst zu Fürst zu unterhandeln und sich auf seine Rolle des besiegten und muthlosen Soldaten beschränkte, blieb nichts mehr übrig, als mit der kaiserlichen Regierung die lästigen Verpflichtungen verschwinden zu lassen, die nun leicht genommen wurden, und der Kaiserin zur Flucht zu rathen.

Das ist die Mission, welche die beiden Gesandten Oesterreichs und Italiens übernahmen, und durch deren erfolgreiche Ausführung sie ihren respektiven Regierungen sicherlich einen hervorragenden Dienst leisteten.

Während der guten Jahre des Kaiserreichs hatten diese Diplomaten die fruchtbringende angenehme Rolle von Gesandten gespielt — beständig in respektvoller Anbetung noch mehr der Frau, als der Fürstin. Seit unser Unglück begann, verließen sie die Tuilerien nicht mehr und versteckten ihre nationalen Sorgen hinter der Angst, die ihnen das Schicksal ihres Idols einzuflößen schien. Der letzte Akt dieser kleinen diplomatischen Komödie war nicht schwer zu spielen. Sie beschwatzten die Kaiserin, das Volk werde die Tuilerien stürmen und sie ermorden. Sie jagten ihr Angst ein. Ja, sie ließen ihr, wie man gleich sehen wird, nicht einmal Zeit, sich mit den unentbehrlichsten kleinen Gegenständen für eine reisende Dame zu versehen. Sie trieben sie, furchtgepeinigt, durch die Gemächer der Tuilerien, durch die Galerien des Louvre, zu deren Füßen der Volks-

strom entlang rollte, der auf seinem Schaum Jules Favre in das Stadthaus trug. Sie ließen sie durch die Säulenreihe gegenüber Saint-Germain l'Auxerrois hinausgehen, holten ihr einen Fiaker und vertrauten sie den Zufälligkeiten dieser großen, auf den Kopf gestellten Stadt.

Ich denke mir, nach diesem Kunststück haben sie sich alle beide die Hände gerieben. Napoleon gefangen, Eugenie verschwunden; keine regelmäßige Regierung, also auch keine Verpflichtungen mehr. Keine Gläubiger mehr und also keine Schulden mehr. Das war vorzüglich eingefädelt.

Ich bin etwas abgeschweift vom Schreibtische des General Schmitz, wo ich mich mit dem Ellbogen aufstütze, während er sich in seinen Stuhl zurücklehnt, mit dem Bleistift spielt und meine kleine Rede, meine Pläne und meine Bitten anhört. Inständig bitte ich ihn, mir einen Brief an die Kaiserin mitzugeben, von der ich nicht die Ehre hatte, gekannt zu sein; ihr zu schreiben, sie könne völlig über mich verfügen; über mein Leben selbst, wenn es nothwendig wäre, dadurch das ihre zu retten; ihr zu sagen, es gälte um jeden Preis unser Vaterland von der Schmach und Schande eines großen Volksverbrechens zu bewahren, wie die französische Geschichte deren leider nur zu viele zu verzeichnen habe.

Der General nahm eine Feder, schrieb den Brief und übergab ihn mir, indem er sagte, ich solle mich von den Vorfällen leiten lassen und auf der Stelle die strengsten Befehle ertheilen, jeden Plünderungsversuch sogleich zu unterdrücken.

Das ist derselbe Brief, von dem später von Rouher in dem Prozeß von Versailles gesprochen wurde, als man dem General Trochu ein Verbrechen daraus machen wollte, daß er nichts versucht, die Kaiserin zu retten, als daß er ihr einen kleinen Kapitän der Mobilgarde zugeschickt habe.

Der arme General Trochu! Er erfuhr erst an jenem Tage, daß einer seiner Ordonnanz-Offiziere die Ehre eines solchen Auftrages nachgesucht und erhalten hatte. Von dem kleinen Kapitän ward nicht gesprochen, und der berühmte Brief des General Schmitz ward eine Waffe in den Händen Derer, die den General Trochu treffen wollten.

Späterhin werde ich mit Hilfe eines unantastbaren Dokuments nachweisen, wie weit die Verantwortlichkeit des Generals gegen den Kaiser und die Kaiserin ging, und welches sein Verhalten war, das man so sehr zu entstellen versucht hat. Jetzt sage ich nur beiläufig: 1) daß die Reden des Generals Palikao in der Kammersitzung dieses 4. September beweisen, daß der Minister selbst die militärischen Anordnungen zur Deckung der Regierung und der Kammer traf; 2) daß der Statthalter an dem Tage nichts bei der Kaiserin zu thun hatte, da sie ihn nicht mochte und es ihn merken ließ; daß er ihre Abreise erst erfuhr, als die Straßenausrufer sie gleichzeitig mit der Absetzung bekannt machten.

Zehn Minuten, nachdem ich General Schmitz verlassen, war ich mit meinem Briefe in den Tuilerien. Ich trat durch den Thorweg in der Rue de Rivoli ein,

ohne daß die verstörten Schildwachen und die ängstlich und verwirrt blickenden Wächter auch nur einen Augenblick daran gedacht hätten, mir den Durchgang zu versperren und mich zu fragen, wohin ich wolle.

Im Hofe fand ich die Bürger wieder, die ich vom Sattel aus bemerkt hatte, als ich hinter dem General herritt; sie hielten sich noch scheu und neugierig den Gebäuden fern. Ich kümmerte mich um sie nicht, sondern ging geradeswegs nach dem Haupteingang, unter dem Pavillon mit der Uhr. Dort herrschte dieselbe Verstörung und Entmuthigung unter den Wächtern und Posten. Erst im obern Stock, fast vor der Thür der kaiserlichen Gemächer, hielt mich ein Beamter in schwarzer Kleidung, Kniehosen, mit dem Degen an der Seite und der silbernen Kette um den Hals, an und fragte mich, was ich wolle.

Ich erwiderte, ich habe Ihrer Majestät einen Brief zu überbringen und es sei wichtig, daß sie ihn augenblicklich erhalte.

„Ihre Majestät sind abgereist," sagte der Diener.

„Abgereist? Wohin?"

Er wußte es nicht. Kammerfrauen mit thränenüberströmten Gesichtern stiegen die große Treppe herunter, auf deren Absätzen sich die Leute stießen, die hinab und hinaufgingen. Das Gesinde irrte zwecklos in den Korridoren umher und suchte nach Schlüsseln, um die Schränke zu verschließen. Thüren wurden lärmend zugeschlagen. Es war die vollständigste Verwirrung, eine allgemeine Panik.

Ich wandte mich noch an zwei oder drei Personen, die mich nicht der geringsten Aufmerksamkeit würdigten und ihr Hin- und Herlaufen fortsetzten, ohne mir auch nur zu antworten. Endlich, als ich ernstlich böse zu werden anfing, hörte eine Kammerfrau mich an und übernahm es, meinen Brief an Madame Aguado zu tragen; diese ließ mir sogleich erwidern, die Kaiserin sei abgereist, man wisse nicht, wo sie sei, sie hoffe indeß, ihr meinen Brief auf die eine oder andere Art noch heutigen Tags zustellen zu können; wenn Antwort darauf käme, solle ich sie beim Statthalter in Empfang nehmen.

Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblicke an eine nur vorgebliche Reise dachte und mir vorstellte, mein Brief sei wohl schon gar an seine Adresse gelangt. Ich irrte mich. Die Kaiserin war thatsächlich fort. Es ist bekannt, daß die unglückliche Fürstin all ihren Stolz bei Seite setzte und ihrem Zahnarzt, Herrn Evans, die Ehre erwies, seinen Schutz und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Im Wagen dieses Arztes war es, daß sie Paris verlassen und Deauville erreichen konnte, um dann nach England zu gehen.

Es wäre schlecht angebracht und nutzlos gewesen, hätte ich auf Weiterem bestehen wollen. Ich ging deshalb hinunter und fand am Ende der Treppe eine Gruppe von zwei Männern und drei Frauen, die in der heftigsten Bekümmerniß zu sein schienen. Die Frauen weinten wie Maria Magdalena, denn, abgesehen von dem wirklichen Kummer, den ihnen vielleicht die Abreise ihrer Herrin einflößte, preßte ihnen die Ungewißheit ihrer

eigenen Zukunft das berühmte: „Was wird aus uns?“ alle Thränen, deren sie fähig waren, aus den Augen.

„So ist es also wirklich wahr?“ sagte ich zu der einen; „die Kaiserin ist fort?“

„Ach ja, Herr, seit kaum einer Viertelstunde und nicht mal ein Taschentuch hat sie mitgenommen!“

Und das Schluchzen begann von Neuem.

Es ist merkwürdig, wie sich mitten in den wichtigsten Ereignissen ganz nebensächliche Dinge uns aufdrängen und sich im Gehirn für immer festsetzen. So erinnere ich mich, daß in diesem Augenblick die Thüren nach dem Carrousel und die nach dem Privatgarten offen waren und daß ein entsetzlicher Zugwind durch die Vorhalle fuhr. Um ihm zu entgehen machte ich einige Schritte in den Privatgarten hinein, auf jenes historische Terrain, wo der unglückliche Sohn Marie Antoinette's Gärtner spielte, wo der Sohn der Herzogin von Berry mit seinen kleinen Gefährten Soldat spielte, wo der kleine kaiserliche Prinz sein Velociped rollen ließ.

Unten am Eingang des Gartens wogte die Menge, die in den Park eingedrungen war und die vier Adler des Gitters heruntergerissen hatte. General Mellinet, der Gouverneur des Palastes, stand auf einem Stuhl und sprach mit heftigen Gestikulationen. Herr v. Lesseps an seiner Seite parlamentirte. An der Spitze dieser, übrigens ziemlich friedlichen Stürmer bemerkte ich den schon bekannten Kopf Sardou's, der wie ein Teufel umhersprang. Seine scharfen Cäsarenzüge erinnerten mich an Bonaparte, als er zum ersten Mal sich in den

Tuilerien niederließ und zu seinem Begleiter Bourrienne sagte: „Nun, da wir drin sind, gilt es, nicht wieder fort zu gehen.“ Der Bourrienne Sardou's war ein hoher junger Mann mit mattem Teint und langem schwarzen Haar, den ich inzwischen als Herrn Armand Gouzien kennen gelernt habe.

Die Menge, die hinter ihnen wie vom Sturm bewegt, wogte, stieß plötzlich ein Ah! aus, dem der Schrei folgte: „es lebe die Republik!“ und alle Arme streckten sich, wie um einen Gegenstand in der Luft hinter mir zu zeigen. Ich wendete den Kopf. Man brachte die Tricolore, die auf dem Pavillon mit der Uhr flatterte, wenn der Kaiser in den Tuilerien wohnte.

„Ohne Taschentuch abgereist!“ hatte die betrübte Kammerfrau gesagt. Dieser Ausruf brachte mich auf den Gedanken, das Nöthige zu besorgen, um der Kaiserin die Wäsche, die Kleider, kurz alles das schicken zu können, dessen Entbehrung für eine reisende Dame ein Leiden ist, besonders für eine Dame, die wie die Kaiserin doch nicht gerade an materielle Sorgen gewöhnt war.

Ich stellte sie mir vor, wie sie ärmlich dahinführe, und wenn ich auch zugab, daß der Generalstab des Statthalters nicht gerade dazu da war, Unterröcke einzupacken, versprach ich mir doch, diesem Rettungswerk, wenn es mir gestattet wäre, jeden müßigen Augenblick zu widmen.

Ein paar Wachtposten genügten, um den Hof räumen zu lassen und als ich fortging, gab ich gemessenen Befehl, Niemand außer der gewohnten Palast-

dienerschaft das Betreten dieses Hofs oder der Pavillons zu gestatten, gleichviel unter welchem Vorwand.

Dieser leichte Willensakt ist wahrscheinlich der letzte gewesen, den die Soldaten der kaiserlichen Garde erfüllten, denn bald darauf wurden sie durch die Nationalgarde entsetzt, welche während der ganzen Belagerung die Tuilerien bewachte.

Als ich in den Louvre zurückkam, mußte ich die Ellbogen gebrauchen, um in den Salon zu gelangen. Drinnen, draußen, im Hof, in den Korridoren stand eine dichte Menschenmenge, lärmend und erregt, die vom Stadthause zurückkam, wo Herr Gambetta soeben die Regierung der nationalen Vertheidigung ausgerufen hatte, bestehend aus den Herren E. Arago, Crémieux, Jules Favre, Ferry, Gambetta, Garnier Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Picard, Rochefort und Jules Simon. Und das war noch nicht Alles. Die Arbeit war öffentlich, in vollem Tumult, vorgenommen worden und, nach der alten, revolutionären Tradition hatte Jeder den Namen seiner Kandidaten geschrieen. Man hielt sich an die Pariser Abgeordneten, und sogleich ward die Frage Rochefort auf's Tapet gebracht. Rochefort war Abgeordneter, aber Rochefort war in St. Pélagie und Rochefort schien allen diesen Advokaten eine etwas abenteuerliche Person zu sein. Es war indeß unmöglich, seine Popularität zu entbehren, und die öffentliche Meinung ward, durch Picard glaube ich, dahin formulirt: „Es ist besser, ihn drinnen als draußen zu haben." So setzte man ihn hinein. Eine Horde hatte

ihn aus dem Gefängniß geholt und führte ihn im Triumph herbei.

Was General Trochu betrifft, so hatte man nichts gegen ihn, und einstimmig hatte man ihm das Regierungspräsidium bestimmt. Diese neue Würde war es, die so viele Leute nach dem Louvre strömen ließ. Wie alle erst entstehenden Regierungen hatte die neue Macht und vor allem Derjenige, welcher sie zu handhaben und zu verkörpern schien, schon ihre Höflinge und Schmeichler. Man drängte sich um ihn, zeigte sich. Ich glaube, Gott verzeih mir's, ich hätte wie Leporello auch meine Protektion anbieten können, denn Alles, was mit dem Statthalter zusammenhing, schien an seiner neuen Macht theilzuhaben.

Als wir wieder im Louvre waren und ich mich, wie eben erzählt, zum General Schmitz begab, war es dreiviertel auf vier. General Trochu war kaum abgestiegen, hatte sich in seine Privatzimmer zurückgezogen und seine Uniform mit seinen Civilkleidern vertauscht. Da erst erfuhr ich von einem Kameraden den Namen einer Person mit langem Backenbart, den ich auf dem Quai bemerkt, rechts von Jules Favre und der, wie er, das Volk nach dem Stadthause zu führen schien. Er hieß Jules Ferry. Er schien sehr aufgeregt zu sein, tauschte mit Denen, die ihn umstanden, die vertraulichsten Reden und fuhr zu plaudern fort, während sein Kollege mit dem Statthalter sprach.

Kurz darauf, während meines Ganges nach den Tuilerien, war General Trochu nach dem Stadthause

geeilt. Die dort versammelten Abgeordneten hatten seine Anwesenheit unter ihnen gewünscht.

Kaum war er im Stadthause in das Kabinet des Seine-Präfekten eingetreten, wo die Regierungsmitglieder Platz genommen hatten, als er von den Seine-Deputirten interpellirt wurde. Der Kaiser war gefangen, die Kaiserin auf der Flucht. Konnte man auf ihn bei der Bildung einer Regierung rechnen, die dringend konstituirt werden mußte?

Trochu war kein Mann des Schweigens. Er verstand es nicht, kurz zu sein und so hielt er denn unter diesen tragischen Umständen augenblicklich eine Rede.

„In diesem Augenblicke, wo das Vaterland in Gefahr ist, wo alles mögliche Unheil sich auf Frankreich herabzusenken scheint, denke ich nicht daran, meinen Posten zu verlassen, der Gefahr zu entfliehen, die Verantwortung abzuschütteln. Je ernster sie ist, um so mehr halte ich es für meine Pflicht, mich ihr nicht zu entziehen. Aber mit Ihnen gehen, meine Herren, das ist eine andere Sache, und ehe ich Ihnen antworte, bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen eine Frage vorlegen zu dürfen. Gedenken Sie, die drei Grundsätze zu beschützen, die sich nennen: Gott, die Familie und das Eigenthum? Verpflichten Sie sich, nichts gegen diese drei zu unternehmen? Sie willigen ein? Gut. In diesem Fall bin ich mit Ihnen. Wir dürfen nur einen Gedanken haben: die Preußen fernhalten und die innere Ordnung aufrecht halten. Ich muß noch hinzufügen, und das ist die Bedingung sine qua non

meiner Annahme, daß ich Präsident der Regierung werde, die Sie bilden wollen!"

Er fuhr fort, und Jules Favre hat in seinem Buche diese ganze etwas längliche Rede zu Protokoll genommen.

„Es ist unerläßlich, daß ich diesen Posten annehme. Als Kriegsminister oder Statthalter von Paris würde ich Ihnen die Armee nicht herziehen, und wenn wir Paris vertheidigen wollen, so muß die Armee in unserer Hand sein. Ich bin kein Politiker, ich bin ein Soldat. Ich kenne die Empfindungen meiner Kameraden. Wenn sie nicht mich an ihrer Spitze sehen, so werden sie sich zurückziehen, und Ihre Aufgabe wird zur Unmöglichkeit. Nicht der Ehrgeiz ist es, der mir diesen Entschluß diktirt hat, es ist die Ueberzeugung, daß ohne ihn nichts zu machen wäre; wenn wir irgend welche Aussicht auf Erfolg haben wollen, so kann uns nur die Vereinigung der Macht in einer Hand dieselbe verschaffen. Als Militäroberhaupt muß meine Gewalt unbeschränkt sein. Ich werde Sie in Nichts behelligen, was die bürgerliche Autorität betrifft, aber sie muß sich der Vertheidigung beiordnen, diese ist unsere erste Pflicht. Nichts was diese doppelte Thätigkeit ausmacht, kann mir fremd sein; es ist eine Frage der Verantwortlichkeit und des Heils."

Ich bin nicht neugierig, aber ich möchte viel darum geben, hätte ich das Gesicht sehen können, das diese biederen Apostel schnitten, als der General sie vor Allem fragte, ob sie beschützen wollten: Gott, die Familie und das Eigenthum. Er muß ihnen außerordentlich altväterisch vorgekommen sein. Uebrigens verpflichteten sie sich

augenblicklich zu „beschützen", sie waren in der Stimmung Alles zu „beschützen", was er wollte, der General Trochu, der Soldat, der Mann der Ordnung, der Pflicht und der Ehre, welcher darin willigte, sie so zu sagen durch seine eigene Verantwortlichkeit zu decken. Er hätte sie dazu gebracht, den Syllabus, die Unfehlbarkeit des Papstes und die unbefleckte Empfängniß anzuerkennen, wenn er gewollt hätte. Sie nahmen Alles an und sagten zu Allem Amen.

Er ward ohne den geringsten Widerspruch als Präsident ausgerufen.

Ich hätte auch wohl die Verblüfftheit dieser Advokaten sehen mögen, als sie sich plötzlich einem General gegenüber sahen, der gerade so lange und gerade so gut sprach wie sie selbst, wenn nicht noch besser, der seine Perioden abrundete, als hätte er sein Leben lang nichts weiter gethan, und der an dem ersten besten Gerichtshof hätte plädiren oder auf einer Tribüne hätte peroriren können, ohne ihnen irgend einen Punkt zu erlassen.

Das muß urkomisch gewesen sein.

Uebrigens war diese Redeübung nur das Vorspiel von einer unendlichen Menge ähnlicher Sitzungen.

Mehr als einmal geschah es, daß einer von uns den General begleitete, wenn er in den Saal ging, wo die Regierung berieth, oder daß man dort ihn erwartete.

Jedes Mal, wenn die Thüre aufging, um ein Mitglied ein- oder auszulassen, hörten wir die Stimme des Gouverneurs.

Der General redete unaufhörlich und gut. Die Anderen hörten immer zu.

Sie saßen unbeweglich und wie hypnotisirt. Er hatte sie mit offenen Augen eingeschläfert. Am besten kann ich sie vergleichen mit jenen Hühnern, denen man den Schnabel auf einen Kreidestrich am Fußboden drückt, und die in unbeweglicher Verzückung so stehen bleiben.

Der Gouverneur hatte übrigens wohl recht, wenn er sagte, daß die Aufgabe der neuen Regierung ohne ihn unmöglich sei. Er war es, der vor den Augen der Provinz und sogar etwas vor denen der Fremden den durchaus illegalen und revolutionären Charakter der neuen Herrschaft verschleierte. Gewiß hatte das kaiserliche Regiment Fehler begangen, zahlreiche, riesenhafte, unverzeihliche Fehler, wenn man will. Es ist aber nicht minder wahr, daß wer die Kammer verläßt, wenn das Volk eindringt, wer sich an die Spitze dieses sogenannten souveränen Volkes stellt und hingeht, um im Stadthause eine Regierung für sich zu fabriziren, wie ein Aufwiegler handelt.

Und doch, da das Vaterland „überschwemmt" war, wie er sagte, den fürchterlichen Ausschreitungen gegenüber, die in Paris möglich waren — die Kommune hat bewiesen, daß man ein Recht hatte, dergleichen vorauszusehen, — in dieser Lage hielt der General es für seine Pflicht, sich einer solchen Regierung beizugesellen, die sich ihm gegenüber verpflichtete, zu beschützen: Gott, die Familie und das Eigenthum.

Einige haben gesagt, der Ehrgeiz sei die Trieb-

seder seines Handelns gewesen. Wäre das der Fall, so wäre er in Chalons geblieben, und populär wie er war, redegewandt wie er war, hätte die Macht der Verhältnisse aus ihm den ersten Konsul der Republik geschaffen. Wer weiß, ob er nicht glücklicher gewesen, als Mac-Mahon, der sich weder ergeben noch sein Amt hätte niederlegen sollen und der Beides gethan hat, ob es ihm nicht gelungen wäre, die Ergebung und die Abdankung zu vermeiden? Ich will es nicht behaupten, denn ich fürchte, man könnte mir mit der berühmten Phrase antworten: „Der Gouverneur von Paris kapitulirte nicht," und ich würde eine schlechte Sache vertheidigen, wenn ich behauptete, im Augenblicke der Kapitulation einem Anderen die Feder hinreichen, hieße nicht kapituliren.

Es ist wirklich sehr schade, beiläufig gesagt, daß unsere Sprache sich so leicht zu effektvollen Phrasen herleiht. Das bringt uns in Versuchung, sie zu gebrauchen, und fast immer schießen sie fehl, zum Beispiel auch das denkwürdige: „Ich werde nur todt oder als Sieger zurückkehren," das sehr erhaben war vor der Schlacht, und das man Ducrot nicht verziehen hätte, wenn Beides, Tod und Sieg, nicht seinem heldenmüthigen Ringen danach Trotz geboten. Wir haben noch ein anderes Wort, das von demselben Tage datirt und das auch auf die Nachwelt hätte kommen sollen.

Um zu zeigen, daß die neue Regierung aus keiner Meuterei hervorgegangen, sondern aus den Berathungen der Vertreter des Landes, begann das Plakat, das man in

Paris angeschlagen, mit folgenden Worten: „Franzosen, das Volk hat die Kammer überholt.“ Finden Sie nicht diese Art des Ueberholens, die darin besteht, Alles über den Haufen zu werfen und auseinander zu reißen, ganz köstlich?

„Das Volk hat die Kammer überholt,“ das heißt (man möge mir diesen trivialen Ausdruck verzeihen), es hat sich auf die Kammer gesetzt, und das ist doch eine etwas stark ungenirte Art, die Leute zu überholen.

Nota bene. Die Volksvertreter, welche die Kammer überholt hatten, sprachen sich von der ersten Sitzung an eine Entschädigung zu, welche jährlich 50,000 Franken betrug.

Das war nicht übermäßig, aber es war doch schon niedlich für Leute, die nicht der Ehre, sondern nur der Mühsal sich weihen wollten. Der Einzige, der diese kleine Besoldung eines regierenden Fürsten glaubte ausschlagen zu müssen, war Henri Rochefort. Seinen Kollegen ist es niemals gelungen, ihn von dieser Uneigennützigkeit abzubringen, die auf sie ein schlechtes Licht warf.

Wie ich gesagt habe nahmen die Mitglieder der Regierung ihn auch nur widerwillig auf, einzig nur, um ihre Popularität auf die seinige zu stützen, denn das Volk antwortete auf Alles, was sie sagten: „und Rochefort?“ man erfand für ihn, ich weiß nicht welche abenteuerliche Würde als Großmeister der Barrikaden, und das Volk war zufrieden mit der Gewißheit, daß sein Abgott im gegebenen Augenblick doch etwas mit

den Barrikaden zu thun hätte. Rochefort sollte seine Kollegen übrigens nicht lange geniren.

Was das Auffallendste war, Trochu und er vertrugen sich vortrefflich. Der Vaudevillenschreiber, der gewohnt war, Alles zu parodiren, vernahm ohne mit der Wimper zu zucken den berühmten Schwur im Namen der drei großen Prinzipien: „Gott, Familie, Eigenthum", und so lange er zur Regierung gehörte, hat er beständig dem Statthalter beigestanden. Das ist das Gesetz über die Kontraste, die Anziehung der Gegensätze!

Die einzige Schwierigkeit, welche an diesem ersten Tage hervortrat, betraf das Ministerium des Innern. Gambetta wollte es haben, Picard gleichfalls; man schritt zur Abstimmung, und Gambetta siegte mit zwei Stimmen über Picard.

Diese Ernennung hatte zuerst den Erfolg, daß Gambetta aus der Reihe heraustrat und alles in Flammen setzte durch die Proklamationen, welche sein Amt ihm herauszugeben gestattete, dann auch seine Reise nach Tours und Bordeaux. Möglich ist, und ich habe die Hypothese oft aufstellen hören, daß, wenn Gambetta die Finanzen oder irgend ein anderes Ministerium gehabt, er in Paris geblieben wäre, und es ist möglich, daß man Trochu dazu bestellt hätte, die Provinz anzufeuern.

Obgleich es gewiß ist, daß die Ereignisse die Menschen machen, mehr als umgekehrt, darf man sich doch wohl fragen, was geschehen wäre, wenn Gambetta in Paris

geblieben, und wenn Trochu an seiner Stelle in die Provinz geschickt worden wäre. Was hätte nicht Gambetta aus diesem begeisterten fieberhaft heldenmüthigen Volke gemacht, über das ihm sein Schwung und sein Talent so große Macht gaben? Was andererseits hätte nicht Trochu leisten können, wenn er in Tours gewesen? Als der unermüdliche Arbeiter, der er war, der die Nächte an seinem Pulte verwachte, ohne daß die Arbeit des folgenden Tages darunter litt, als der methodische Organisator, der die Einrichtung der französischen Armee besser kannte, als irgend einer, welche zweckmäßigen Einrichtungen hätte er nicht treffen können! Gambetta glaubte, was man kräftig hoffe, müsse geschehen! Trochu, und da lag seine große Schwäche, glaubte nicht an die Möglichkeit der Vertheidigung. Er glaubte, seit Chalons sei Alles aus. Er war zu scharfsichtig, um daran zu zweifeln, aber er war dessen sicher, was geschehen würde. Gambetta hätte in Paris und Trochu in der Provinz sein sollen. Hier der Glaube, welcher Wunder schafft, dort die Weisheit, welche die Bemühungen nutzbringend verwerthet. Mit Gambetta wäre der berühmte südliche Ausfall unzweifelhaft versucht worden. Mit Trochu hätte man den Preußen nur bewaffnete, gerüstete, hinreichend eingeübte Truppen entgegen geschickt. Ich meinerseits glaube an die Aufrichtigkeit Trochu's, wenn er von seinem Pflichtgefühl spricht, und ich weigere mich, ihn für einen Ehrgeizigen zu halten. Der Mann, der in mehreren Departements gewählt war und zu Ende der Belagerung die Kammer

verließ, nachdem er sie athemlos entzückt gehalten unter seiner Rednergewalt, und das in zwei aufeinander folgenden Sitzungen, ein wahres parlamentarisches Kunststück, der Mann war nicht ehrgeizig.

Als man ihn inständig bat, an den Arbeiten der Nationalversammlung Theil zu nehmen, erwiderte er einfach: „wenn man die Pfanne am Stiel gehalten hat, und er ist einem in der Hand geblieben, muß man keinen Pfannenkuchen mehr zu backen versuchen."

Nachdem er sich seit 15 Jahren erst nach Belleisle und dann nach Tours zurückgezogen, lebte er bescheiden im Schatten, bestrebt, von Allen vergessen zu werden. Obgleich er wenig Vermögen hat, hat er mehrere Waisen aus seiner Verwandtschaft aufgenommen, um sie zu erziehen. Zu einem Cincinnatus fehlt ihm, ach, nur eins! das Vaterland gerettet zu haben.

Kurz, und das sei das Ende der politischen Ereignisse dieses Tages, den ein Reisender von der andern Halbkugel, der keine Zeitung gelesen, für einen Festtag hätte halten müssen, — für einen Festtag am Himmel voll glänzenden Sonnenscheins, für einen Festtag auf Erden, voll fröhlicher lachender Gesichter, — er war das Werk der ganzen Linken der Kammer; nur zwei bedeutsame Personen gehörten nicht dazu, ihre Stellung erlaubte ihnen nicht, einen untergeordneten Posten anzunehmen, und da sie nicht zu den Pariser Deputirten gehörten, so compromittirten sie sich nicht in diesem halsbrecherischen Regiment; es waren die Herren Grévy und Thiers.

Der Erstere hielt sich stille und im Schatten. Was den Andern anging, so hielt er sich weder stille noch im Schatten. Noch ehe es Abend war, hatte er General Trochu, Jules Favre, alle Welt gesehen. Er war in petto entzückt, daß seine Freunde sich bis an den Hals in eine Unternehmung einließen, deren verhängnißvollen, unvermeidlichen Ausgang er so gut kannte, wie der Gouverneur, und schon am Abend des 4. September hatte er einen Plan fertig, der ihm erlaubte, von all seinen Erfolgen zu profitiren, sich über all seine Mißgriffe die Hände zu waschen und seine Leistungen so gut wie seine Irrthümer zu verwerthen.

Er plante seine große Tour durch Europa und die Besuche bei den Fürsten und Ministerien. Er wollte reisen, um wo möglich sein Land zu retten, aber auch um im Voraus seine künftige Herrschaft einzuleiten, und er wollte bald wieder kommen und in die junge glühende Republik mit dem Zauber eines Mannes treten, der mit den regierenden Fürsten gesprochen, an ihrer Tafel gegessen und mit ihnen unterhandelt hat.

Wenn der General für die Regierung die fehlende Respektabilität bedeutete, so stellte Thiers die diplomatischen und gouvernementalen Traditionen dar, die noch mehr fehlten, als die Respektabilität.

Fünftes Kapitel.

Die Reise der Kaiserin. — Der Abschied. — Im Wagen. — Beim Doktor Evans. — Ein Amerikaner in Schwulitäten. Im Landauer. — Durch die Truppen. — Wäsche. — In Deauville. — Die Gazelle und Sir John Burgoyne. — Auf der See. — Sturm. — Auf festem Boden. — Die Kaiserin in Hastings.

An dieser Stelle muß ich etwas Fremdes in meine persönlichen Erinnerungen einschalten. Ich will nämlich die Odyssee der fliehenden Fürstin erzählen und richte mich dabei nach den wenigst bekannten und zugleich wahrheitsgetreuesten Zeugnissen.

Am 4. September hatten in den Tuilerien folgende Personen Dienst: der General von Montebello, der Admiral Jurien de la Gravière, der Marquis de la Grange, die Damen von Renneval und von Saulcy, die Gräfin Aguado, die Marschallin Canrobert, de la Poëze, de la Bédollière.

Kurz vor ihrer Abreise, so gegen zwei Uhr, — der thatsächliche Aufbruch erfolgte um halb drei, — ließ die Kaiserin die Herren Nigra und Metternich in ihrem

Kabinet zurück und ging in den Dienstsaal, wo die eben genannten Personen versammelt waren. Sie trug ein braunes Kleid und dazu eine Pelerine von Worth,*) aus schwarzem Tuch mit violettem Seidenfutter und einem Besatz von feinen Goldstreifen. Sie war in bloßem Kopfe und hielt noch das Battisttaschentuch in der Hand, mit dem sie ihre gerötheten Augen getrocknet, wobei sich ein bischen die kleinen schwarzen Kreidestriche über die Wangen verwischt hatten, mit denen sie damals ihre Augenlider schwärzte und die sie seitdem seltsam verbreitert hat . . . nach spanischer Mode!

Die tieferschütterten Hofdamen standen alle und kamen nun nacheinander heran, um der Fürstin die Hand zu küssen:

„In Frankreich hat man nicht das Recht, unglücklich zu sein," sagte ihnen die Kaiserin.

Nach diesem Handkuß und Abschied kehrte die Kaiserin in ihren Salon zurück, wo die beiden Gesandten sie angstvoll erwarteten; sie zitterten beständig, sie möge ihren Entschluß ändern und der Abreise entsagen.

Die beiden letzten Wochen, welche die arme Frau in den Tuilerien zugebracht, waren nichts als eine lange Qual, eine wahre moralische Todesangst gewesen.

Nicht eine Stunde war in diesen fürchterlichen Tagen hingegangen, ohne eine Depesche zu bringen, die ein neues Unglück, einen neuen Schlag verkündete.

*) Worth in Paris, der berühmteste Schneider der Welt. Anm. d. Uebers.

So hatten denn auch Seele und Leib in diesen Tagen voll Thränen, Verzweiflung und Arbeit, in diesen schlummerlosen, ruhelosen Nächten schwer gelitten.

Sie hielt sich nur mit Hilfe von sehr starkem Kaffee aufrecht und mußte sich, um nur ein bischen ruhen zu können, mit Chloralhydrat förmlich sättigen. Sie hatte eine so große Menge dieses Medikaments genommen, daß sie geradezu schlafwandlerische Anfälle bekam, während welcher sie mit starren weitoffenen Augen nichts zu bemerken schien, was um sie her vorging und nicht verstand, wenn Jemand sie anredete.

Die beiden Gesandten mit ihren Rathschlägen, ihrer fingirten Besorgniß und der übertriebenen Ausmalung der vorgeblichen Leiden, die ihr drohten, hatten dem Einfluß des Kaffee's und des Chlorals nicht gerade entgegengewirkt bei diesen armen Frauennerven, die bis zum Zerreißen gespannt waren.

Sie erklärten ihr, die Stunde des Rückzugs, der Flucht, habe geschlagen. Die allzu auffällige Pelerine von Worth ward mit einem dunkleren Mantel vertauscht, und die Kaiserin verbarg eilig ihr prachtvolles Haar in einer kleinen schwarzen Kapuze von Madame Virot,*) die Bänder knüpfte sie fieberhaft unter dem Kinn zu. Dann nahm sie eine kleine Tasche in die Hand, in die die Frauen Börse, Taschentuch und Notizbuch zu stecken pflegen, reichte dem Fürsten Metternich den Arm und folgte durch den Louvre Herrn

*) Worth ins Weibliche übersetzt. D. Uebers.

Nigra, der ihrer Vorleserin, Madame Lebreton, den Arm geboten, denn diese hatte ihre Fürstin nicht verlassen wollen. Madame Lebreton ist bekanntlich die Schwester des tapferen, oft siegreichen Soldaten Namens Bourbaki.

So gelangte sie bis zum Säulengang Ludwigs XIV., gegenüber der Kirche St. Germain — l'Auxerrois, und dort vor dem vergoldeten Gitter stiegen die Kaiserin und Madame Lebreton in einen Fiaker. Herr von Metternich sagte dem Kutscher nichts als die Worte: „Boulevard Haußmann."

Ein fünfzehnjähriger Straßenjunge in Bluse und Mütze ging gerade vorbei und schrie:

„Guck, die ist aber mal hübsch! . . . es ist die Kaiserin!"

Zum Glück für die Fliehenden ward der Ausruf von dem Lärm des Fiakers übertäubt; er hatte sich schon in Bewegung gesetzt und rollte nach der Richtung der Rue de Rivoli.

Etwa in der Mitte des Boulevard Haußmann ließen die beiden Frauen den Wagen halten, und während Madame Lebreton den Kutscher bezahlte, flüchtete sich die Kaiserin einen Augenblick in einen Thorweg. Ein zweiter Wagen ward im Fahren angerufen und dem neuen Kutscher die Adresse des Doktor Evans, Avenue Malakoff, gegeben.

Der Arzt bewohnte dort ein glänzendes behagliches Haus. Dr. Evans war nicht nur ein Spezialist, der außer einem riesigen Vermögen einen europäischen Ruf

erworben. Er war auch ein guter Mann. Als ein paar Wochen später die Leiden und Nöthe der Belagerung anfingen, errichtete und erhielt er aus eigenen Mitteln die „amerikanische Ambulanz."

Und seine Landsleute, die auf den Hofbällen und in den Pariser Salons so viel getanzt, so viel Gänseleberpasteten gegessen und Champagner getrunken und uns so viele misses eingeschmuggelt hatten, mehr oder weniger reiche — aber meistens weniger — brachten unter sich nicht mehr als die Summe von 500 Franken zusammen, und die Ambulanz ward trotzdem als „amerikanische" bezeichnet.

Herr Evans allein trug die ganze Last. Und da er nicht nur Verwundete zu pflegen, sondern oft genug auch ganz gesunde Männer, zum Beispiel seinen Minister Herrn Washburne, zu ernähren hatte, so fand sich, als die Rechnungen aufgemacht und auch noch den Kriegsgefangenen in Deutschland Hülfsgelder vertheilt worden, — daß der edelmüthige amerikanische Bürger dem französischen Vaterlande zwölfhunderttausend Franken geschenkt hatte. Das war, gestehe man, ein königlicher Dank für die Aufnahme in Paris; das hieß, ganz allein, die Jämmerlichkeit seiner Landsleute wieder gut machen, sammt allen Kundgebungen, die sie sich gegen uns erlaubt und dem wirklichen Schaden, den sie uns zugefügt.

Als die Kaiserin beim Doktor angekommen und in seinen Salon geführt worden war, sagte sie schluchzend:

„Lieber Herr Evans, Sie allein können mich retten. Alle haben mich verlassen. Ich kann auf Niemand mehr zählen. Ich will fliehen, will diese undankbare Stadt verlassen und komme zu Ihnen, um Sie anzuflehen, daß Sie mir die Mittel zur Flucht nach England gewähren!"

Doktor Evans kannte die Kaiserin schon zu der Zeit, als sie nur Fräulein von Montijo war, und er hatte ihr, ehe sie so hoch gestiegen, einige kleine Dienste erwiesen. Er hatte auch immer seine großen und kleinen Audienzen bei seiner kaiserlichen Klientin in den Tuilerien gehabt. Und in ihren Beziehungen hatte nicht nur Vertrauen, sondern sogar Herzlichkeit geherrscht. Er war nicht minder verstört als seine Besucherin, und das unerwartete Schauspiel einer so gestürzten menschlichen Größe, einer Kaiserin, die von ihm Schutz und Hilfe erbat, brachte ihn ganz außer sich. Zudem begriff er, welche Verantwortlichkeit er auf sich nehmen sollte. Als Fremder, als einfacher Gast in Frankreich, widerstand es ihm, eine politische Rolle zu spielen, für die er streng zur Rechenschaft gezogen werden konnte, und eine politische Handlung war es doch wohl, wenn er einer regierenden Fürstin zur Flucht verhalf.

Aber die Sorge um seine persönlichen Interessen flog ihm nur durch den Kopf, ohne sich darin festzusetzen. Wir sind so. Wenn wir einer unerwarteten, einer unbekannten Gefahr gegenübergestellt werden, erwacht unwissentlich in uns Allen zuerst das Gefühl der Selbsterhaltung. In Allen; die gewöhnlichen Menschen

gehorchen ihm, die starken unterdrücken es; so that auch der Doktor, der bald nur noch einen Gedanken hatte, — den nämlich, sich der Kaiserin zu weihen und sich ihr mit um so größerem Eifer zu weihen, wenn es dabei etwas zu riskiren gäbe.

Die Aufgabe, die alte Freundin zu schützen, die Fürstin zu vertheidigen, das Weib, das seiner Leidenslast fast erlag, aufrecht zu halten, die Gattin, die vom Gatten, die Mutter, die vom Sohne getrennt war, zu trösten und wieder mit den Ihrigen zu vereinen, erregte alle Schwungkraft dieser wahrhaft ritterlichen Natur.

Die Kaiserin war stehen geblieben, während sie ihr Gesuch aussprach.

„Ich beschwöre Eure Majestät, sich zu setzen und mir ein paar Augenblicke zum Nachdenken zu gewähren," sagte er. „Die Verantwortung, die ich übernehme, ist groß, und ich will mich bemühen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Eure Majestät in mich zu setzen geruht haben."

Er verließ den Salon und schloß die Thür, damit kein Neugieriger hineinkomme und die beiden Flüchtigen überrasche.

Da bin ich nun wider Willen Denen zugesellt, die die Geschichte machen, sagte sich der Doktor. Diese unglückliche, von aller Welt verlassene Frau, die sich in ihre Verlassenheit ergiebt und sich nicht an die wenden kann noch will, welche gestern ihre Unterthanen hießen, geht einen amerikanischen Bürger an, um Frankreich verlassen zu können und versetzt mich damit in eine

seltsame, delikate Lage. Vor Allem ist es nöthig, daß ich nichts ohne Zeugen thue, die mir künftig, im Nothfalle, meine Treue, meine Loyalität bescheinigen.

Sodann ließ er seinen Landsmann und besten Freund, Dr. Crane rufen, der auch sofort kam, entdeckte ihm, was vorgehe und bat ihn, sich bereit zu halten und am anderen Morgen mit ihm zu verreisen.

Das Reiseziel der Kaiserin war England, und da die Fliehende sich durchaus weigerte, die Eisenbahn zu benützen, weil sie erkannt, vielleicht beschimpft zu werden fürchtete, so war es zu spät, für diesen Tag noch die Abreise in's Werk zu setzen.

Der Doktor behielt daher seinen Plan für sich und kündigte nur der Kaiserin an, sie müsse eine Nacht die Gastfreundschaft unter seinem Dache annehmen. Die arme, körperlich ermattete, geistig überreizte Frau verbrachte die Nacht vom 4. zum 5. September in dem Zimmer der Madame Evans, die sich in Deauville in Villegiatur befand. Für Madame Lebreton schlug man ein improvisirtes Bett zu Füßen der Kaiserin auf.

Am Morgen des 5. September legte die Kaiserin, die ein bischen ausgeruht und mehr Herrin ihrer selbst war, die Toilette vom vorigen Tage an. Nur, da die kleine Kaputze das Gesicht völlig frei ließ, setzte sie einen runden Hut auf, der Madame Evans gehörte und hüllte sich in einen dichten Schleier, der sie hinreichend unkenntlich machte.

Dann nahm man Platz in dem Landauer des Arztes, einem bequemen braunen Wagen.

Der Kutscher auf dem Bocke und der Bediente in grauer Livre mit schwarzem Kragen wußten durchaus nicht, welche Personen sein Herr begleitete.

Die Kaiserin setzte sich rechts, Madame Lebreton neben sie, und die beiden amerikanischen Aerzte nahmen die Sitze gegenüber ein.

Durch eines der Gitter, die auf die Avenue Malakoff gehen, und das der Gärtner öffnete, fuhr der Wagen in voller Karriere nach Deauville.

Die große Sache war das Hinauskommen aus Paris. Die Porte Maillot war durch eine Barrikade versperrt, die durch einen Posten der Nationalgarde bewacht wurde. Dies Hinderniß mußte überschritten werden, ohne daß die Kaiserin erkannt ward.

Wie ich es vier Monate später machte, als ich Jules Favre nach Versailles führte, so bog sich jetzt Herr Evans halben Leibes durch die rechte Wagenthür hinaus und fragte die Nationalgarde über den Weg aus. Langsam fuhr während dessen der Wagen über die Grenze.

Sie war gerettet.

Die Kaiserin benahm sich, wie jede Frau an ihrer Stelle gethan hätte: statt sich zu freuen fing sie an zu weinen.

St. Germain war erreicht. Auf der Landstraße ward ein paar Minuten Halt gemacht; dann ging es weiter, trotz der ermüdeten Pferde. Als sie in Mantes nicht weiter laufen konnten, stieg Herr Evans von dem Landauer, seine Begleiterinnen blieben unter dem Schutz

seines Kollegen, und er verschaffte sich eine viersitzige Halb-Chaise mit zwei ziemlich trübseligen Pferden. Man ließ den Landauer zurück und fuhr weiter.

Die Schwierigkeiten mit dem Vorspann waren übrigens die einzigen ernsthaften Gefahren der Reise.

In einem kleinen Dorfe Namens La Commanderie steht das verfahrene Gespann still und läßt, ohne sich zu rühren, die Peitschenhiebe über sich ergehen. Dr. Evans geht auf die Suche und entdeckt unter einem Schuppen eine Kalesche, die wohl schon die Alliirten von 1814 gesehen hat. Ein Bauer erbietet sich, aus den Feldern Pferde herbeizuholen. Der Vorschlag wird angenommen und zwei alte Mähren vor den alten Wagen gespannt. Die Eigenthümerin findet die Equipage jetzt so trefflich, daß sie zum Doktor sagt:

„Sie sehen jetzt, daß der Wagen schön genug für eine Königin wäre!"

Die Kaiserin zittert. Sie glaubt erkannt zu sein. Aber es ist nicht so. Der Zufall nur hat diese Worte der guten alten Dame in den Mund gelegt.

In Evreux muß man mitten durch die Garnison fahren, die auf dem Hauptplatz aufgestellt ist, und die die Bevölkerung umdrängt. Der neue Präfekt, der aus Paris gekommen und den der Gemeinderath und die Honoratioren umgeben, ist eben dabei, die Republik auszurufen und eine Rede zu halten. Dr. Evans tritt ihm keck mit der Frage entgegen, ob er ihm nicht erlaube, weiter zu fahren, ohne das Ende dieser patriotischen Feier abzuwarten. Die Erlaubniß wird gewährt

und tausend Augen folgen dem weiterrollenden alten Wagen, in dem das Weib des Kaisers sitzt.

Am 5. September Morgens waren sie von Paris abgefahren, am 6. Abends langten sie in Deauville an.

Die Kaiserin blieb während der Fahrt traurig, düster und gedrückt. Auf Augenblicke sank sie zusammen und schien zu schlafen, plötzlich aber, als ob ein toller Gedanke ihr durch den Kopf geschossen, richtete sie sich auf, ward lebhaft und munter, sprach viel und lachte noch mehr, bis sich diese Heiterkeitskrise in eine Fluth von Thränen auflöste.

Die arme Frau hat so viel geweint, daß ihre beiden kleinen Taschentücher von Thränen durchweicht sind, ebenso wie das, welches sie auf ihrem Schreibtisch in den Tuilerien hatte liegen lassen. Außerdem leidet sie seit dem 15. August am Schnupfen, und der feine Battist ist in einem Zustande, der sich leichter denken als beschreiben läßt. Der Doktor schlägt vor, er wolle die Taschentücher waschen und trocknen. Die Kaiserin weigert sich anfangs, nimmt es dann aber doch an, und der Arzt nimmt in einem kleinen Graben am Wege die Wäsche vor. Dann hielt er die Taschentücher aus dem Wagenfenster, bis der Wind, der hineinbläst, sie getrocknet hat.

Während dieser zwei Tage hat die Kaiserin nichts gegessen. Sie hat ein Biscuit geknabbert und ein paar Schluck Wasser und Kaffee getrunken. Aber ihre Reisegefährten haben Hunger, und sie wirft ihnen mehrmals vor, sie brächten ihr Leben mit Essen zu. Um 4 Uhr

Nachmittags sind sie in Deauville und steigen im Hotel des Kasino ab, wo Mad. Evans wohnt, die sogleich ihrem Manne behülflich ist, die Kaiserin vor allen Blicken zu verbergen, bis man sich eines Schiffs zur Ueberfahrt versichert habe.

Während sich der Doktor nach dem Hafen begiebt, bemüht sich Mad. Evans um die Kaiserin, der sie zufällig auf eine höchst überraschende Weise ähnlich sieht. Man hätte glauben können, man sähe zwei Zwillingsschwestern, deren eine von Schmerz und Beschwerden überwältigt ist und von der anderen zartsinnig gepflegt wird.

Mad. Evans packt in einen kleinen Reisesack die Wäsche, welche die Kaiserin nöthig haben könnte und diese folgt ihr mit den Augen und wiederholt zweimal:

„Besonders Taschentücher."

Im Hafen, nach dem der Doktor gegangen, liegen zwei Yachten vor Anker. Die eine, die Gazelle, gehört Sir John Burgoyne; die andere, größere, einem amerikanischen Herrn. Dr. Evans besucht diese zuerst. Aber das Schiff scheint ihm nicht seetüchtig, und ehe er mit seinem Besitzer abschließt, geht er zu Sir Burgoyne und fragte ihn, ob er einwilligen wolle, noch denselben Abend abzureisen. Der englische Edelmann weigert sich kategorisch; der Doktor glaubt sich seiner Ehrenhaftigkeit anvertrauen zu müssen; es ist die Kaiserin, die er retten soll, die Kaiserin, die der Edelmann kennt, denn er ist ein persönlicher Freund des Kaisers.

Sir Burgoyne weigert sich dennoch. Er ist ein Fremder und will sich nicht in politische Fragen mischen.

Außerdem weht ein starker Sturm, das Meer ist entfesselt und der Wind konträr; er kann zu einer Tollkühnheit die Hand nicht bieten.

„Dann wende ich mich an die amerikanische Yacht," sagt der Arzt.

„Das rathe ich Ihnen nicht," erwidert der Engländer, „Sie müßten denn schon durchaus ertrinken wollen. Das ist kein Schiff, sondern ein Kübel; es hält das Meer nicht aus."

Herr Evans wiederholt seine Bitten, und endlich gegen 11 Uhr Abends übernimmt Sir Burgoyne die gefährliche, aber rühmliche Mission, die Kaiserin nach England zu bringen. Am andern Morgen, Mittwoch den 7. um 6 Uhr, wollen sie abfahren, aber um Niemand Aufmerksamkeit zu erregen, wollen sie schon diesen Abend zwischen zwölf und halb ein Uhr an Bord gehen.

Dies Programm ward eingehalten.

Die Gazelle war eine Yacht mit Segeln; 45 Fuß lang. Ihre einzige Kabine, in der die Kaiserin, Mad. Lebreton, der Doktor und Sir Bourgoyne Platz genommen, hatte nicht 2 Meter 50 Seitenlänge. Dreiundzwanzig Stunden mußten sie in diesem Loche sitzen, und das während eines wirklichen Sturms, denn der Wind hatte sich nicht gedreht. Er kam immer conträr und man konnte nur mit großer Mühe vorwärts kommen, indem man beständig lavierte. Die Riesenwellen schlugen über das Verdeck der Nußschale.

In der Yacht wurde der Sturm wahrhaft entsetzlich, und Sir John Burgoyne verließ in plötzlicher

furchtbarer Aufregung das Verdeck seines Schiffes und kam in die Kabine, bleich, mit hohlen, thränenvollen Augen.

„Wir sind verloren," sagte er.

Und dann zum Doktor gewendet:

„Ihre Schuld ist es!"

Dann verschwand er so schnell wie er gekommen und ging wieder auf das Verdeck.

Die Passagiere waren versteinert über dieses seltsame, unerwartet schnelle Hinauslaufen und sahen einander an. Die Kaiserin konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen, so wahrhaft komisch war ihr der verzweifelte Herr vorgekommen. Wunderliche Frauennatur! Sie beben vor einer erdachten Gefahr, und einer wirklichen trotzen sie lachend.

Die Kaiserin hatte in Frankreich nichts zu fürchten und entfloh. Sie war zwei Fingerbreit vom Abgrund und lachte.

Ein Nationalgardist erregte ihre Furcht, das wüthende Meer erregte ihre Heiterkeit.

Bei Tagesanbruch legte sich der Sturm, das Meer beruhigte sich ein bischen, und sie konnten in den Hafen von Ryde einlaufen. Man ging sogleich vom Bord und ins Hotel am Pier; aber als der Eigenthümer die zwei durchnäßten, zerzausten, zerknüllten Frauen sah und den noch nasseren Mann, der sie begleitete, schloß er seine Thüre zu. Sie flüchteten sich ins Hotel de York, wo sie nicht gerade mit Eifer aufgenommen wurden.

Nachdem sie ein bischen ausgeruht, fuhr die Kaiserin mit der Bahn nach Hastings und stieg Nachmittags im Marine Hotel ab, wo sie sich 12 Tage aufhielt. Die beiden ersten Personen, welche sie von Frankreich kommend in dem Hotel aufsuchten, waren Frl. Shaw, die englische Bonne des kaiserlichen Prinzen und mein treuer Joseph, der ihr meine erste Kistensendung zu übergeben hatte.

Dort traf der kaiserliche Prinz mit seiner Mutter zusammen; mit lautem Schluchzen fiel er ihr in die Arme, und nach den ersten Liebkosungen sagte die Kaiserin, indem sie auf Dr. Evans zeigte:

„Umarme Den; Der ist's, der mich gerettet hat."

Madame Evans befand sich dort bei ihrem Gatten und fuhr fort, der Verbannten die vollkommenste und selbstloseste Hingebung zu beweisen.

Der Doktor war es, der beauftragt wurde, der kaiserlichen Familie eine passende Wohnung zu suchen. Er dachte an Chislehurst und miethete Camden-Place; die Miethe ging während der drei ersten Jahre auf seinen Namen.

Die Kaiserin dachte nicht einmal daran, Sir Burgoyne zu danken, und Lady Burgoyne mußte ihr, ein Jahr später, erst ihr Befremden darüber ausdrücken lassen, ehe diese Vergeßlichkeit wieder gut gemacht wurde.

Was Dr. Evans betrifft, so hatte der von der Kaiserin nichts zu erwarten, als ein bischen Aufrichtigkeit und ein öffentliches Zeugniß, als man versuchte, die Thatsachen zu verdrehen, die ich erzählt habe, und

dem Doktor ich weiß nicht welche lächerliche Rolle zuzuweisen.

Die Kaiserin begriff nicht, daß sie sich selbst herabsetzte, wenn sie that, als habe sie die seltsamen Umstände bei ihrer Flucht bedauert oder vergessen; und der Doktor hat das Recht, der Zahl jener Leute zugezählt zu werden, die, ohne daß sie sich darüber wundern, die märchenhafte Undankbarkeit aller Derer trifft, welche, und wäre es auch nur für einen Augenblick, auf einem Thron gesessen haben.

Sechstes Kapitel.

Bei der Kaiserin. — In der Polizeipräfektur. — Die geheimen Fonds. — Die Kammerfrau. — Die Mobilgarde dringt in den Louvre. — Rochefort rettet die Ordnung. — Rückkehr zum Lager von St. Maur. — In den kaiserlichen Gemächern. — Die Toiletten der Kaiserin. — Der Nachtsack. — Die Kisten. — Zwei telegraphische Depeschen. — Der treue Joseph. — Bei Picard. — Ein guter Rath. — Prinz und Gerichtsdiener. — Epilog eines Rettungswerks.

Am Abend des 4. September brachte mir ein Dienstmann folgenden Brief:

Mein Herr!

Ich weiß nicht, ob der Brief hinkommt. Ich habe ihn einer Person anvertraut, die, hoffe ich, ihn wird abgeben können. Wenn eine Antwort darauf erfolgt, würde sie an meine Adresse kommen. Gott sei Dank, es giebt noch gute Menschen, und Sie gehören dazu.

Vicomtesse Aguado.

Ich bat den liebenswürdigen Herrn Pollet, den Polizeikommissär, der dem Statthalter zugewiesen war, er möge mir die Adresse von einer oder zwei Kammerfrauen der Kaiserin verschaffen, und ich verschob auf

den nächsten Tag die Anstalten, mich mit den nöthigen Vollmachten zu versehen, um die beabsichtigte Sendung ausführen zu können. Es war unnütz und vielleicht unvorsichtig, daß der Statthalter dazwischen käme, und ich zog es vor, mich an die Civilbehörde zu wenden, das heißt an die Polizeipräfektur, die ein sehr bequemer Ort ist, nach dem man in Paris immer geht, wenn man nicht weiß, an wen man sich recht wenden soll, und wo man fast immer findet, was man sucht. Am 5. September war mein Dienst beim Statthalter um 6 Uhr Morgens zu Ende, und ich begab mich nach der Präfektur. Dort gerieth ich wieder mitten in die Verwirrung hinein. Die Stadtsergeanten wußten weder aus noch ein, wie man gewöhnlich sagt.

Diese trefflichen Soldaten, die unter dem Kaiserreiche so sorgfältig aus gedienten Unteroffizieren rekrutirt wurden und die Ergebenheit und Treue in Person darstellten, sagten sich offenbar, daß der Aufruhr an der Herrschaft sei. Es erschien ihnen sehr wunderlich, daß sie nun Denen dienen sollten, die sie noch gestern als Feinde des Kaiserreichs, der Regierung, der Gesellschaft und der Ordnung betrachtet hatten. Beschimpft und verächtlich behandelt von der stets albernen und oft verbrecherischen Menge, welche sich in Revolutionszeiten sogleich an den öffentlichen Denkmälern und den unschuldigen Vertretern der Ordnung vergreift, wußten diese armen Teufel buchstäblich nicht mehr, welchem Heiligen sie eigentlich dienen sollten. Am Abend vorher war eine ziemliche Anzahl derselben auf

dem Place de la Concorde, rings um den Palais Bourbon und um's Stadthaus mit Mühe dem Schicksal entgangen, in die Seine geworfen zu werden. Man hatte sie beschimpft, geschlagen, hatte ihre dreieckigen Hüte und ihre Degen weggenommen. Man hatte ihre Uniform wie eine Trophäe umhergetragen, und viele hatten sich halb erschlagen mit blutendem Gesichte und zerfetzten Kleidern nur mit großer Mühe in die Polizeipräfektur gerettet. Es ist so angenehm, es ist so leicht, eine kleine persönliche Rache zu befriedigen, für eine Arrestation oder ein Verhör büßen zu lassen und dabei zu thun, als gälte es eine patriotische Demonstration! Wie am Abend in die Tuilerien, so gelangte ich auch jetzt bis in's Kabinet des Präfekten, ohne daß Jemand daran dachte mich aufzuhalten. Der Graf v. Kératry nahm gerade Besitz von seinem Bureau. Hinter einem großen Tische Ludwig XV. stehend, hinter den zahlreichen Schubladen und Papieren, die ihn bedeckten, ging er Alles durch, was sein Vorgänger hinterlassen hatte.

Alle Oberbeamten in schwarzem Rock und weißer Kravatte standen in einem achtungsvollen, feierlichen Halbkreis dem Präfekten gegenüber. Ein Gerichtsdiener öffnete ihm alle Schubladen, eine nach der anderen und erläuterte ihm den Inhalt. „Was ist dies?" fragte Herr von Kératry.

„Die geheimen Akten über die Meuterer von La Villette."

„Und dies?"

„Das Bündel des Vorgängers des Herrn Präfekten."

„Es ist gut. Man lege alle Gegenstände, die ihm persönlich gehören, beiseit und achte darauf, daß sie ihm gewissenhaft zurückgegeben werden."

Eine Schublade widerstand dem Gerichtsdiener, welcher aus allen Kräften zog. Plötzlich gab sie nach und öffnete sich mit einem metallischen Klang, der von den Gold- und Silberrollen herrührte, die an das Schloß stießen.

„Was ist denn das noch?" schrie Herr von Kératry.

Ein Staatsbeamter erwiderte mit tiefer Verbeugung: „Das sind die geheimen Fonds!"

„Die geheimen Fonds! man nehme dies Geld weg und zähle es . . . . unter meiner Verwaltung wird es nichts Geheimes geben."

Und das ganze Personal stand durchaus versteinert und starrten den Präfekten mit großen verwunderten Augen an.

Der Graf von Kératry, dessen Höflichkeit, Takt und Unparteilichkeit ich nicht genug rühmen kann und den ich während seines ziemlich kurzen Aufenthalts in der Polizeipräfektur sehr schätzen gelernt habe, hat wohl bald einsehen müssen, daß, wenn die Falschheit die Seele der Politik ist, das Geld die Seele der Polizei heißen kann. Ich denke mir, die herausgenommene Summe ist schnell wieder in die Schublade der geheimen Fonds zurückgelegt worden, und der Vorrath hat wahrscheinlich während der Belagerung mehr als einmal erneuert werden müssen.

Als die Inspektion zu Ende war und alle Leute sich zurückgezogen hatten, ließ mich der Präfekt in einem großen Lehnstuhl an seiner Seite Platz nehmen, und ich trug ihm mein Gesuch vor.

„Sie haben recht," sagte er, „es wäre schimpflich, daß die Frau, welche 18 Jahre lang die umschmeichelte Herrscherin Frankreichs gewesen, genöthigt sein sollte, ein Hemd zu kaufen, wenn sie die Wäsche wechseln will. Gehen Sie zu Picard, der die Finanzen verwaltet. Meine Einwilligung haben Sie."

Kraft dieser Vollmacht, die übrigens nur moralischer Art war, ging ich zu Herrn Ernest Picard, der den Ordonnanzoffizier des Statthalters auf's Beste empfing.

Klein, fett, mit jovialem Gesicht, schien er mir durchaus weder verlegen noch verwundert über die außerordentliche Verkettung von Umständen, die ihn zum Finanzminister gemacht hatten.

Unsere Unterhaltung ward in scherzendem Tone geführt; ebenso geistreich wie ungewöhnlich nannte er mich nach zwei Minuten seinen lieben Freund.

„Sehen Sie, mein lieber Freund," sagte er, „in Augenblicken wie diese thut Jeder, was er glaubt, thun zu müssen. Es ist nur unser Gewissen, das uns zu richten hat. Gehen Sie, handeln Sie nach bestem Ermessen. Später werden wir das Alles ordnen."

Vor dem Frühstück übergab mir Herr Pollet die Adresse einer der Kammerfrauen der Kaiserin. Ich habe ihren Namen vergessen; ich erinnere mich nur noch, daß sie Rue des Bons-Enfants wohnte. Ich

klopfte an ihre Thüre und fand eine ganze Familie in Thränen. Es war ein sehr einfacher kleinbürgerlicher Hausstand. Aber die Kammerfrau hatte eine Eleganz der Haltung und Manieren, die mit ihrer Umgebung in Widerspruch stand. Die Frauen haben dies merkwürdige Privilegium, sich leicht und fast ohne Uebergang über die sozialen Bedingungen, in denen sie geboren sind, zu erheben, sobald sie in einer vornehmeren Welt verkehren. Und das Fräulein, das vielleicht noch ein Kleid der Kaiserin auf dem Leibe trug, glich inmitten ihrer Familie einem Pfau, der im Hühnerhofe ein Rad schlägt. Natürlich war man in einem echt bonapartistisch gesinnten Hause, das versteht sich. Der Kamin war überdeckt mit Bildern des Kaisers, der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen in allen Lebensaltern und Kostümen.

Ich verabredete mit der jungen Person ein Zusammentreffen am Abend und erklärte ihr, was ich zu thun gedenke.

Im Louvre erwartete mich der außerordentlichste Anblick. Die Mobilgarde, die im Lager von St. Maur lag und von General Berthaut kommandirt wurde, hatte am Abend des 4. September den Sturz des Kaiserreiches und die Proklamation der Republik erfahren und sich veranlaßt gesehen, in Masse Lager, Barracken und General zu verlassen.

Wenn man einmal mit Burschen dieser Art den Weg der Konzessionen betreten hat, so ist kein Halten mehr: man muß sich mit ihnen abzufinden suchen. Wenn man in Chalons ein bischen hart gewesen wäre,

wenn man nöthigenfalls etwa 20 der unverschämtesten Rädelsführer vor's Kriegsgericht gestellt und erschossen hätte, hätte man aus der Mobilgarde eine ganz andere Truppe gemacht, als sie geworden ist; intelligent, leicht hinzureißen wie sie war, hätte sie wirkliche Dienste leisten können.

Aber wer kann solche Energie und Kraft von einer Regierung verlangen, die zusammenstürzt, von einem Herrscher, der an seinem Stern verzweifelt, von geschlagenen und sich ihrer Niederlage schämenden Feldherren, von dieser Welt gefälliger Schmeichler, die seit lange den Kaiser umgab und ihm einredete, es stünde alles zum Besten unter dem besten der Napoleone! Manche unter ihnen hatten außerdem das Gefühl ihrer Schwäche und die Vorahnung des unvermeidlichen Sturzes.

Alles was General Berthaut erreichen konnte, war, daß die Mobilgarde sich begnügte, Abgeordnete auszuwählen, die nach Paris gehen sollten, um nachzusehen, ob die Republik wirklich da sei und von welcher Farbe die Regierung, und welche ihren Kameraden von diesem so wenig militärischen Schritt Rechnung ablegen sollten.

Nur hatten sich diesen Wenigen mit einer fast regelrechten Sendung beauftragten Individuen andere Mobilen von selbst angeschlossen, weil sie ihr freies Urtheil über den Befehl stellten. Dieser Menschenhaufe in Militärtracht, verstärkt durch eine große Zahl von Bürgern aus dem Faubourg St. Antoine, war mehrere Tausende stark, als er beim General Trochu ankam.

Die Rue de Rivoli war gesperrt, der Hof gedrängt voll, die Blumenbeete zertrampelt. Der General, nach dem sie mit lautem Geschrei verlangt hatten, war wie er ging und stand in bloßem Kopf aus seinem Kabinet gekommen.

Er stand auf den wenigen Stufen zwischen dem Hof und seinen Gemächern und redete von dort aus die Menge an.

Ohne Respekt für seine Person und seine Würde waren die Demonstranten drängend und stoßend bis zu ihm vorgedrungen und hatten die große Treppe ganz gefüllt. Und so dicht standen sie, daß der Statthalter nicht eine Bewegung hätte machen können, ohne dabei die nächststehenden seiner Zuhörer zu berühren.

Zu seiner Rechten, drei bis vier Stufen über ihm, stand Herr Garnier-Pagès, gleichfalls barhaupt, die langen weißen Haare über der Stirn gescheitelt und à la Chérubin auf seine Schultern fallend; sein Gesicht war sozusagen in seinen fabelhaften riesigen Hemdkragen eingewickelt, wie ein Bouquet in eine Papiermanschette; in seiner Eigenschaft als Mitglied der Regierung hatte er gedacht, er müsse auch eine kleine Rede anbringen. In der Mitte des Hofes endlich stand Rochefort mit seinem charakteristischen harten Kopfe, Rochefort, dessen Züge wie aus Buxbaum geschnitzt schienen; er war so umdrängt, gefeiert und gequetscht, daß er fast den Athem verlor.

Uebrigens hörte kein Mensch nach den Rednern hin, und Alle sprachen auf einmal. Es war kein

Grund zu finden, weshalb eine solche Scene je enden sollte.

Als ich unter dem Thore durchging, ergriff mich Herr Pollet, unser Polizeikommissär, am Arme und sagte:

„Wie wollen wir alle die Leute wieder los werden?"

Auch ich dachte daran, daß es wirklich dem Statthalter einen Dienst erweisen hieße, wenn ich diese begeisterte, revolutionäre und sehr unnütze Kundgebung auf einen andern Punkt ableiten könnte, und ich machte mir Bahn bis zu ihm.

Mehr getragen als geschoben kam ich bis zu Herrn Garnier-Pagès. Er sprach von 1848, von Louis Philipp und Lamartine. Einige Ellenbogenstöße brachten mich endlich auch zum General Trochu, der fortwährend redete. Um ihn nicht zu geniren, stellte ich mich hinter ihn und sagte ganz leise, indem ich ihn sehr unehrerbietig unterbrach:

„Mein General, ich bin einer Ihrer Ordonnanz-Offiziere; soll ich all die Leute fortschaffen?"

Er hielt plötzlich an, wahrscheinlich weil er fand, daß das, was ich ihm sagte, besser sei, als das was er zu sagen habe und erwiderte:

„Gewiß. Aber wie?"

„Sie sollen sehen, mein General."

Und ich nahm von Neuem einen Kopf in der Menge auf's Korn und strebte der Mitte zu, bis es mir gelang, Henri Rochefort zu erreichen, den ich ansprach:

„Diese Manifestation hat weder Sinn noch Verstand. Sie ist sogar, vom moralischen Standpunkt betrachtet, schädlich, denn sie setzt sich größtentheils aus Soldaten von allen Waffengattungen zusammen. Wollen Sie mir helfen, sie zu zerstreuen und all diese Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzuführen?"

„Nichts lieber als das," erwiderte er.

Bei dieser Gelegenheit, wie bei allen folgenden, die mich mit ihm zusammenführten, kann ich, das erkläre ich, mich nur lobend aussprechen über die Gutmüthigkeit, Großmuth und tiefe Selbstlosigkeit des berühmten Pamphletisten.

Rochefort nahm meinen Arm, ich ersah vier Trommler mit ihren Instrumenten, die auch dicht um uns herum standen und sagte ihnen, sie sollten einen Marsch trommeln. Wir stellten an unsere Spitze eine unglückselige dreifarbige Fahne, die gerade von einer Bande von Rangen mit gefährlichen Gesichtern übel zugerichtet ward, und so wendeten wir uns dem Thor zu. Zwei Personen folgten uns, dann vier, dann zehn, dann alle, und man ging fort, wie man gekommen, ohne zu wissen warum. O Hämmel des Panurg!

„Wohin gehen wir?" fragte mich Rochefort.

„Ich führe Sie nach dem Stadthause und bitte Sie nach diesem ersten Dienst noch um einen zweiten. Es ist nichts weiter, als daß Sie dieser Menschenmenge ein paar Worte sagen, in denen Sie sie auf-

fordern, mir zu folgen. Ich hoffe auf diese Weise wird es mir gelingen, all diese Mobilen bis zum Lager in St. Maur zurückzuführen; denn ihre Anwesenheit in Paris könnte in dem stark erregten Zustande, in dem sie sich befinden, leicht zu den ernstesten Unruhen führen."

Dies Programm war pünktlich durchgeführt. Nach ein paar von ihm gesprochenen Worten, — es herrschte eine Stille dabei, die mich in Erstaunen setzte und die einzig seine augenblicklich unbegrenzte Gewalt über die Massen erklären konnte, — verschwand Rochefort im Stadthause und ließ mich mit den Mobilen draußen.

Ein Lieutenant, der beauftragt gewesen, die Abgesandten vom Lager in St. Maur nach Paris zu führen, Herr d'Orgeval, kam mir sehr wirksam zu Hülfe. Ein einzelner Mensch vermag nicht viel; zwei vereinigte verdoppeln ihre körperlichen und geistigen Kräfte um's Vierfache.

Wir brachten unsere Truppe in militärische Ordnung. Die Neugierigen verließen uns; der Fahnenträger und etwa fünfzehn Leute, die ihn begleiteten, verschwanden in einer Weinstube, und bald hatten wir nur noch mit einigen Hundert ergebenen und respektvollen Mobilen zu thun. Sie folgten uns, ohne ein übelklingendes Wort hören zu lassen, bis zum Lager in St. Maur, was, unter uns gesagt, ein recht hübsch langer Marsch ist.

An der Barriere du Trône ließ ich halten, um ihnen meine Zufriedenheit zu beweisen, da sie so folgsam

und soldatisch waren, denn jede gute Handlung verdient ihren Lohn. Vor einem Café kommandirte ich: Halt! Zwei Faß Wein wurden herausgerollt und ihnen schnell der Boden eingeschlagen.

Unsere Leute stellten sich in zwei Reihen auf und schöpften einer nach dem andern den rothen französischen Stoff mit Schoppen aus. Sie waren zufrieden, sowohl mit dieser improvisirten Erfrischung wie mit sich selbst, und das schadet nicht. Es war warm. Sie hatten viel gesprochen, viel gesungen und viel marschirt.

Eine Stunde darauf hatte ich die Ehre, dem General Berthaut im Lager St. Maur Rechenschaft abzulegen von dem Schritt, den ich mir angemaßt, und meine kleine Truppe, die etwas entfernt in Schlachtordnung unter Herrn d'Orgeval's Befehl stand, wieder seinem Kommando zurückzugeben.

Als ich mit der Eisenbahn nach Paris zurückkam, erwartete mich der Statthalter im Louvre. Er hatte Befehl gegeben, ihn von meiner Rückkehr in Kenntniß zu setzen und mich sofort zu ihm zu führen.

Als er mich eintreten sah, fing er an zu lachen, dankte mir für die Schnelligkeit, mit der ich ihn von all den Schreiern befreit, und zum ersten Male sprachen wir Außerdienstliches zusammen, wie Mensch zum Menschen, nicht wie der General zum Ordonnanzoffizier. Er hatte die Güte, mich nach meiner Vergangenheit, meiner Familie zu befragen und mir zum Ausruhen zu rathen, dessen ich, wie er meinte, sehr bedürftig sein müsse. Das Eis war zwischen uns gebrochen, und

seit diesem Tage bewies mir der General ein Vertrauen und Wohlwollen, das ich mich stets zu verdienen bemüht habe.

Es war recht Zeit zum Ausruhen, wahrhaftig. Und die Kleider der Kaiserin? Ich gestehe es, ich beichte es offen, und die Herren Prudhomme der ganzen Welt mögen mir deshalb Moral predigen, wenn sie wollen, — aber es schien mir prächtig, nachdem ich die zerlumpte, schreilustige Menge bearbeitet, in ein weibliches Ankleidezimmer gehen zu dürfen, das noch ganz imprägnirt, noch ganz parfümirt war von der Gegenwart einer schönen Fürstin. Der Wein- und Schweißgeruch erweckte mir eine Sehnsucht nach dem lieblichen zarten Duft der Iris; man ist nicht immer 25 Jahre alt!

Treu dem Versprechen und die 100 Schritte wie eine kleine wohlhabende Bürgerin entlang gehend, fand ich die Kammerfrau der Kaiserin in der Rue de Rivoli. Ich hatte mich von dem treuen Joseph begleiten lassen, der, völlig verwandelt, aus einem Sohne Albions die Ordonnanz eines französischen Offiziers geworden war und sich von seinem Unfall im Lager zu Chalons beinahe erholt hatte. Ich hatte mich mit einer speziellen Erlaubniß und allen Unterschriften versehen. Ich brauchte also nur der Kammerfrau zu folgen, um ungehindert in die Privatzimmer zu gelangen.

Ich müßte lügen, wollte ich sagen, die größte Unordnung habe dort geherrscht. Dennoch aber waren die unvollendeten Vorbereitungen zu einer eiligen Abreise wohl zu bemerken. Alles war in dem Zustande,

in welchem die Kaiserin es im Augenblicke ihrer Flucht gelassen, und es war schwer, sich im ersten Moment gegen den Eindruck zu verschließen, den uns ein gestern noch belebter Ort darbietet, wo das Leben plötzlich durch eine Erdumwälzung durchschnitten worden.

Das große Arbeitszimmer der Kaiserin, ihr Boudoir, ihr Betzimmer, ihr Schlafgemach und ihr Ankleidezimmer machten eine Reihe ineinandergehender Räume aus, die von dem Tuileriengarten Licht erhielten.

Alles war mit dem raffinirtesten modernen Luxus möblirt, und dieser Luxus schien nicht am Platze. Er schien zu prahlerisch im Vergleiche zu der etwas strengen Architektur. Es war der nach den Tuilerien versetzte Salon der Frau von Metternich, aber ich bin doch gewiß, daß die Gesandtin, wenn sie diesen Palast bewohnt, ihren Salon in einem ganz anderen Styl eingerichtet hätte, als der war, den ich hier vor mir hatte.

Noch waren wir weit von den materiellen und seelischen Leiden, die die Belagerung uns bringen sollte und deren eine Folge war, daß sie dem leichten, beweglichen, erregbaren Pariser Geist eine gewisse vorübergehende strenge Färbung gab.

Aber dieser stillose charakterlose Luxus, dies majestätische Allerlei, empörte sich gegen die Ehrfurcht, die man eigentlich vor fürstlicher Größe haben sollte. Mit einem Wort, es war zu sehr Boudoir, zu wenig Palast.

Ich habe nie die Privatgemächer der Königin von England, noch die der russischen Kaiserin gesehen, aber

ich möchte wetten, daß sie sonderbar von denen abweichen, die sich die Kaiserin Eugenie in den Tuilerien zurecht gemacht hatte.

In dem großen Salon, wo die Fürstin arbeitete und Besuche empfing, stand links ein großer Schreibtisch Louis XV., dessen Bronzefiguren aber sicher nicht von Gouthière ziselirt waren. Rechts standen große Glasschränke, die Nippsachen, Familienerinnerungen, ein kleines Museum der Herrscher enthielten.

Ohne mich lange davor aufzuhalten, bemerkte ich den von zwei Kugeln durchlöcherten Hut, den der Kaiser am Tage des Orsini-Attentats trug; ein Hut mit hohem Kopf und breiteren Rändern, als man jetzt trägt und der von überjähriger Form schien. Zur Seite lagen zwei Orsinibomben, eine Art kleiner Haubitzen von 14 cm. Länge, die durchweg mit Schlagcylindern besetzt waren, welche an Zündhütchen saßen, und die kleinen Stachelschweinen nicht unähnlich sahen.

Wenn man sie mit der Hand fortschleuderte, mußten sich, gleichviel auf welcher Seite sie aufschlugen, fünf oder sechs der Perkussionskapseln entladen. Die eine Bombe war unverletzt, die andere, unregelmäßig zerbrochen, mußte ihre mörderische Wirkung geübt haben.

Dann waren reiche und merkwürdige Tabaksdosen vorhanden; eines der seltensten Daguerreotypbilder der Kaiserin als junges Mädchen, ein bezauberndes Miniaturbild der Königin Hortense u. s. w.

Auf Staffeleien im Salon standen das Portrait des Kaisers von Flandrin und das der Prinzessin

Christine Bonaparte, geborne Prinzessin Ruspoli, einer anbetungswürdig schönen Frau.

Dann Bronzen, Uhren, Leuchter, pompöse Vorhänge, Puffs, Kissen, niedrige Stühle und wieder Puffs, Jardinièren mit grünen Pflanzen, eine Unmasse Borden und Trodeln, kurz der leichtfertige gequälte Luxus des 19. Jahrhunderts.

Auf dem Schreibtisch der Kaiserin liegt ein weit offener Reisesack aus schwarzem Maroquin, den die unglückliche Frau nicht mehr Zeit gehabt, mitzunehmen, ein kleines spitzenbesetztes Taschentuch, zerknüllt, zusammengedrückt, noch thränennaß. Es ist mit einem E und der Kaiserkrone darüber gezeichnet.

Im Nachtsack sind zwei Leinenhemden von größter Einfachheit, ohne die geringste Stickerei. Das einzige, was sie von denen einer kleinen Bürgersfrau unterscheiden könnte, ist, daß auch sie auf der Brust das kleine E und darüber die Kaiserkrone tragen; dann zwei Paar Strümpfe aus schottischem Garn; vier Taschentücher, ein Paar Stiefel, zwei Kragen und zwei Paar Manschetten. Einer der niedergeklappten Kragen ist noch mit einem kleinen Hufeisen aus braungefärbtem Silber zusammengesteckt, das als Broche dient. Endlich noch ein ganz kleines schottisches Plaid, von jenen Tartans, die man in allen englischen Kleidermagazinen findet.

Das Alles mußte in Eile vorbereitet worden sein, als die Flucht beschlossen war. Dann hatte wahrscheinlich der Gedanke, die Reisetasche könne die Aufmerk-

samkeit der Vorübergehenden erregen, sie veranlaßt, sie im letzten Augenblick liegen zu lassen.

Neben dem Sack lag ein Packet Depeschen. Ich war so neugierig, einen schnellen Blick hineinzuwerfen, und zwei fesselten einen Moment meine Aufmerksamkeit. Die erste, vom Marschall Leboeuf unterzeichnete, war an die Kaiserin gerichtet:

„Der Intendantendienst wird sehr schlecht versehen. Die Soldaten haben keine Stiefel."

Die zweite, viel wichtigere, war nur die Kopie eines Telegrammes an den Kaiser, die bestimmt war, in das links auf dem Schreibtisch offen daliegende Register abgeschrieben zu werden, wo alle erhaltenen und abgeschickten Depeschen vermerkt standen. Sie erlaubt es, das Verhalten des Kaisers, der Kaiserin und endlich des Generals Trochu während der letzten Tage des Kaiserreichs zu erklären. Sie lautet:

An den Kaiser!

Denken Sie nicht daran, wieder hieher zu kommen, wenn Sie nicht eine furchtbare Revolution entfesseln wollen. Das ist die Meinung Rouher's und Chevreau's, die ich heute Morgen gesprochen. Man würde hier sagen, daß Sie die Gefahr fliehen.

Vergessen Sie nicht, wie seine Abreise von der Krim-Armee auf das ganze Leben des Prinzen Napoleon gedrückt hat.

Eugenie.

Ich werde bald Gelegenheit haben, auf diese Depesche zurückzukommen und sie zu erläutern. Ich will nur erst mit der Arbeit fertig sein, die ich in den Zimmern der Kaiserin übernommen hatte, müßte ich auch zu dem Zweck über einige Tage hinausgreifen.

Im Schlafzimmer stand ein großes modernes Bett, das Kopfende an der Wand, das Fußende nach dem Garten zu. Rechts davon eine Kommode von ausgezeichneter Form und sehr feiner Ausführung, die in ihrer obersten halb offenen Schublade etwa 50 Sonnenschirme in allen Farben und Formen sehen läßt, einige elegant, andere einfach und so übereinandergestapelt.

Der erste, der in die Augen fällt, ist ein violetter Sonnenschirm mit schwarzen Spitzen: der Perlmuttergriff stellt einen goldbeschlagenen Rehfuß dar. Dann ist da ein weißseidener Schirm mit wunderschönen Valencienner Spitzen. Auf dem Elfenbeinstiel ein kleiner Bienenschwarm; als Griff eine à jour geschnitzte Kaiserkrone. Ein anderer ist aus weißen Spitzen, der Griff massives Gold mit Türkisen besetzt. Kurzum etwa 50 Meisterstücke, die Gravel, Verdier u. s. w. gezeichnet sind.

Nur wenige Möbel sind in diesem Zimmer, aber sie sind mit prächtigen Stoffen überzogen.

Links von der Thür, die zu den Zimmern des Kaisers führt, sind drei Spiegel, wie sie die modernen Schneider haben, von einem Nutzwerk in massivem Kupfer umrahmt. Diese beweglichen Spiegel gestatten Einem sich von Kopf bis zu Füßen, vom Rücken im Profil, kurz ganz und gar zu sehen.

Neben den Spiegeln war ein Aufzug. Ich hatte ja eine erfahrene Führerin, die mir die Besichtigung erleichtern konnte, und ich ließ sie erzählen. Die Kammerfrau erklärte mir den Mechanismus des Aufzuges folgendermaßen: Ueber den Gemächern der Kaiserin, also im zweiten Stock befanden sich eine Reihe Zimmer, die die Anordnung des ersten Stocks wiederholten.

Die Wände der Zimmer, welche die diensthabenden Frauen inne hatten, waren von oben bis unten mit großen Schränken aus Eichenholz bedeckt. In diesen Schränken befanden sich Kleider aller Art, Mäntel Röcke, Vorräthe von Wäsche, Spitzen, Stoffe in ganzen Stücken und ein beträchtlicher Vorrath von Rollen chinesischer Seidenzeuge. Es gab ein Hutzimmer, ein Stiefelzimmer, ein Pelzzimmer: mit einem Wort ein vorzüglich gerüstetes Arsenal einer königlichen schönen Frau, die weiß, daß Schönheit eine Macht ist, und daß, wie unsere Väter sangen, die Kunst die Schönheit verschönert.

In dem Zimmer der zweiten Etage, welches mit dem Aufzuge communizirte, das heißt, welches über dem Schlafzimmer gelegen war, standen auf Füßen vier große Gliederpuppen, genau von Wuchs und Form ihrer Majestät.

Wenn die Hofdame, welche die Kaiserin ankleidete, durch ein Sprachrohr die nothwendigen Befehle für die Toilette der Kaiserin gegeben hatte, nahmen die Frauen das bezeichnete Kostüm, bekleideten eine der Gliederpuppen damit, stellten sie auf den Aufzug und

ließen sie so in's Zimmer der Kaiserin hinab, die sich sagen konnte: „so also werde ich nachher aussehen," und entkleidet stieg die Gliederpuppe wieder in die zweite Etage hinauf.

Mit dieser Etage mußte ich anfangen, denn die Möbel konnten warten. Ich brauchte Kisten. „Ganz oben im Schloß sind welche," sagte meine Gefährtin. Joseph und ich gingen auf die Suche, und wir brachten 15 große Kisten vom Boden herunter.

Sodann schritten wir Beide zur allerphantastischsten Packerei, die man sich denken kann. Die Kammerfrau leerte die Schränke, und wir stopften in Bausch und Bogen alle diese weiblichen Schätze in Kisten; sie waren gewiß niemals vorher so ungenirt und rauh behandelt worden. Unsere 15 Kisten waren überfüllt, und die Schränke schienen noch ebenso voll zu sein. Wir fingen unsere Jagd unter den Dächern von Neuem an, aber vergebens. Nie werde ich diese Excursion auf den Böden des unendlich großen Schlosses vergessen, wo ich nicht Weg noch Steg kannte, und wo wir so zu sagen die Herren waren; wie wir mit den Augen in dem unsicheren Lichte unserer Handleuchter die Räume maßen, deren Grenzen wir nicht erkannten, und die uns unermeßlich weit schienen; von Zeit zu Zeit fanden wir, wenn wir an den Dachluken vorbeikamen, ein rundes Stückchen Sternenhimmel und einen Mondstrahl; wider Willen dämpften wir die Stimmen und horchten in der Stille auf das Volksgetümmel draußen, das sich, wie bei den nationalen Festen, in einem gewaltigen Summen und

Surren kundthat, und in das von Zeit zu Zeit das Schreien „Es lebe die Republik!" wie ein Interpunktionszeichen fiel, oder aus dem abgerissene Strophen aus der Marseillaise von den Straßenecken und den Quais herübergeweht wurden.

Wir verschoben unsere erste Sendung bis auf den andern Morgen und suchten die gewiß verdiente Ruhe auf. Wenn ich sage, wir, so muß ich Joseph besonders rühmen, denn er mußte die ganze Nacht umherlaufen, um sich einen Umzugwagen zu verschaffen, den er selbst fahren wollte und noch Kisten dazu, wenn das möglich wäre. Es gelang ihm. Es ging das Gerücht, die Kaiserin wäre in England. Sie hatte wirklich den Plan gefaßt, sich dorthin zu begeben und hatte zu einigen Intimen davon gesprochen, die es natürlich überall erzählt hatten. Nach England also reiste meine Ordonnanz mit dem Befehle, der Kaiserin direkt all dieses Gepäck zu übergeben.

Wie alle Pariser Bahnhöfe war der Nordbahnhof in diesem Augenblick ein höchst merkwürdiger Ort. Der Sturz des Kaiserreiches, die Revolution, so friedlich sie auch verlaufen, die Abreise der Kaiserin, die Furcht vor den Leiden der Belagerung, die bevorstand, die Furcht endlich vor dem Unbekannten hatte so vielen Leuten den Gedanken eingeflößt, daß es am Besten sei, wenn sie mit ihrer kostbarsten Habe auf- und davongingen, daß all diese Bahnhöfe derartig überfüllt waren, wie es sich auch die lebhafteste Phantasie nicht vorstellen kann. Koffer, Felleisen, Mantelsäcke und Kisten standen

in einem Haufen, der von einem Ende des Bahnhofs bis zum andern reichte und wenigstens zwei Stockwerke hoch war. Leute, die ihr Gepäck nicht verlassen wollten, standen und liefen umher, reklamirten, baten, weinten und geriethen außer sich. Die Andern, die glücklichen Sorglosen, reisten fort und überließen es den Dienern, ihre Gepäcke einschreiben zu lassen; ein Glück noch, wenn es denselben gelang, durch Streiten, sich Herumschlagen und an die Gepäckträger Anklammern alles das zu expediren, nachdem sie vier bis fünf Tage auf dem Bahnhof Schildwache gestanden und bivouakirt hatten. Die aber, welche abreisten und der Verwaltung die Sorge übertrugen, ihnen ihre Gepäcke nachzusenden, erhielten es — zwei bis drei Monate nach dem Ende der Belagerung.

Bei solchen Gelegenheiten kommt es Einem zu Nutze, etwas „Offizielles" zu sein. Der Offizier des Statthalters brauchte sich nur am Bahnhof vorzustellen, und sogleich ward sein Umziehwagen auf den Quai gefahren, an einen Gepäckwagen geschoben und in wenigen Minuten abgeladen, ohne daß Jemand von der Herkunft und Bestimmung dessen, was er enthielt, eine Ahnung hatte.

Ich hatte Joseph, dem Führer der Sendung, einige Zeilen an die Kaiserin mitgegeben, in denen ich meinen Wunsch, ihr nützlich zu sein, aussprach, sie bat, über mich zu verfügen und die Huldigungen eines Franzosen anzunehmen, für den sie nicht nur eine Fürstin, sondern eine unglückliche Frau sei.

Am andern Tage war der Mann, das Gepäck und die Botschaft am Bestimmungsorte angekommen, und am Tage darauf erhielt ich das folgende Billet, das Joseph zwischen Stoff und Futter seines Rocks nähen zu müssen geglaubt hatte. In übertriebener Vorsicht war das Billet nicht unterzeichnet worden, aber es war von der Hand der Kaiserin.

Marine-Hotel Hastings.

Ich danke Ihnen für den soeben erhaltenen Brief. Er rührt mich tief. Ich muß jetzt kurz sein, aber mein Herz fühlt darum nicht weniger. Glauben Sie, mein Herr, daß ich mich freuen werde, Ihnen das eines Tages laut und offen zu sagen.

Um den Bericht dessen nicht zu verlängern, was auf die persönlichen Sachen der kaiserlichen Familie Bezug hat und um auch nicht wieder darauf zurückzukommen, theile ich mit, daß ich Befehl erhalten hatte, mich im Palaste selbst einzuquartiren, da mein Dienst bei der Regierung meine Gegenwart im Louvre jeden Tag mehr und selbst in der Nacht nöthig machte.

Ich bewohnte einige Zeit im ersten Stock des Gebäudes rechts, am Eingang von der Rue de Rivoli, die Zimmer der Herzogin Stephanie Tascher de la Pagerie, der Oberhofmeisterin des Palastes. Als dies und die umliegenden Zimmer in Lazarethe verwandelt wurden, flüchtete ich mich gegenüber in die Rue de Rivoli, in die Aumônerie.

Meine Anwesenheit im Palast gestattete mir, den Dienern der kaiserlichen Familie zu ihrem Rechte zu

verhelfen, denn diese kamen nacheinander, um ihr kleines eigenes Mobiliar abzuholen.

Obgleich ich noch nicht offiziell mit der Mission bekleidet war, die materiellen Interessen der kaiserlichen Familie in den Tuilerien zu wahren, kam Nichts aus dem Schlosse ohne meine Unterschrift.

Am 13. September erhielt ich folgenden Brief:

Mein Herr!

Ich bitte Sie inständigst, zu versuchen, ob Sie nicht aus dem Zimmer der Gräfin von Pierrefonds einen kleinen Rahmen holen können, in dem sich eine heilige Jungfrau und ein Jesuskind befinden. Die Gegenstände stehen auf einem Möbel dicht am Bett. Es ist auch ein alter Sonnenschirm von ungebleichter Leinwand da; auf dem Stiel stehen die Buchstaben E. G. Es ist auch noch ein Gebetbuch da, das ein Federschloß hat; es sind werthvolle Andenken der Gräfin von Pierrefonds. Ich glaube, der Sonnenschirm befindet sich im Zimmer in einer Ecke auf einem kleinen Möbel.

Ich will Ihnen auch, mein Herr, von ganzem Herzen danken.

A. Lebreton.

Bitte, schicken Sie diese Gegenstände zum Fürsten von Metternich.

Gleichzeitig übergab man mir einen Brief aus der Polizeipräfektur und die offizielle Vollmacht des Finanzministers, mir alle kaiserlichen Pelzwaaren ausliefern zu lassen, die bei Valenciennes, Kürschner der Krone, Rue Vivienne 21 lagerten.

Dies ist der Brief:

Kabinet des Polizeipräfekten.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß Sie bevollmächtigt sind, sich die Pelze der Kaiserin übergeben zu lassen, deren Liste beiliegt, und sie ihr zu senden.

Graf von Kératry.

Ich glaube, es wird interessant sein, wenn ich die fragliche Liste wörtlich abschreibe; meine Leserinnen, wenn ich welche habe, werden erfahren, wie viele Pelzwaaren man braucht, um ganz vollständig versorgt zu sein.

Mein Herr!

Die Rauchwaaren der Kaiserin sind mir am 22. April 1870 übergeben worden, und bestehen aus Folgendem:

1 Vigogne-Mantel, gefüttert mit Silber-Fuchs
1 schwarzer Sammetmantel, garnirt mit Zobel
1 schwarze Sammetrotonde, gefüttert und verbrämt mit Chinchilla
1 Sammetpelz, gefüttert mit Marder, Kragen von Zobel
1 Paletot aus Fischotterpelz
1 Sortie de bal aus blauem Cachemire, gefüttert mit Schwan
1 Sortie de bal aus schwarzem Cachemire, gefüttert mit Schwan
1 Jagdjacket, gefüttert mit Chinchilla

1 schwarzes Seidenmieder, gefüttert mit Chinchilla
1 graues Seidenmieder, gefüttert mit Chinchilla
1 Muff aus Marabufedern
1 Muff aus Zobel
1 Muff aus Silberfuchs
1 Muff aus Hermelin
1 Muff aus Chinchilla
1 Muff aus Fischotter
1 Muff aus Fischotter mit Kopf
1 Boa aus Zobel
1 Boa aus Zobelschwanz
1 Cravatte aus Zobel mit Kopf
1 Paar Manschetten aus Zobel
1 Paar Manschetten aus Chinchilla
1 Paar Manschetten aus Silberfuchs
1 grüne Sammetdecke, gefüttert
1 Teppich aus Thibetziegenfell
1 Teppich aus weißem Schaffell
1 Mantelfutter aus Fischotter
2 spanische Leibchen mit Lammfell
8 m. 70 Einfassung aus Chinchilla
27 m. Zobelschwanz
1 Vorderblatt und ein Stück schwarzer Fuchs
4 Streifen, 1 Aermelaufschlag, 2 Taschen
2 Aermel und eine Bordüre schwarzer Fuchs
2 Schwanenpelze in Stücken
14 Silberfuchsfelle
6 halbe Silberfuchsfelle
20 Silberfuchsschwänze

1 Kragen aus Otterfell
3 Schwänze aus Canada
2 Marabukragen
Reste von Chinchilla
4 große Teppiche aus schwarzem Bärenfell
2 kleine Teppiche aus schwarzem Bärenfell
1 brauner Bär mit Kopf
1 naturalisirter Bär
1 Decke aus weißem Fuchs
1 spanisches Jäckchen, Rock und Weste aus kastanienbraunem Plüsch, verbrämt mit Otterfell
19 m. 60 Besatz aus Otterfell
2 Fasanhäute
3 Schemel mit weißem Schaffell
1 Kleiderrand aus Zobel
3 Zobelfelle
2 Stück Chinchilla
1 Kragen und 2 Manschetten aus Vison
2 Stück Schwanpelz
2 Fasanflügel
1 naturalisirter Fuchs
1 Paar Handschuhe mit Otterfell
3 m. 42 Skunkverbrämung
2 Galamäntel, verbrämt mit Hermelin.

Paris, den 13. September 1870.

Valenciennes.

Autorisirt vom Finanzminister

Ernest Picard.

Autorisirt vom Polizeipräfekten

Graf von Kératry.

Es war für 600,000 Franken!

Ich erhielt auch ein kleines Billet, das mit einem Schwan mit entfalteten Flügeln und einer Fürstenkrone gestempelt war und Folgendes enthielt:

Lieber Freund!

Die Kaiserin möchte das Bild des Kaisers von Flandrin haben, das in den Tuilerien ist und einen Handschuhkasten, der sich im Zimmer der Mad. Pollet, ihrer Schatzmeisterin, in St. Cloud in einem Schrank befindet. Der Kasten trägt das Monogramm Ihrer Majestät. Wenn Sie das Alles schicken könnten, wäre es sehr schön. Es ist zweifelhaft, ob der Zug noch morgen geht; wenn es möglich ist, so schicken Sie gütigst morgen früh Ihren treuen Diener, damit er sich mit dem Mann verständige, der von hier abreist.

Tausend Grüße

Metternich.

Den Kasten, von dem der Fürst sprach, konnte ich nicht schicken. Er enthielt einige Privat-Papiere der Kaiserin und war deshalb für interessant genug erachtet worden, um von Denen, die ihn gefunden, sogleich nach der Polizeipräfektur geschickt zu werden.

Dort sah ich ihn einige Tage, nachdem die Einschließung begonnen hatte.

Uebrigens wäre meine Dazwischenkunft unnöthig gewesen; Herr von Kératry betrachtete es als Ehren-

sache, der Kaiserin den Kasten sammt dem Inhalt in ihre eigenen Hände zurückzugeben. Dies that er kurz nach Ende der Belagerung.

Ich schäme mich des Geständnisses gar nicht, daß ich mich für meinen neuen Beruf als Umzugsmann interessirte, und daß die Rolle des Packers aus Ueberzeugung mir gar nicht mißfiel. Schon glaubte ich, die ganze zweite Etage geleert zu haben, als ich mich vor einer vermauerten Thür befand, die ich öffnen ließ. Nun sah ich vor mir das Mobiliar des Zimmers, in dem die Herzogin von Alba gestorben war. Die Kaiserin hing an diesen Sachen als an heiligen Reliquien von ihrer Schwester, und mein Fleiß wuchs, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Format meiner Gepäckstücke.

Die Reisen dauerten bis zur Einschließung fort. Von dem Tage ab, wo wir blockirt wurden, hätte es keinen Sinn gehabt, sich zu beeilen, wenn uns nicht die Polizeiberichte schon eine Gährung gemeldet und uns die nette Plünderung mit bewaffneter Hand, welche uns die Kommune bringen sollte, hätte ahnen lassen. So verdoppelte ich denn meine Thätigkeit, um damit fertig zu werden und alle Werthgegenstände in Sicherheit zu bringen.

Seit dem 4. September waren viele Leute in den kaiserlichen Gemächern gewesen; die Kommission zur Prüfung der Papiere hatte dort mehrere Tage gespürt und gelagert.

Man wußte, daß in diesen Gemächern bedeutende Werthsachen waren — nicht nur künstlerisch, sondern

auch materiell werthvoll — und ich konnte nicht ruhig schlafen.

Ich verdoppelte meine Schritte bei dem Finanzminister, dem heiteren, geistreichen Picard, dessen Jovialität von dem Ernst der Ereignisse nicht berührt ward, und der mich auf die nöthigen Vollmachten warten ließ.

Jedes Mal, wenn der Dienst beim Statthalter mich in sein Ministerium berief, ging ich bis in sein Kabinet, und der Minister sagte, wenn er mich sah, mit gutmüthigem Lächeln:

„Sehr gut, sehr gut. Schon wieder wegen der Tuilerien, nicht wahr?"

Eines Tages, als er mich in seiner Freundlichkeit wie ein Schuljunge hatte lachen machen, sagte er:

„Aber warum zum Teufel machen Sie sich so viel Mühe? Glauben Sie etwa, sie werden wiederkommen? Wir haben wenigstens 2 Generationen von Republikanern vor uns, die erst verbraucht werden müssen. Und dann, mein Freund, *wenn* sie wiederkämen, so müßten Sie die Welt sehr wenig kennen, um sich einbilden zu können, daß sie Ihnen den geringsten Dank dafür sagten, daß Sie die Tuilerien geplündert. Denn bedenken Sie, Sie schicken ihnen ihre Sachen, das heißt, Sie setzen voraus, daß sie *nicht* so bald zurückkommen, daß sie eine Zeit lang fortbleiben werden. Nun ist aber diese Voraussetzung respektwidrig, und sie werden sie Ihnen nicht verzeihen. Wenn sie *nicht* wiederkommen, nun, dann ist ihre Dankbarkeit genau dieselbe."

Ich hatte mich gut als Ritter, als Philantrop aufspielen, ihm sagen, wie gerecht ich es fände, die Interessen eines Gefangenen und eines Flüchtlings zu vertreten, der liebenswürdige Zweifler zuckte die Achseln und antwortete nicht.

Eines Tags aber, als ich zum Finanzminister gegangen war, um ihm spezielle Pässe zu bringen, die mich der Statthalter vertheilen ließ, sagte ich lachend zu Herrn Picard:

„Ich gebe sie Ihnen nur gegen die Vollmachten, auf die Sie mich warten lassen."

„Gut, geben Sie her. Heute Abend spreche ich mit dem Polizeipräfekten."

Das Versprechen ward gehalten, und ich bekam endlich die folgenden Papiere:

Kabinet der Polizeipräfektur.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen den Brief zu senden, um den es sich handelt. Ich freue mich, Ihnen auch dieses Mal nützlich zu sein und bitte Sie, den Ausdruck meiner herzlichen Hochachtung entgegenzunehmen.

Say.

Herrn v. Hérisson, Adjutant des General Trochu.

Paris, 1. Oktober 1870.

An Herrn Bavin, Rechnungsrath der Zivilliste.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Sie zu bitten, gütigst unter Ihrer Aufsicht auf Kosten des rechtmäßigen Eigen-

thümers die Effekten der kaiserlichen Familie einpacken zu lassen, die sich etwa noch in den Tuilerien vorfinden und sie Herrn Irisson von Hérisson zu übergeben, der mit dem Empfange beauftragt ist.

Empfangen Sie, mein Herr u. s. w.

Der Polizeipräfekt

Graf von Kératry.

Echt menschlich ist es, und man muß sich, wie Beaumarchais sagt, beeilen, darüber zu lachen, um nicht darüber weinen zu müssen, daß diese kaiserliche Familie, die mit Millionen um sich geworfen, vor der ganz Frankreich gekniet, und der es vor kaum fünf Monaten zum dritten Mal durch ein Plebiszit zugestimmt hatte, daß diese Familie Niemand fand, der die Pack- und Transportkosten vorstrecken wollte.

Es war die bescheidene Börse des kleinen Kapitäns, die dafür aufkommen mußte.

Als ich endlich fertig war, bestand ich bei dem schon genannten Herrn Bavin darauf, daß man all diese kostbaren Dinge nicht in den Tuilerien verschimmeln lasse. Gewiß hätte ich nie geglaubt, daß ein Tag kommen sollte, da von dem prächtigen Schloß nichts übrig war, als verkohlte Steine und schwarze Schlacken, und doch war ich unruhig, warum weiß ich nicht. Wer weiß, was geschieht, sagte ich mir. So war es eine Erleichterung für mich, als ich von einem Generalstabskapitän der National-Garde, dem zweiten Schloßkommandanten, folgenden Brief erhielt:

Tuilerien, 12. November 1870.

Lieber Kamerad!

Ich habe von Herrn Vavin die Vollmacht erhalten, die bewußten Kisten abgeben zu dürfen. Haben Sie die Güte, sie holen zu lassen, wann es Ihnen paßt; nur seien Sie, bitte, so gut, mich vorher zu benachrichtigen, damit ich zugegen sei.

Empfangen Sie u. s. w.

Persin.

Ich schrieb umgehend an den Grafen von Uxkul, den Geschäftsträger der österreichischen Gesandtschaft, um ihn zu bitten, die ersten Gepäckstücke zu beherbergen, und ich bekam sogleich seine Antwort.

15. November 1870.

Herr Graf!

Sie sind so gütig gewesen, den Wunsch zu äußern, ob Sie bei der Gesandtschaft 23 Kisten lagern können, welche die Privatsachen Ihrer Majestät der Kaiserin enthalten. Ich habe die Ehre, Ihnen die Uebernahme dieser Kisten zu bewilligen, die geschlossen und geschützt bleiben werden, bis zu dem Tage, wo es Ihnen gut dünkt, sie dem rechtmäßigen Eigenthümer auszuhändigen.

Empfangen Sie u. s. w.

Graf Alfred von Uxkul.

Und jetzt will ich Ihnen den Epilog des Rettungswerks dieser 3—4 Millionen werthen beweglichen Güter singen. Ich will Ihnen berichten von der großen Be-

schämung des kleinen Kapitäns, und wie der lustige Picard so niederschmetternd Recht behielt.

Nach dem Kriege dachte ich wieder an meine Kisten, und ich schickte Joseph nach der österreichischen Gesandtschaft, um sie holen und an die Kaiserin gelangen zu lassen.

Dieser theure Fürst von Metternich, der mir im September Briefe schrieb, in denen er mich seiner dicken Freundschaft versicherte, geruhte mir das folgende Autograph zukommen zu lassen.

20. Juni 1871.

Mein Herr!

Seine Durchlaucht Fürst Metternich beauftragt mich, Ihnen zu sagen, nachdem er Einsicht genommen in die Vollmacht, die Sie Ihrem Kammerdiener ausgestellt, wegen der Kisten, die in der Gesandtschaft lagern, daß er neue Instruktionen erhalten, mitinbegriffen auch diejenige, die genannten Kisten bis auf weitere Ordre zu behalten, und daß Seine Durchlaucht sie jetzt nicht ausliefern kann.

Empfangen Sie u. s. w.

Ledru, Gerichtsdiener.

Dieser heilsame Bescheid des Gerichtsdieners der Gesandtschaft ersparte Joseph eine weitere Reise und mir weitere Sorgen.

Das ist noch nicht Alles.

Ich erwartete nicht etwa die Rückerstattung der Kosten, die ich aus Vorschüssen auf meinen bescheidenen

Sold bestritten hatte, aber ich hoffte auf einen Dank, auf ein Andenken vom Kaiser oder der Kaiserin. Auf diesen Dank oder dieses Andenken habe ich zehn Jahre gewartet. Es ist Nichts gekommen. Nachdem ich mein Erstaunen darüber ausgedrückt, habe ich die Rechnung für meine Ausgaben eingeschickt. Sie ist bezahlt worden. Wir sind quitt . . . . . .

Moral: Man lasse sich von keinem halbgepackten Reisesack rühren und höre immer auf den guten Rath der Finanzminister.

Siebtes Kapitel.

Kaiserin und Statthalter. — Eine Depesche. — Trochu Korps-Kommandant. — Seine Popularität. — Königliche Undankbarkeit. — Die Versprechungen des Kaisers. — Trochu in Paris. — Die Kaiserin ist ihm feindlich gesinnt. — Bretagner, Katholik und Soldat. — Herr Rouher. — Der Kaiser fern von Paris.

Weiter oben habe ich eine Depesche mitgetheilt, die von der Kaiserin aus Paris an den Kaiser geschickt worden und die, meiner Ueberzeugung nach, einerseits das Verhalten des Kaiserpaars, anderseits das des Generals Trochu erklärt.

Ich bitte um die Erlaubniß, die Depesche noch einmal hersetzen zu dürfen, ehe ich sie kommentire.

An den Kaiser!

Denken Sie nicht daran, hierher zurückzukehren, wenn Sie nicht eine fürchterliche Revolution entfesseln wollen. Das ist die Meinung Rouher's und Chevreau's, die ich heute Morgen gesprochen. Man würde sagen, Sie verließen die Armee, weil Sie die Gefahr fliehen.

Vergessen Sie nicht, wie seine Abreise von der Krim-Armee auf dem ganzen Leben des Prinzen Napoleon gelastet hat.

Eugenie.

Als der Kaiser, — der Schatten eines Kaisers, der zwischen den Heeren hin- und hergeworfen ward, der Fatalist, der nicht mehr an seinen Stern glaubte, der das Kommando nicht zu übernehmen wagte und von Bazaine grob behandelt ward, der Kranke, der einen taubeneigroßen Blasenstein mit sich umherschleppte und bei dem kleinsten Ritt die furchtbarsten Qualen ausstand, als dieser Kaiser am Abend des 16. August im Lager von Chalons ankam, gehörte Trochu zur Rheinarmee als kommandirender General des 12. Corps.

Seine Selbstständigkeit, das Bewußtsein seines eigenen Werths, seine glänzenden Dienstaussichten, der fast prophetische Scharfblick, welcher ihm kürzlich ein Buch über das Heer diktirt hatte, ein sehr wahres Buch, dessen richtige Urtheile die sich abrollenden Ereignisse über und über bestätigten, — ferner die etwas rauhen Manieren eines strengen Arbeiters, die wenig zu den Gewohnheiten der Hofgeneräle paßten, hatten ihm Eifersüchteleien, Nebenbuhler und Feinde geschaffen unter den Schmeichlern und Höflingen, die den Kaiser umgaben.

Dieser Stand der Sachen hatte zur Folge, daß der General den Tuilerien fern gehalten und von allen unparteiischen Leuten geachtet und geschätzt wurde, un-

gerechnet den Umstand, daß die Oppositionellen von allen Farben Vergnügen daran fanden, einen wenig begünstigten General populär zu machen. Und diese Popularität wuchs schnell, während das Kaiserreich unter dem Gewicht seiner Irrthümer erlag. Die Patrioten hielten ihn für einen großen General. Die Feinde des Kaiserreichs rechneten auf ihn, wie man auf die Gegner Derer rechnet, die man haßt.

Kaiser Napoleon III. mochte immerhin ein sehr braver Mann sein, der beste Mann vielleicht in seinem Kaiserreich, der treueste und zuverlässigste Freund, er war nichts destoweniger ein Herrscher und als solcher durch seine eigene Stellung gezwungen, die, welche ihn umgaben, auszubeuten.

Ganz natürlich kam ihm der Gedanke, diese Popularität zu seinem persönlichen Vortheil zu verwenden und seinen Gegner so zu besiegen. So geht es immer. Ludwig XII. hat gesagt, es sei eines Königs von Frankreich unwürdig, wollte er noch der Beleidigungen, die dem Herzog von Orleans angethan worden, gedenken. Ein bewundernswerthes, ein königliches Wort! aber ein Wort, das eine Kehrseite hat, wie eben alles hienieden; und die Kehrseite der Vergeßlichkeit für Beleidigungen ist die Vergeßlichkeit für erwiesene Dienste. Ludwig XII. hätte hinzufügen sollen: „es ist dem Könige von Frankreich unmöglich, der dem Herzog von Orleans erwiesenen Dienste zu gedenken.“ Der Kronprätendent verlangt Hingebung, der König vergißt sie. Das ist so menschliche Ordnung oder vielmehr menschliche Will-

kür. Ein Staatsmann, der dem Kaiserreich gedient, sagte mir eines Tages naiv genug: „Gehören Sie immer zur Opposition. Je mehr Sie gefürchtet werden, um so mehr wird man daran denken, Sie zu erkaufen, und wider Willen, trotz Ihres Sträubens, werden Sie mit Ehren und Würden überhäuft werden."

Cäsar, der doch kein Dummkopf war, ließ sich von seinen Gläubigern das Imperium anbieten. Hat er sie bezahlt? Das ist eine andere Frage!

Nun, Napoleon III. war besser als der Durchschnitt der Regenten. Er ward von einigen Freunden zur Macht erhoben, und er hat das seltene Verdienst gehabt, sie nicht zu vergessen. Das schönste Lob, das man einem Fürsten spenden kann, heißt: er war nicht undankbar. Das war indessen kein Grund, warum er nicht manchmal in der Opposition selbst einen Stützpunkt suchen, warum er nicht die Popularität Trochu's verzeihen sollte, so oppositionell sie war; warum er nicht hätte träumen sollen, auf den Schultern des Generals wieder in seine gute Stadt Paris einzuziehen.

„Gehen Sie, mein lieber General," sagte er. „Sie allein können meine Rückkehr vorbereiten, und Ihre Popularität ist der Schlüssel, welcher mir die Thür der Tuilerien öffnen wird. Sprechen Sie mit der Kaiserin. Verständigen Sie sich mit ihr. Ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen."

Da er dem Hofe während seiner Glanzzeit ferngestanden, hatte der General nicht das Recht, durch diese Mission verführt zu werden und brauchte sich nicht ge-

schmeichelt zu fühlen, da er nur hergerufen und geliebkost ward, als es sich darum handelte, daß er den überall zusammenstürzenden Bau halte. Er hatte zudem nur nöthig, die Augen aufzumachen, um ein auffallendes Bild des Volksundanks vor sich zu sehen, — den General von Palikao.

Dieser General, der auf die wunderbarste Weise den allerphantastischsten Kriegszug der neueren Zeit geführt, der einen ungehofften Erfolg erlebt, dessen Bedeutung und Schwierigkeiten die heutigen Vorgänge in jenen fabelhaften Gegenden endlich klarlegen, der unsern militärischen Annalen eine ruhmvolle Seite hinzugeschenkt, — ward bei seiner Rückkehr beschimpft, herabgesetzt, mit Eifersucht und Neid verfolgt und nichtswürdig verläumdet von all den Schwächlingen in den Tuilerien. Die Kammer, welche doch die gehorsame Dienerin dessen war, der sie regierte, verweigerte die vom Minister nur matt geforderte Dotation. Und der Kaiser, der vielleicht zum ersten Mal an der allgemeinen Niederträchtigkeit mitschuldig wurde, wagte nicht, seinem siegreichen General den Marschallstab anzubieten.

Erst als diese Niederträchtigkeit, der er weichen mußte, den Sturz des Kaiserreichs vorbereitet hatte, dachte man daran, dem General von Montauban das Portefeuille des Kriegsministers zuzuerkennen, um so das gegen ihn begangene Unrecht wieder gut zu machen.

General Trochu wußte also, worauf er zu rechnen hatte und konnte im Voraus die Dankbarkeitssumme überschlagen, welche sein Opfer ihm einbringen würde.

Denn wohl war das, was man von ihm forderte, ein Opfer.

Sein Kommando, seine schöne kleine Armee zu verlassen und sich mit dem Kaiser, der Nationalgarde und den Mobilen in Paris einzuschließen, war etwas, was ihn nicht sehr reizen konnte. Man appellirte nicht nur an sein soldatisches und patriotisches Gefühl, sondern auch an seine Empfindungen als Christ. Man sprach nicht davon, daß er eine Dynastie beschützen, man sprach nur von der Frau und dem Kinde, das er schirmen solle.

Nach einigem Zögern — denn jeder Mann, selbst ein Held und ein Märtyrer hätte an seiner Stelle gezögert — fügte sich der General.

„Sire," sagte er einfach, „ich habe Ihr Versprechen. Es ist abgemacht, ich werde Ihre Rückkehr vorbereiten; ohne einen so wichtigen Grund würde ich das Heer nicht verlassen."

„Ja," erwiderte der Kaiser, „Sie haben mein Versprechen. Binnen Kurzem folge ich Ihnen. Ich lege Ihnen dies Opfer nur auf, weil es mir ganz unerläßlich scheint."

Während dieses Gespräches zogen die Mobilen an dem kaiserlichen Lager vorüber und riefen ihm die schmutzigen Schimpfreden zu, von denen ich oben schon erzählt habe.

Als er vom Kaiser wegging, kam der General auf den Gedanken, die Mobilgarde nach Paris zurückzuführen,

Es war die erste Handlung in seiner neuen Rolle. Es war der Anfang zur Ausführung des verabredeten Plans, Napoleon III. in die Tuilerien zurück zu bringen; es handelte sich darum, dem Kaiser die Dankbarkeit von Tausenden von Familien zu gewinnen, denen er ihre Kinder zurückgab.

Was hat man Alles mit Bezug hierauf über General Trochu's Benehmen gesagt, über die geheimen Gründe, die ihn veranlaßten, all diese Pariser an ihren Heerd zurückzuführen! Was man sagte, war Alles ebenso gerecht und loyal, wie das gerechte und loyale Betragen des Volkes gegen den Sieger von Takou, Chang-Kia-Wang und Pali-Kao.

Das war Trochu's Verhalten in Chalons gewesen; sehen wir nun, was er in Paris that.

Er findet bei der Kaiserin noch mehr Feindseligkeit als Mißtrauen. Sie affektirt vor ihm eine Leichtherzigkeit und Sicherheit, die sie keineswegs wirklich empfindet. Ein Statthalter von Paris, der die Rückkehr des Kaisers vorbereitet, eine Rückkehr, welche sie nicht billigt und nicht wünscht, und dieser Statthalter von Paris heißt General Trochu!

Ich will nicht etwa glauben machen, die Kaiserin habe auch nur einen Augenblick daran gedacht, Jeanne d'Arc zu spielen und ganz allein Frankreich zu retten.

Es wäre indeß sehr süß gewesen, dem, der ihr die Krone gegeben, sie jetzt zurückgeben zu dürfen.

Und Trochu verdarb ihr diesen Heldentraum!

Mag er doch immerhin seine Treue, seine Ergeben-

heit betheuern, sie zeigt ihm, daß sie nicht ein Wort davon glaubt.

„Ich bin Bretagner, Katholik und Soldat," das macht sie lachen.

Ach, wie bitter mag der Kelch gewesen sein, den man in dieser zweiten Hälfte des August seinen Lippen bot und in dessen Grunde er nichts fand, als Aerger, Bedauern und Widerwillen.

Als der Kaiser die berühmte Depesche erhielt, welche ihm gewissermaßen den Befehl ertheilte, nicht zurückzukommen, muß er sehr verwundert gewesen sein, wenn dieser große Skeptiker sich überhaupt noch über etwas wundern konnte. Er war aber entschlossen, sich nicht daran zu kehren. Er hatte General Trochu das Versprechen gegeben, er wollte dennoch zurück. Vielleicht mißfiel ihm auch der Gedanke nicht, mit Trochu in's Feld zu ziehen. Obgleich der Kaiser den Einfluß seiner Umgebung empfand, die den General verabscheute, so liebte und schätzte er für seine Person den Kommandanten des 12. Corps. Eines Tages sogar sprach er mit ein paar Intimen in den Tuilerien von ihm und sagte lachend:

„Alles das ändert nicht, daß Trochu doch der Stärkste von Allen ist."

Da schickte man zum Kaiser einen Mann von eminentem Talent und einer nicht geringen Ehrenhaftigkeit, dessen Leben ein Muster von jener Selbstlosigkeit gewesen, wie es das Alterthum unsterblich gemacht hat; dieser

Mann, es war Rouher, sollte den Kaiser beschwören, daß er nicht nach Paris zurückkehre.

Er liebte den Kaiser mit jener lebhaften, persönlichen, zutraulichen Hingebung, welche auch General Fleury für den Herrscher empfand, und er liebte sein Vaterland bis zur Aufopferung seines Lebens, das früh verbraucht und abgenützt worden in Nachtwachen, Kämpfen und parlamentarischen Arbeiten.

Die Wahl Rouher's war um so glücklicher, da er einen solchen Schritt beim Kaiser niemals unternommen hätte, wäre er nicht persönlich überzeugt gewesen, ganz abgesehen von dem Einfluß und Ehrgeiz der Regentin, daß Napoleon III. Anwesenheit in Paris schlimme Dinge herbeiführen könne. Es war nicht unbedacht geschehen, daß gerade ihm die Kaiserin diesen schwierigen Auftrag übergeben. Es gibt keinen bessern Advokaten, als den, der von der Trefflichkeit seiner Sache durchdrungen ist.

Der Kaiser, der vielleicht schon etwas durch die Depesche der Kaiserin erschüttert worden, glaubte den inständigen Bitten seines treuen Dieners nachgeben zu müssen. So ward dem General Trochu nicht Wort gehalten.

Es ist indeß gerecht zu sagen, daß im letzten Augenblick eine Depesche Bazaine's, der Mac-Mahon zu sich berief, allem Schwanken ein Ende machte.

Die Kaiserin ward sogleich benachrichtigt, daß der Kaiser den politischen Gründen und ihren Wünschen wiche, die sie so kategorisch, ich möchte sagen brutal, wenn es sich nicht um eine Frau handelte, ausgedrückt

hatte. Sogleich ward ihre Haltung gegen Trochu noch markirter. Feindselig war sie gewesen, nun ward sie verletzend. Vorher hatte sie ihm kein Vertrauen bewiesen, jetzt wurden alle Arten raffinirter Praktiken erfunden, um ihm ein beleidigendes Mißtrauen zu zeigen. Das ging so weit, daß, sowie er sich im Salon der Kaiserin in den Tuilerien blicken ließ, alle Gespräche wie auf Befehl verstummten. Man hätte denken können, ein Spion sei in die geheime Sitzung einer Verschwörerbande getreten. All die Getreuen thaten, als sähen sie einander an, und das in tiefstem Schweigen, so daß der unglückselige Mensch aus der Fassung gerieth und zum Rückzug blies, das heißt sich in guter Ordnung zurückzog, wie er leider nur allzu oft Gelegenheit gehabt hat, von seinen Truppen während der Belagerung sagen zu müssen.

Es wäre also ungerecht, dem General ein Verbrechen daraus zu machen, daß er seine Besuche in den Tuilerien so lange wie möglich auseinander hielt, und daß er dem Kriegsminister die Aufgabe überlassen, was dieser übrigens für seine Sache erklärte, für die Sicherheit der Regentin aufzukommen. Wenn die Kaiserin zu dem General in anderen Beziehungen gestanden, als die, welche sie freiwillig gewählt, hätte es da nicht ihre erste Regung sein müssen, ihn rufen zu lassen und sich unter seinen Schutz zu stellen? Und Gott allein weiß, was geschehen wäre, hätte sie den Muth gehabt, diesen Schritt zu thun, den sie zu unternehmen nicht gewagt hatte, noch gewillt war.

Achtes Kapitel.

Paris wird blockirt. — Vinoy kehrt zurück. — Manifestationen. — Unter den Ordonnanzoffizieren. — Kaufleute und Künstler. — Die Freiwilligen von 92. — Eine Revue. — Alter Soldat und junges Pferd. — Ein Großoffizier der Ehrenlegion. — Das Kapitol und der tarpejische Fels. — Einschließung von Chatillon. — Ferrières. — Villejuif und l'Hay. — Die Drosseln und der kleine Infanterist. — Die militärischen Ehren.

Ich habe es schon mehrmals gesagt und wiederhole es, ich habe nicht die Anmaßung, die Geschichte der Belagerung von Paris zu schreiben, sondern beschränke mich darauf, meine Erinnerungen mitzutheilen.

Ich übergehe also die Rückkehr des Generals Vinoy mit Stillschweigen, der sein kleines, den Preußen glücklich entgangenes Armeekorps zurückbrachte. Vinoy's Armeekorps stieß zu Mac-Mahon in dem Augenblick, als die Preußen aufhörten, rings um den unglücklichen Marschall zu manövriren, um ihn in einen Kreis von Eisen und Feuer einzuschließen. Er kam genau in dem Augenblicke, als sich von Mezières her die deutschen

Regimenter wie die Scheeren eines riesigen Unthiers zusammenklappten. Er hatte an seiner äußersten Avantgarde ein Regiment Husaren, dem die Feinde einen Offizier und einige Gemeine wegfingen. Der Rest dieses Armeekorps zog sich zusammen, und das Armeekorps kam nach Paris zurück. Es war in diesem Augenblick die einzige ernsthaft organisirte Militärmacht dort.

Ebensowenig rede ich von den flammenden Proklamationen Gambetta's, noch von den tollen Kundgebungen auf der Straße, noch von den donnernden Artikeln in den Zeitungen. Alle waren auf den Klang des Degens gestimmt. Alle wetteiferten in lyrischen Deklamationen.

Unglücklicherweise ersetzte man gern die großen Empfindungen durch große Worte und die Energie des Gedankens durch den Schwulst des Styls. In diesen Fiebertagen fanden wir alles gut und berauschten uns an Phrasen. Unser Gehirn glich dem Gaumen gewisser Trunkenbolde, durch den der reine Alkohol gleitet, ohne ihm etwas Anderes, als eine angenehme Wärme zu verursachen. Welche Mittel gab es, inmitten dieser Menge zu sein, die wie ein Zitteraal vibrirte, und keine elektrischen Schläge an den Kopf oder auf's Herz zu bekommen!

Zuweilen indeß, wenn wir unter uns waren, unter uns Generalstabsoffizieren, und wenn wir uns erzählten, was wir bei unsern Aufträgen oder im Lauf der Woche

gesehen, dann fühlten wir unsere Begeisterung schwinden und die Verzweiflung herannahen.

Es wurde stark debattirt im grünen Salon. Mit souveräner Unabhängigkeit wurden Menschen und Dinge beurtheilt. Und wäre das Telephon schon erfunden gewesen, so hätte die Regierung oft, wenn sie unsere Diskussionen gehört, mehr daraus erfahren, als aus den offiziellen Berichten.

Eines Abends las einer von uns das Circular Jules Favre's an die diplomatischen Agenten vor. Bei den Worten: „Nicht einen Zoll breit von unserem Boden, nicht einen Stein von unseren Festungen," hielt er an. Wir schauderten thatsächlich.

„Sie finden das sehr schön, nicht wahr?" sagte der Vorleser. „Es ist vielleicht schön, aber von einer blos vorübergehenden Schönheit; denn wenn wir nicht einen Zoll breit, sondern Meilen von unserem Boden, nicht einen Stein von unsern Festungen, sondern ganze Festungen hergeben, dann ist es gar nicht mehr schön. Und Sie Alle, die Jules Favre für einen großen Mann halten, weil er diesen wohlklingenden Satz geschrieben, werden bald so weit sein, ihn für einen Dummkopf zu halten."

Einer wollte Einsprache erheben.

„Und die Ehre?" sagte er. „Geht die nicht allen materiellen Interessen vor?"

„Ich wäre entzückt," erwiderte der Skeptiker, „wenn man mir bewiese, die Ehre nöthige Sie, wenn Sie im Duell verwundet sind, den Kampf fortzusetzen, auf die

Gefahr hin, getödtet zu werden. Ich wäre entzückt, wenn man mir bewiese, daß alle Herrscher, alle Völker, welche nach geringern Niederlagen als die unseren, Frieden geschlossen, Tölpel und Lümmel gewesen. Nach solcher Rechnung frage ich, wo wären denn die tapferen Leute in Europa? Denn alle Völker sind nacheinander von uns geschlagen worden, und alle haben Frieden geschlossen, sobald sie sich außer Stande gefühlt, mit gleichen Waffen mit uns zu kämpfen. War Franz Joseph eine Memme, daß er nach Solferino Frieden mit uns schloß? oder Alexander II. nach der Einnahme von Sebastopol und soviel andere, ohne in die Vergangenheit zurückzugreifen? Es ist keine Schande, geschlagen worden zu sein, wenn man seine Schuldigkeit gethan hat und wenn die Armee, die uns zerschmettert, ihren Sieg verdient, weil auch sie sich gut geschlagen. Was die materiellen Interessen betrifft, so bin ich einer der Ihrigen diametral entgegengesetzten Meinung, mein lieber Widersacher. Die Völker haben die Regierungen dazu, daß sie über ihre materiellen Interessen wachen, und bis jetzt und seit recht lange versehen die Regierungen ihre Aufgaben hienieden recht jämmerlich. Wollen Sie mir sagen, was uns der Krimkrieg eingebracht hat? Nichts. Mexiko? Nichts. China? Nichts. Alle Kriege Napoleons? Nichts. Es geht so weit, daß die Engländer von uns sagen: „Die Franzosen kämpfen aus Freude am Sieg." Und sie haben Recht. Wenn wir geschlagen werden, ist es unser Boden, sind es unsere Millionen, die die Kosten

zahlten. Wenn wir die Andern schlagen, überlassen wir gern Andern den Preis für unser Blut. Seht England an und richtet Euch nach dem, nicht ganz und gar, aber doch ein bischen."

„Was also," sagte Einer, „hätten wir nach Ihrer Meinung thun sollen?"

„Etwas sehr Einfaches; den Antrag Palikao's annehmen, einen inkonstitutionellen Antrag, der die kaiserliche Regierung durch ein Komité ersetzte, und dieses Komité beauftragen, den Preußen zu sagen: „Ihr habt erklärt, Ihr kämpfet nicht mit Frankreich, nur mit dem Kaiser. Gut, der Kaiser ist besiegt, ist Gefangener, unterhandelt mit ihm. Vertragt Euch mit einander; uns geht das nichts an. Napoleon und Wilhelm hätten ihre kleinen Vergleiche angesponnen. Vielleicht hätten wir etwas verloren, aber sicherlich nicht Alles, was wir verlieren werden, wenn wir aus diesem unmöglichen Wagniß nicht als Sieger hervorgehen. Da haben Sie meine Meinung."

„Es war aber so verführerisch, die Republik zu proklamiren!

„Parbleu!"

„Und dann die Erinnerung an 1792!"

„Ach, uns fehlten die Regimenter Ludwigs XVI. Die berühmten Freischaaren, deren Existenz mir übrigens nicht ganz bewiesen ist, hätten Nichts vollbracht, wären nicht die alten Unteroffiziere der Monarchie dagewesen, um sie zu kommandiren. Man machte Generäle aus

Sergeanten. Möglich. In jedem Falle ist damit bewiesen, daß es damals Sergeanten gab.

Suchen Sie doch jetzt mal welche! Sie sind alle in Preußen oder bei Bazaine, das heißt wahrscheinlich in Metz belagert, wie wir es in Paris sein werden."

Der so sprach, war einer der Lieblinge des Generals, und ich zitterte, denn instinktiv begriff ich, daß das Haupt dachte, was der Offizier sagte, und daß wir schon vor jenem schrecklichen Zwiespalt standen, welcher die ganze Geschichte der Belagerung ausmacht, zwischen den Leuten, welche an den Sieg glaubten, und denen, welche den Krieg zu gut kannten, um nicht das Ende schon vorauszusehen.

Ein Tag übrigens kam, an dem die Illusion erlaubt war, ein Tag, da man hätte von Stahl sein müssen, um nicht zu zittern und zu hoffen. Das war der 13. September. Ich wohnte der schönsten Revue bei, welche ich in meinem Leben gesehen habe.

Die ganze Armee, die ganze Mobilgarde, die ganze Nationalgarde, die Freiwilligen, die Freikorps, die Marine, die Artillerie und das Wenige, was von der Kavallerie noch übrig war, war in zwei unendlichen Linien, mehrere Mann hoch aufgestellt, die an der Bastille begannen, die Boulevards, die Rue Royal, der Place de la Concorde, die Champs-Elysées entlang liefen und sich hinter der Barrière de l'Etoile fortsetzten.

Die vollständig gerüsteten und bewaffneten Soldaten bildeten die ersten Reihen; hinter ihnen standen Die-

jenigen, deren Uniform und Bewaffnung noch unvollständig war.

Nie ist ein zahlreicheres noch begeisterteres Heer vor einem populäreren und willkommneren Führer aufgezogen, nie hat eine feurigere Bevölkerung den Rahmen dazu gebildet. Die Truppen nahmen beide Seiten des Fahrwegs ein, die Trottoirs schienen mit Menschenköpfen gepflastert, die sich in die Etagen fortsetzten und über die Dächer hinausquollen. Es war ein abenteuerlicher Anblick.

Auf einem prächtigen Pferde ritt der General vor einer imposanten Gruppe höherer Offiziere, gefolgt von einer Schwadron Adjutanten und Offizieren aller Waffengattungen, deren Pferde noch nicht unter den Entbehrungen gelitten, welche sie während der Belagerung mit den Menschen theilten.

Die Hornisten bliesen, die Tambours trommelten, die Soldaten präsentirten das Gewehr und riefen: „es lebe Trochu", oder „es lebe die Republik", und das Volk rührte Hüte, Mützen, Taschentücher und Sonnenschirme und wetteiferte mit der Armee in betäubenden Bravorufen.

Ich gestehe, daß, als ich all diese begeisterten Gesichter, all diese glänzenden Augen sah, als ich all diese gesunden Lungen brüllen hörte, ich mir vorstellte, dieser erregten Menge könne nichts widerstehen. An diesem Tage glaubte Trochu an die Vertheidigung, das weiß ich, aber ich weiß nicht, wie lange diese Ueberzeugung dauerte.

Im Faubourg Poissonnière ward die Revue durch einen halb drolligen, halb rührenden Zwischenfall erheitert. Ein alter Admiral mit langem Backenbart und langem weißen Haar, der die in dieser Gegend aufgestellten Truppen kommandirte, ritt ein junges feuriges Thier, das ihm bei jedem Hornstoß, bei jedem Trommelwirbel durch seine Ungeduld und seinen Ungestüm Unruhe einzuflößen schien. Er ritt dem Statthalter entgegen, der seiner Eskorte Halt gebot, um seine Achtung vor einem der Führer unserer besten Truppe, der Marine, recht zu zeigen.

Zehn Schritte vor dem Gouverneur hält der Admiral sein Pferd an, das mit den Hufen das Straßenpflaster schlägt und grüßt mit dem Säbel. Als das Thier an seinem rechten Auge die glänzende Klinge vorüberzucken sieht, pirouettirt es auf den zwei Hinterbeinen und läuft im Galopp davon.

Der Admiral, der seinen Ruf als unerschrockener Reiter, auf den aus Liebe zum Gegensatz alle Marinesoldaten viel halten, nicht verderben will, bezwingt das Thier und führt es zurück, nach etwa 40 Schritten.

Und er will seinen Gruß an den Gouverneur von Neuem beginnen, denn dieser ist ihm im Schritt ein paar Meter weit entgegengeritten.

In diesem Augenblick blasen die rechts vom General stehenden Hornisten den Feldmarsch, und schnell wie der Blitz oder doch wie ein Federball setzt sich das Pferd des Admirals in dreifachen Galopp. Der alte Soldat hatte seine Mütze verloren, seine Beinkleider waren an

den Waden hinaufgerutscht; sein entblößter Säbel und die Zügel hinderten ihn, und so klammerte er sich wohl oder übel an die Mähne. Wir sahen ihn fern auf der verlassenen Landstraße verschwinden.

Und Trochu sagt zu seinem Gefolge gewandt, mit sanftem Ernst:

„Es ist sehr gefährlich, was er da macht."

Etwas weiterhin sahen wir den General halten und einen Nationalgardisten tief grüßen; auf der Brust des letzteren glänzte der Stern des Großoffiziers der Ehrenlegion. Es war Minister Duruy.

Als wir nach dieser endlosen Revue in den Louvre zurückkehrten und Trochu beglückwünschten, erwiderte er:

„Ja, es ist sehr schön gewesen. Aber Sie können sich nicht vorstellen, wie unbeständig diese Volksmassen sind. Das Kapitol haben wir erstiegen, aber nun Acht vor dem tarpejischen Felsen!"

Trotzdem weiß ich, daß er einen tiefen Eindruck mitgenommen hatte, und daß er, wenn auch nicht berauscht, doch einige Stunden, vielleicht einige Tage lang, voll Zuversicht und Hoffnung war.

Indessen begann die Einschließung. Einige der Unseren hatten von den Pässen Gebrauch gemacht, welche die für Jedermann geschlossenen Thore öffneten und waren auf den Landstraßen südlich von Paris umhergeschlendert, wo sie Ulanenpatrouillen hatten sehen können. Einer von ihnen war ziemlich nahe an die Infanterie herangekommen, indem er sich durch's Gehölz schlich, um eine harmlose Salve herauszulocken: Es

war ersichtlich, daß die Preußen Paris vom Süden aus umzingeln würden. Sie defilirten, um Versailles über Choisy-le-Roi zu erreichen. Ihr ursprünglicher Plan bestand darin, sich zwischen Paris und den noch unberührten Süden Frankreichs einzuschieben. Am 17., 18. und 19. Sept. ward manövrirt und gekämpft. Der letzte dieser drei Tage ist der von Chatillon. Der Statthalter wohnte dem Kampfe nicht bei, der übrigens auch nicht glänzend war. Die Mobilen und die Linientruppen tödteten sich untereinander, indem sie auf einander schossen, denn eine leicht vorherzusehende Verwirrung herrschte unter diesen jungen Truppen, und erstaunlich! die Zuaven gaben das Signal zu einer Panik. Als man die rothen Hosen zurückweichen und fliehen sah, entstand eine allgemeine Unordnung. Die Hälfte von Paris, das linke Ufer war mit Soldaten bedeckt, die, um besser laufen zu können, Flinten und Patronen weggeworfen hatten, und die jetzt schon die unheilvollen dummen Worte hören ließen, die später so oft gesagt werden sollten: „Wir sind verrathen!"

Während dieser ersten Scharmützel ging Jules Favre nach Ferrières. Die ehrenwerthen Abgeordneten, die damals Frankreich regierten, hatten einen so verworrenen Begriff von gouvernementaler Tradition, daß der Minister diesen Schritt ohne Vorwissen seiner Kollegen unternahm. Ich brauche ihn nicht zu erzählen, Jedermann weiß davon. Indessen erinnere ich mich noch des wunderlichen Eindrucks, den uns die Lesung des Berichts über die Zusammenkunft und die diplomatischen

Gespräche zwischen Jules Favre und Bismarck verursachten. Der Gegensatz zwischen den beiden Männern war packend. Bismarck hämmerte seine Sätze zurecht, führte nie etwas Anderes an, als die gebieterischen Nothwendigkeiten des Kriegs, die Interessen des kriegführenden Heeres, stellte sich nie in den Vordergrund, sagte nur immer: „Wir . . . . . Wir müssen dieses haben . . . Wir sind genöthigt, dies zurückzufordern . . .“ Jules Favre sprach von seinem Herzen, von seiner Angst, von seiner Erschütterung, von seinen Thränen, jetzt schon, — von seinen nur zu berühmten Thränen. Der Bericht erregte einem das Gefühl, als sähe man eine arme alte große Ziege in den Tatzen eines Löwen liegen und stöhnen.

Unser Kamerad, der Skeptiker, faßte die Ansicht des Generalstabs kurz in folgende Worte zusammen:

„Wenn die alten Damen sich jetzt schon in unsere Angelegenheiten mischen, dann wird es nett.“

Am 23. September lieferte General Maudhuy das Gefecht bei Villjuif, welches uns die Schanze bei Hautes-Bruyères verschaffte, die wir bewachen sollten und welches ein bischen die seit dem Tage von Chatillon ganz heruntergekommene Zucht des Heeres hob. Man scharmuzirte bis zum 30. An diesem Tage fand der siegreiche, aber nutzlose Kampf bei Chevilly statt; er brachte uns nichts ein und kostete uns ein paar tapfere Soldaten, darunter den General Guilhem, der getödtet ward, während er tapfer an der Tête seiner Brigade marschirte.

Am zweiten Tage nach dem Gefecht bei Chevilly begab sich General Schmitz in eigener Person auf das Schlachtfeld und drang bis zu den preußischen Vorposten, um die Leiche des Generals Guilhem zurückzufordern. Ich hatte die Ehre, den Generalstabschef zu begleiten und uns folgte ein Zug Ambulanzwagen mit Aerzten und Krankenträgern, um die Verwundeten aufheben und zurückführen zu können, die sich etwa noch zwischen den beiden Heeren befanden. Die preußischen Schildwachen zogen zwei zu zwei auf Wache, jeder Soldat stand nur wenige Schritte von seinem Nachbarn. Während ein Posten abgeschickt ward, um den Parlamentär zu holen, stieg ich vom Pferde und begann die benachbarten Felder abzusuchen.

Wir waren an der Stelle, wo das heißeste Gefecht stattgefunden hatte. Kein Baum war zu sehen, der nicht mindestens ein Geschoß abbekommen hatte. Die französischen Mitrailleusen hatten stellenweise in den Weinbergen lange Räume in Form von Durchsichten abgemäht und Reben und Pfähle dicht am Boden abrasirt. Nichts war verändert, nichts war noch auf dem Schlachtfelde angerührt worden, und an verschiedenen Stellen bezeichnete eine unheimliche Feuchtigkeit die Blutlachen, welche die Erde aufgesogen. Hier lagen Helme, dort Gewehre, weiterhin Tornister, Käppis, Bajonette, Lederzeug, Kontobücher und andere Effekten der Soldaten, besonders aber eine Menge Patrontaschen.

Ich hatte mir vorgenommen, ein Gewehr mitzubringen. Aber ein großer blonder Kerl, eine preußische

Schildwache, versuchte seine blauen Porzellanaugen rollen zu lassen und schrie auf deutsch: „Lassen Sie das Gewehr liegen!“ Ich sah ihn an, und er wiederholte: „Lassen Sie das Gewehr liegen!“ Ich that, als verstände ich ihn nicht und ging mit der Waffe in der Hand weiter. Aber da er mir ein drittesmal zuschrie: „Lassen Sie das Gewehr liegen!“ und dabei ganz wüthend mich auf's Korn nahm, so stellte ich mich nicht stolz und ließ die Waffe liegen. Es war ein einfaches Chassepotgewehr, nur mit der Eigenthümlichkeit, daß eine preußische Kugel sich kokett in dem Kolben niedergelassen hatte.

Nachdem ich diesen Winkel um so genauer untersucht, als ich am Tage der Schlacht dort ein fürchterliches Gewehrfeuer gehört und die Kugeln hatte in Schwärmen fallen sehen, ging ich nach den Ambulanzwagen zurück. Als ich einen Weinberg passirte, jagte ich zwei Drosseln auf, die sich hier ruhig der Nachlese hingegeben hatten und in den vergessenen Trauben marodirten. Ich empfand ein seltsames Vergnügen, fast eine Art Rührung beim Zwitschern dieser zwei armen Thierchen, die während des fürchterlichen Wirrwarrs dort gewesen oder nach der Schlacht muthig wiedergekommen waren. Dicht neben der Stelle, wo die zwei Drosseln aufflogen, entdeckte ich einen armen kleinen Infanteristen von höchstens 22 Jahren, dessen beide Füße an den Knöcheln von einer geplatzten Granate zerschmettert waren. Der eine Fuß war völlig abgetrennt; der andere, dessen Knochen zersplittert

waren, hing noch an den Sehnen und einem Hautfetzen. Der arme junge Mensch hatte sich bis zu seinem abgeschossenen Fuße hingeschleppt, den er drei Schritt weit von der Stelle entdeckt, wo er selber zusammengebrochen, er hatte ihn in seinen mit geronnenem Blut bedeckten Lederriemen gesteckt und hielt ihn an sich gedrückt. Er lebte noch und lag in diesem Weinberg seit 48 Stunden, seit zwei Tagen und zwei Nächten. Ein Schimmer von Bewußtsein zuckte noch in seinen starren verglasten Augen, und als er eine französische Uniform erkannte, hatte er die Kraft, ganz leise, wie ein krankes Kindchen, zu sagen: „Zu trinken!"

Ich beugte mich über ihn, nahm seine beiden Arme, legte sie mir um den Hals, und indem ich mich plötzlich umwandte, um ihn auf den Rücken zu nehmen, trug ich ihn zu unserm Wagen, ohne daß die deutsche Schildwache diesmal etwas zu schreien gefunden hätte. Er jammerte leise, und ich fühlte hinter mir den einen übrig gebliebenen Fuß auf- und niederschlagen und an meine Beine klopfen. Ich legte ihn auf eine Sänfte und ließ ihm ein gutes Glas Wasser mit Rum geben. Er trank es und starb.

Während des ganzen ersten Theils der Schlacht wurden unsere Verwundeten fast durchweg an den Beinen getroffen, vom Fuß bis zum Knie.

Wie der Tag vorrückte, rektifizirte der Feind sein Schießen. Am Abend waren alle Wunden am Kopf oder mitten in der Brust.

Der Leichnam des Generals Guilhem, von zehn Kugeln durchbohrt, ward uns übergeben. Die Preußen verliehen dieser Auslieferung so viel Feierlichkeit, wie die Anordnung der Vorpostenkette, wo sie stattfand, erlaubte. Acht Soldaten brachten auf Ulanenlanzen den mit Blumen und grünem Laube geschmückten Sarg, und wie sie mit der todten Last an den Feldwachtposten und an den einzelnen Schildwachen vorüberkamen, ward das Gewehr präsentirt, und die Offiziere grüßten mit dem Säbel. Das war ergreifender in diesem öden zerhackten Felde, als ein Vorbeimarsch in großem Pomp vor einem federbuschumwallten Leichenwagen am Gitter des Invalidendoms.

Am 7. Oktober, am Vorabend des Tags, an dem ich eine recht schlimme Viertelstunde auf dem Platze vor dem Stadthause zubringen sollte, ging ich nach Créteil, um Prinz Wittgenstein, Militärattaché der russischen Gesandtschaft, über die Grenze zu führen; er verließ Paris, mit allen nöthigen Geleitsbriefen versehen.

Neuntes Kapitel.

Ein Diplomat aus Liebhaberei. — Im Kabinet des Statthalters. — Ein unvorhergesehenes Zusammentreffen. — General Burnside. — Waffenstillstand und Verproviantirung. — Gouverneur und Dolmetscher. — Jules Favre. — Herr Washburne. — Bei den Vorposten. — Wie man parlamentirt. — Die Brücke von Sèvres. — Der spaßhafte Adjutant. — Angriff auf die Parlamentäre.

Der 2. Oktober war ein Sonntag. Gegen halb eins Morgens schlief ich fest, als heftige Schläge an meiner Thüre mich plötzlich erweckten.

„Wer ist da?"

„Ich, Lunel."

Der Kommandant Lunel, der den italienischen Krieg als Attaché des Stabs des kommandirenden Generals mitgemacht hatte, war mit der innern Verwaltung des Hauptquartiers beauftragt. Das war keine Sinekure. Stets dienstfertig, voll Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, war er unser aller Vorsehung, und wir verdanken ihm eine unzählige Menge Pferdebeefsteaks, mit denen er uns während der Belagerung beständig versorgte. Heute ist er Militärkommandant des Justizpalastes.

„Stehen Sie auf," sagte er zu mir, „der Gouverneur läßt Sie rufen."

In aller Eile zog ich meine eben abgelegte Uniform wieder an und begab mich sofort zum General.

Er saß allein vor seinem Schreibpult in dem halb bürgerlichen, halb soldatischen Anzuge, den er besonders liebte: Hausrock und rothes Beinkleid. Er trug ein griechisches Käppchen, das er kaum je ablegte und das seine vollständige Kahlköpfigkeit nothwendig machte. In der Hand hielt er seine große Pfeife, die liebevoll angeraucht war, wie die Raucher sagen.

„Es thut mir leid, mein liebes Kind," sagte er, „Sie stören zu müssen, aber mir wird von den Vorposten der Besuch eines amerikanischen Generals gemeldet, der nicht französisch spricht. Da ich nun wieder nicht englisch spreche, wünsche ich, daß Sie mir als Dolmetscher dienen. Setzen Sie sich dorthin," fügte er hinzu, indem er mit dem Finger auf eines der Sopha wies, welche in den Nischen der hohen Fenster standen. „Schlafen Sie, wenn Sie wollen; wenn ich Sie nöthig habe, werde ich Sie wecken. Ich habe zu arbeiten."

Ich wagte nicht, mich vor dem Gouverneur auf dem Sopha auszustrecken und schlief so gut es anging in einer möglichst ehrerbietigen Stellung. Gegen 5 Uhr weckte mich der General.

„Sie können nach Hause gehen," sagte er, „der General kommt erst am Morgen. Kommen Sie um acht Uhr wieder!"

Um neun Uhr trat der amerikanische General, von einer Stafette gemeldet, in's Kabinet des Statthalters, der ihn stehend, in Uniform und von seinem ganzen Stabe umgeben, empfing.

General Trochu sagte mir, ich solle dem Besucher erklären, daß er willkommen sei und war nicht wenig erstaunt, als er sah, wie der Fremde sich mir mit ausgestreckten Armen näherte und mich auf beide Backen küßte. Ich erklärte nun, daß ich vor sechs Wochen auf dem Packetboot, das mich von Amerika herüberbrachte, mit dem General Bekanntschaft gemacht und schnell Freundschaft mit ihm geschlossen während der elf Tage gezwungener Haft.

General Burnside ward von dem amerikanischen Obersten Torbes begleitet. Er erzählte dem Gouverneur, daß er nach Europa gekommen, weil die großen kriegerischen Ereignisse, welche sich in Frankreich abspielten, ihn anzogen. Er bat um Erlaubniß, Paris besuchen zu dürfen, wie er die preußische Armee besucht.

Er wollte, nachdem er den Mechanismus der kolossalsten Einschließung, die je unternommen worden, studirt, sich ebenso Rechenschaft geben über die Mittel der Vertheidigung, und dann wollte er das für die Menschheit tröstliche Schauspiel betrachten, wie die Vaterlandsliebe die höchsten Opfer bringt.

Der General war durchaus nicht der erste Beste. Er ist sehr populär in den Vereinigten Staaten und hat in dem Sezessionskriege eine wichtige Rolle gespielt.

Ohne ganz überzeugt zu sein, daß den General

einzig und allein die militärische Neugier herziehe, beeilte sich der Gouverneur zu erklären, daß er sein Möglichstes thun werde, damit seine Forschungen leicht und vollständig seien. Die Zusammenkunft war sehr herzlich. Der Amerikaner wünschte dem Franzosen Glück zu der martialischen stolzen Haltung der Stadt Paris. General Trochu dankte und erwiderte, daß die Pariser Bevölkerung allerdings entschlossen sei, bis zu ihrem letzten Bissen Brod auszuhalten.

„Ich glaube," sagte er, „ich thue Ihnen einen Gefallen, wenn ich Ihren Freund, Herrn von Hérisson, zu Ihrer Verfügung stelle; er wird Sie überall hinführen und Ihnen Alles zeigen."

Herzliches Händeschütteln ward ausgetauscht und ich geleitete den Amerikaner bis zur Rue de Rivoli; er bestellte mich zu 1 Uhr am selben Tage.

Der Gouverneur hatte gesagt, er habe noch mit mir zu sprechen, und als ich wieder bei ihm war, sprach er sich gegen mich mit fast vollständigem Vertrauen über die augenblickliche politische Lage aus. „Ihre Beziehungen zu dem General müssen unserem Vaterlande nutzbringend werden," sagte er. „Wenn er es will, lassen Sie ihn die Befestigung besuchen, Alles außer den Forts. Vermeiden Sie, ihn nach gewissen Sektoren zu führen, wo die Vertheidigungswerke nicht sehr brillant sind. Ohne die Absicht merken zu lassen, führen Sie ihn an die stärksten Punkte. Er bestreitet, ein Emissär des Herrn von Bismarck zu sein; aber thun Sie ganz, als wenn er von dem Kanzler käme. Wenn wir jetzt einen

Waffenstillstand, eine Einstellung der Feindseligkeiten erreichen könnten, um eine Versammlung zu ernennen, wohlverstanden unter der Bedingung, daß uns erlaubt würde, uns während der ganzen Zeit des Waffenstillstands zu verproviantiren, das wäre prächtig. Vielleicht wünscht es Herr von Bismarck, denn wir wissen ja nicht, was Bazaine thut. Aber um ihn zu erlangen, müssen wir uns stellen, als brauchten wir ihn nicht. Affektiren Sie daher eine große Zuversicht, vollkommene Sicherheit und Ruhe. Natürlich nichts Uebertriebenes. Seien Sie einfach natürlich . . . Also . ."

Der General Burnside besuchte übrigens unsere Vertheidigungsanstalten ganz oberflächlich. Aber ich führte ihn zu Jules Favre, an den ihm Graf von Bismarck Briefe mitgegeben und unter Anderm eine diplomatische Mittheilung, in welcher er seine Ansprüche aufrecht erhielt, die für die fremden Minister in Paris bestimmten Zeilen nur offen zu übergeben und folglich auch die zu öffnen, welche sie an ihre Regierungen gelangen ließen.

Vor Jules Favre bestritt General Burnside, irgend einen Auftrag von Herrn von Bismarck erhalten zu haben, oder von ihm geschickt zu sein. Aber er glaube dennoch, sagte er, behaupten zu können, daß der Gedanke an Waffenstillstand in Versailles nicht zurückgewiesen würde.

Jules Favre erwiderte, daß vom Augenblick an, wo der Kanzler die Möglichkeit eines Waffenstillstands erwöge, ihm unbegreiflich sei, warum er ihm in Ferrières

eine Frist verweigert, nicht um die Vertheidigung in Stand zu setzen, wie Herr von Bismarck behauptet, sondern um das Land über eine etwaige Unterhandlung mit Deutschland zu befragen; eine Unterhandlung, deren Verantwortlichkeit die Regierung der nationalen Vertheidigung nicht allein auf sich zu nehmen wagte. Er sagte noch, daß seit seiner Reise nach Ferrières der Vertheidigungszustand, Dank der Pariser Bevölkerung, organisirt sei. Er fügte hinzu, daß die öffentliche Meinung Paris für uneinnehmbar und nur durch Hunger zu bewältigen halte, und daß sie alle Kräfte zusammennehmen würden, um bis auf's Aeußerste die Verheerer des Vaterlands anzugreifen und zu bekämpfen. Die Stadt wäre reichlich verproviantirt. Wenn die Belagerung mit einer Kapitulation enden sollte, so wäre doch diese Kapitulation sehr weit noch von uns entfernt, und es könnte bis dahin vielerlei geschehen.

Wenn übrigens Herr von Bismarck auf einen Waffenstillstand einginge, ohne auf den unannehmbaren Bedingungen von Ferrières zu bestehen, besonders auf den militärischen Punkten, welche Paris unter das Kanonenfeuer der Preußen stellte, so wäre er ganz bereit, ihn zu unterzeichnen. Sein Ziel sei heut wie damals, die Nation zu befragen. Und wenn offiziöse Vermittler sich dazu verstehen wollten, um diesen Vergleich zu Stande zu bringen, bäte er sie im Voraus, den Dank der Regierung und des erkenntlichen Frankreichs dafür anzunehmen.

Der General und der amerikanische Oberst nahmen

Abschied vom Minister und kehrten nach Versailles zurück, nachdem sie um die Erlaubniß gebeten, die ihnen auch gewährt ward, dem Kanzler den Inhalt dieses Gesprächs mittheilen zu dürfen. Sie waren nur einen Tag in Paris geblieben.

Am 6. Oktober kamen sie zurück. Sie hatten Herrn von Bismarck gesprochen und brachten folgende Vorschläge: 48 Stunden Waffenstillstand. Das preußische Haupquartier würde alle nöthigen Geleitbriefe für die Bürger ausfertigen, welche in die Departements gehen wollten, um die Abstimmung der Wähler entgegen zu nehmen. Eine Ausnahme sollte für Elsaß-Lothringen gemacht werden, dort sollten die Wahlen nicht stattfinden. Wenn die Wahlen beendigt seien, die übrigens die militärischen Vorgänge um Paris durchaus nicht hinderten, so werde man eine Stadt in Frankreich bezeichnen, wo die Versammlung stattfinden solle, die sich über die Frage „Frieden oder Krieg" aussprechen möge.

Diese Konferenz fand statt in einem Salon, der an das Kabinet des Ministers stieß, im Palast der auswärtigen Angelegenheiten. Anwesend waren: General Burnside, Oberst Forbes, Oberst Hoffmann, Herr Washburne, Minister der Vereinigten Staaten, Jules Favre, General Trochu und ich.

Ich diente als Dolmetscher, und obgleich Herr Washburne und der Oberst Forbes sehr gut französisch verstanden und sprachen, war ich dennoch verpflichtet, Satz für Satz der gewechselten Reden zu übersetzen. Hatte ich einen wichtigen Satz übersetzt, der Gedächtniß

und Genauigkeit erforderte, so gab Herr Washburne ein leichtes beistimmendes Zeichen mit dem Kopf, um die Präzision der Uebersetzung zu bezeugen.

Bei dieser Gelegenheit, die man wohl eine feierliche nennen kann, bemerkte ich einmal, wie sehr wir die Sklaven unserer kleinen Mängel sind. Wenn General Trochu seine Meinung sagen sollte, so begann er eine Rede. Er sprach und sprach, ohne sich darum zu kümmern, ob ich auch folgen könne. Anfangs hörte ich mit der größten Aufmerksamkeit zu, aber dann kam ein Augenblick, wo ich merkte, daß, wenn er noch lange so fortmache, ich den Anfang verlieren würde. Ich schnitt ihm dann das Wort ab, um Alles, dessen ich mich erinnerte, zu übersetzen. Es war doch leicht zu begreifen, daß ein Dolmetscher nicht eine 20 Minuten lange Rede in seinem Kopfe aufspeichern kann. Der General gab sich davon nicht Rechenschaft, und bei ihm fing immer Alles von vorn wieder an.

Als die Konferenz zu Ende war, baten Jules Favre und General Trochu um Erlaubniß, ihren Regierungskollegen darüber zu berichten, und ich hatte Zeit, die Anweisungen des Gouverneurs zu benutzen und meinen Freund Burnside spazieren zu führen. Ich richtete die Tour so ein, daß er die möglichst hohe Meinung von unseren Vertheidigungsmitteln bekommen mußte.

Diese unendlichen Unterredungen erwiesen sich als unnütz. Nachdem er den Rath seiner Kollegen eingeholt, führte Jules Favre in einer letzten Unterredung aus, daß die vagen, undeutlichen Vorschläge, deren

Ueberbringer General Burnside war, nicht angenommen werden könnten, daß sie die Wahlen dem Feinde preisgäben und den Wählern kein Mittel ließen, ernstlich ihren Willen geltend zu machen. Daß, wenn aber der Kanzler einen 14tägigen Waffenstillstand bewilligen wolle mit angemessener Verproviantirung, die französische Regierung mit Eifer darauf eingehen werde.

Der Minister übergab dem General Burnside einen in diesem Sinne abgefaßten Brief an Herrn von Bismarck und nach einer gleichgültigen Unterhaltung über die Ereignisse des Tages, fern von den politischen Fragen, über die man unterhandelte, trennten sie sich.

Diese Reise des Generals Burnside brachte mich zum ersten Mal in Verkehr mit Jules Favre. In Folge dieser Zusammenkünfte erbat er mich vom General Trochu als Sekretär, als er in Versailles genöthigt war, den Frieden nachzusuchen. Er wußte, daß ich an deutschen Universitäten erzogen worden war und glaubte, daß meine Kenntniß des deutschen Charakters ihm bei den traurigen Verhandlungen dienlich sein könne.

Im Laufe dieser Zusammenkünfte konnte ich auch bemerken, wie feindlich uns der Minister der Vereinigten Staaten, Herr Washburne, war und wie übel er uns diente. So viel Sympathie uns General Burnside bewies, ebenso sehr schien es dieser Diplomat mit unseren siegreichen Feinden zu halten. Das ist noch ein Beweis, der Wirklichkeit entnommen, wie sehr der Franzose vom Schöpfer dazu bestimmt ist, von den anderen Nationen dupirt zu werden. Ohne uns würde

Amerika vielleicht heute noch zu England gehören. Ohne den naiven französischen Edelmuth wären die Engländer wahrscheinlich mit ihren Unterthanen fertig geworden, die sich wegen fiskalischer Auflagen auf Thee und Papier empört hatten. Wir können uns sagen, daß wir Amerika fast geschaffen haben. Es erinnerte sich in diesem Augenblicke daran, um Preußen zuzujauchzen. Italien, das durch unser Blut groß geworden, gab ihm das Beispiel einer noch widerwärtigeren Undankbarkeit, denn die Wohlthat war ja noch neuer.

Herr Washburne fand tausend Wege, uns seinen Widerwillen zu bezeugen: unter anderen einen, der mich frappirte. Denn er war fein ausgeklügelt und quasi italienisch. Er erhielt die amerikanischen Zeitungen. Wenn er uns welche davon mittheilte, hatte er die Artigkeit, mit einem Dintenstrich alles zu unterstreichen, was uns besonders interessiren mußte. Nach dem Kriege überhäufte ihn Kaiser Wilhelm mit Gunstbeweisen und sandte ihm sein Bild in voller Lebensgröße. Er hatte weder das Bild, noch die Gunstbezeugungen gestohlen.

Während ich General Burnside zurück an die Vorposten führte, gab er mir zu verstehen, daß er es wäre, der zu diesen Verhandlungen die Initiative ergriffen, daß er bei Herrn von Bismarck zu unseren Gunsten geredet, daß aber der Kanzler sich nichts daraus mache, ob diese Zusammenkunft einen Erfolg habe oder nicht, daß es ihm ganz gleichgültig sei, und daß außerdem, wann immer die Unterhandlungen beginnen würden,

der, welchen die Deutschen den „eisernen Kanzler" nennen, aus dem französischen Kuchen die von den preußischen Siegern eroberte Portion herausschneiden würde. Er wiederholte mir noch, daß Herr von Bismarck mehrmals gesagt, es sei unzweifelhaft, daß unsere Spaltungen das Werk der Armeen seines Herrn vollenden würden.

Bei den Vorposten ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall, der zwar an sich nicht von großer Wichtigkeit war, dennoch aber Anlaß gegeben hat zu einer Korrespondenz zwischen Paris und Versailles, und deshalb berichte ich hier ausführlich darüber.

Wenn zwei Heere auf einander stoßen, wenn es zur Schlacht kommt, wenn man mit Kanonen und Flinten auf einander schießt, wenn man in's Handgemenge mit einander kommt, und wenn einer von beiden geschlagen wird, den Rückzug antritt oder flieht, so ist Alles damit gesagt. Der Sieger begräbt seine Todten und die des Besiegten, der sich in der Ferne wieder zusammenzieht. Wenn sie aber nach einem Kampf an derselben Stelle sich gegenüber stehen bleiben; wenn Einer der beiden an einer Stelle eingeschlossen ist und von dem Andern belagert wird; wenn die Berührung eine dauernde ist, so muß diese Nachbarschaft wohl oder übel gewisse Beziehungen erzeugen. In unendlich vielen Fällen muß parlamentirt werden. Es wird parlamentirt, um einander Vorschläge zu machen. Es wird parlamentirt, um sich Nachrichten zu geben, von denen der eine Gegner glaubt, daß sie dem andern zu wissen nützlich wären. Es

wird zuweilen parlamentirt, um Gefangene auszuwechseln. Es wird parlamentirt, um neutrale Personen, wie den General Burnside, durchzulassen, oder um Personen, welche Träger diplomatischer Missionen sind, wie Herr Thiers, von einem Lager in's andere zu geleiten. Es wird parlamentirt, um eine Waffenruhe zu erhalten, die der Beerdigung der Todten gewidmet ist. Man parlamentirt beinahe täglich um das, was ich den Schlendrian des stehenden Kriegs nennen möchte.

Obgleich die deutschen Offiziere fast alle französisch sprachen, war es ziemlich natürlich, daß, um den Rapport herzustellen, ein französischer Offizier ausgesucht ward, der deutsch verstand, und daraufhin war ich vom Gouverneur zu seinem gewöhnlichen Parlamentär bestellt worden.

Ich parlamentirte also regelmäßig mit dem Feind, und die Sache ging so vor sich: Ich begab mich zu Pferde und je nach dem Fall mit schriftlichen oder mündlichen Instruktionen versehen bis an die Brücke von Sèvres; ein Kavallerietrompeter folgte mir. Dieser trug in der Hand, wie ein Generalsfähnlein, die weiße Parlamentärsflagge, das heißt ganz einfach eine weiße Serviette an einem Stock.

Am Ende der Sèvres-Brücke, das uns gehörte, stand ein halb von den Kugeln zerschossenes und zerhacktes Haus, welches „das Haus des Parlamentirens" genannt ward.

Bis dorthin ging Alles ziemlich gut, und der Spazierritt bot gerade keine Gefahr. Wir ritten einer hinter

dem andern auf den niedrigen Seiten der Landstraße, wo wir einigermaßen durch die Bäume am Wege geschützt wurden, da sie uns als Schanzen vor den Kugeln dienten. Die Bomben, welche der Sektor mit den preußischen Batterien wechselte, brauchten wir nicht zu fürchten. Ihre Schußlinie war derart, daß sie regelmäßig hoch über unsere Köpfe weg sausten. Es hätte eines besonders unglücklichen Zufalls und einer sehr seltenen Ungeschicklichkeit bei diesen Positionsbatterien bedurft, um sie noch bei uns einschlagen zu lassen. Das passirte nur einmal. Ich saß an dem Tage in dem ehemaligen Wagen des Kaisers. Ein bischen vor der Sèvres-Brücke platzte eine verirrte Granate nahe bei dem Wagen und ein Splitter traf den Wagenkasten. Am Ende der Brücke auf unserem Gebiete stand eine Barrikade, die aus allen möglichen Gegenständen aufgebaut war. Ehe wir dieselbe passirten, brachten wir unsere Pferde unter Deckung, und der Trompeter ließ das gebräuchliche Zeichen ertönen, damit das Feuer aufhöre.

Sobald der Trompeter der Schildwache, die am andern Ufer stand, das deutsche Antwortsignal gegeben, erkletterten wir die Barrikade und schwenkten unsere weiße Fahne.

Die beiden Signale waren weithin hörbar, denn in dieser Gegend herrschte in den Schußpausen eine außerordentliche, feierliche, fürchterliche Stille, das übernatürliche Todesschweigen, das auf Erden war, ehe es belebte Wesen gab. Zwischen den auf beiden Ufern

postirten vorgeschobenen Posten hätte man eine Fliege summen hören, und es schien als ob die Seine selbst, die leise durch die verödete Landschaft glitt, das Murmeln ihrer Wassers dämpfte.

Der preußische Parlamentär kam mir dann auf der Sèvres-Brücke entgegen und ich ihm. Der Mittelbogen der Brücke existirte nicht mehr. Er war mit Dynamit gesprengt worden. Wir machten beide vor dem gähnenden Loche Halt und sprachen. Meine Gesprächsgenossen waren fast immer, ich muß es gestehen, junge Leute von hoher Distinktion, wie es deren unter den deutschen Offizieren so viele gibt.

Man grüßte sich mit der Höflichkeit des großen Jahrhunderts*) und wechselte Reden von ausgesuchtester Zuvorkommenheit. Es gibt Salons genug, in denen mit mehr Ungenirtheit gesprochen wird, als wir jeder auf unserm Brückenpfeiler sprachen. Wir zogen dazu gewissermaßen stets neue Handschuhe an, bildlich, aber auch buchstäblich.

Wenn Alles so verlief, war es vortrefflich, und ich ertrug mit guter Miene die Späße, die mir ein jovialer Adjutant zurief, ein Fähnrich, der die Vorposten in Sèvres kommandirte, und der, sobald er mich bemerkte, einen Mann zu Pferde an die preußischen Parlamentäre schickte, die oft ziemlich weit vom Ufer wohnten.

Diese Späße waren nicht sehr mannigfaltig. Im Grunde reduzirten sie sich immer auf dieselbe Sache.

*) Das Jahrhundert Ludwig XIV. natürlich. D. Uebers.

Der Kerl machte einige Schritte auf der Brücke und rief dann auf deutsch:

„Guten Tag, Kapitän! Sie sind schon wieder magerer geworden seit dem letzten mal."

Da ich mich nicht für verpflichtet hielt, meine stehende Redensart aufzugeben, so wenig wie er die seine, so antwortete ich unveränderlich:

„Ich halte Diät."

Und der blonde Idiot fing wieder an:

„Sie bekommen nicht satt zu essen."

Worauf ich stets erwiderte:

„Wenn Sie etwas nöthig haben, bitte, geniren Sie sich nicht. Sie kennen das Sprüchwort: Wo so viele zu essen haben . . . . . ."

Oft indeß, einmal von dreien etwa, wurden wir, wenn die Barrikade erreicht war, von Kugeln begrüßt, die vor uns einschlugen oder die leeren Fässer hinter uns, die einen Theil der Barrikade ausmachten, mit erschreckendem Lärm trafen. Allmählich ward diese Art der Bewillkommnung zu häufig, um geduldet zu werden. Ich mußte mich beklagen. Nachdem eines Tages das Zeichen zur Einstellung des Feuers gegeben und von der andern Seite beantwortet war, stand ich am Eingang der Brücke, ohne daß mir ein Offizier entgegenkam, und die Posten zielten auf meinen Trompeter und mich. Ich sah, wie sie ruhig ihr anfangs eiliges und ungeschicktes Schießen rektifizirten, und wenn ich dort geblieben wäre, wäre ich unfehlbar getroffen worden.

Ich mußte mich zurückziehen und dem Generalstabschef Rapport abstatten.

Darüber entstand ein Briefwechsel zwischen Versailles und Paris, der sich bald auf General Schmitz' Pult anhäufte. Die Deutschen behaupteten, sie hätten niemals auf einen französischen Parlamentär geschossen, aber die Franzosen schössen immer auf die ihrigen. Vielleicht waren sie im Recht, bis auf das Wort „immer"; vielleicht hatte irgend ein unerfahrener junger Soldat, irgend ein Franktireur auf einen preußischen Parlamentär aus dem Hinterhalt geschossen, ohne ihn zu treffen. Jedenfalls waren die militärischen Noten, die deshalb gewechselt wurden, ohne jeden Erfolg, und das Hinundher der Depeschen konnte ewig dauern.

Soweit waren wir, als ich General Burnside bis zur Sèvres-Brücke zu führen hatte, bis zu dem kleinen Boot, das auf französischer Seite vor Anker lag und ihn an's andere Ufer bringen sollte.

Nach dem gewöhnlichen Signal und der Antwort vom Feinde reichte ich dem General die Hand, damit er die Barrikade ersteige. Kaum war er in Sicht, als vier Flintenschüsse knallten und die Kugeln, an unsern Ohren vorübersausend, mit schrecklichem Geprassel in die Faßwände fuhren.

Burnside, den ich ansah, zuckte nicht. Er hatte es nicht begriffen und fragte mich, was geschehen sei.

„Sie schießen auf uns," erwiderte ich lachend, „und es ist ein Glück, daß wir diesen Tölpeln entgangen sind, denn nun haben Sie, die sich doch auf Parla-

mentärsachen verstehen, den Beweis, daß die Deutschen sicher und absichtlich auf unsere Parlamentäre schießen, selbst nachdem sie unser Signal erwidert."

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als zwei neue Kugeln fast den Kopf des Generals streiften und sich in Manneshöhe in einer bröckligen kleinen Mauer verfingen, die an die Barrikade stieß.

Der General, der noch gezweifelt hatte, war besiegt. Ich ging an die Mauer und grub mit meinem Messer eine der noch heißen Kugeln heraus.

„Sehen Sie," sagte ich und gab sie ihm, „wenn Sie eine schwebende Frage auf peremptorische Weise erledigen wollen, so seien Sie so gut, dies Geschoß Herrn von Bismarck zu geben. Es ist in Ihren Händen ein ausgezeichnetes Beweisstück, die Gefahren zu zeigen, denen ein französischer und sogar ein amerikanischer Parlamentär ausgesetzt ist."

Wir umarmten uns herzlich, ich nahm Abschied von ihm, und zwei Mobilen begleiteten ihn, auf das damals sogenannte preußische Ufer.

Ein paar Minuten später verschwand er an einer Straßenecke in Sèvres, die beiden Mobilen kamen zurück, und auf dem Fluße war wieder Alles still, nur die Kanonen grollten in der Ferne.

Glauben Sie nur nicht, daß die Deutschen überzeugt gewesen wären, selbst nicht durch die Aussagen eines so bedeutenden, unparteiischen und uninteressirten Zeugen wie General Burnside.

Sie glaubten wahrscheinlich, wer zuletzt spreche, habe

Recht und kamen selbst auf den Vorfall zurück. Ich halte es für unnütz, hier die Briefe abzuschreiben, die Jules Favre verfaßt und seinem Buche eingefügt hat. Jeder blieb bei seiner Ueberzeugung. So geht es immer und sogar nicht blos im Kriege.

Zehntes Kapitel.

Vom Kapitol zum tarpejischen Felsen. — Der Schanzen-Major. — Flourens und Trochu. — Eine Kundgebung. — Auf dem Stadthausplatz. — Die Pein des Kapitäns. — Abreise der Herren Rank und von Kératry. — Bagneux. — Ein waghalsiger Spion. — Die Fremdentransporte. — La Jonchère. — Einer nach dem Andern. — Der schwarze Vogel.

Am 5. Oktober gab es eine öffentliche Kundgebung auf dem Platz und im Innern des Stadthauses, unter Anführung eines hirnverbrannten Menschen, der im Drama der Belagerung von Paris dritte Rollen spielte. Er hieß Flourens. Fünf Bataillone von Belleville hatten ihn zum Kommandanten ernannt, er aber hatte sich für keines entschließen können, sondern wollte sie alle unter seiner Leitung behalten. Man hatte ihn zum Major der Schanzen ernannt. Ich habe nie herausgekriegt, was für ein Grad das eigentlich war. Er hatte die Bataillone von Belleville fanatisirt und sie überredet, die Munizipalwahlen und die Konstituirung der Kommune von Paris zu fordern.

Die Nationalgarden langten bewaffnet in Paris an. General Trochu begab sich in's Stadthaus; er wurde ausgepfiffen, verhöhnt. Das war der Anfang. General Tamisier, der die Nationalgarde kommandirte, ward von diesen ausgezeichneten Soldaten gleichfalls ausgepfiffen und verhöhnt. Flourens trat in das Stadthaus und parlamentirte mit der Regierung, während die Musiker auf dem Platz die Marseillaise vernehmen ließen. Ich war so naiv zu glauben, man werde den Schanzenmajor beim Kragen nehmen und ihn bis zum Ende der Belagerung in ein dunkles Loch werfen. Der General zog vor, ihn väterlich zu behandeln, begrüßte ihn mit: „Herr Major" über und über und fragte ihn freundschaftlichst, weshalb er die Schanze verlassen habe. Bei jeder anderen Veranlassung wäre die Ironie reizend gewesen.

Flourens verstand sie nicht. Er forderte 10,000 Chassepots, einen Ausfall und warf schließlich der Regierung sein Entlassungsgesuch an den Kopf. Was das außerordentlichste war, die Regierung schien darüber niedergedonnert zu sein, und General Trochu erwiderte: „Dann fordere auch ich meine Entlassung." Flourens ging fort, und als er vor seinen Leuten erschien, jauchzten sie ihm zu, daß die Scheiben zitterten. Dann regnete es, glaube ich, und Alles ging zum Mittagessen.

Einige Tage später, am 8. Oktober, ereignete sich ein ebensolcher Tanz. Diesmal war Flourens nicht dabei. Es ward zu uns nach dem Louvre die Mittheilung gebracht, der Platz vor dem Stadthause sei

schwarz von Menschen und sie schrieen, verlangten, brüllten nach Trochu! Der Gouverneur begnügte sich, die Achseln zu zucken und zu sagen:

„Die Spaßmacher lassen mich aber auch nie in Ruhe". Dann forderte er sein Pferd und ritt weg.

Kommandant Bibesco und ich hatten Dienst hinter ihm. Es war keine Eskorte da. Wir gelangten durch die Rue de Rivoli auf den Stadthausplatz.

Köpfe, nichts als Köpfe. Man hätte glauben können, es sei ein riesiges Faß, wie die Küfer es haben, das ganz bedeckt war mit Korken, die auf dem bewegten Wasser tanzten. Die dichte und noch dazu böswillige Menge beginnt uns tüchtig auszupfeifen.

Wir dringen hinein. In wenigen Minuten sind wir getrennt, erst Bibesco und ich vom Gouverneur und bald auch ich von Bibesco. Ich sehe ihn zehn Schritte vor mir; die Leute haben sich auf sein Pferd gestürzt und das Thier am Ziegel genommen. Der Kommandant wird beschimpft und verhöhnt. Andere überschütten mich mit den gleichen Aufmerksamkeiten und ich höre schreien: „Nieder mit den Kapitulanten! Nieder mit den Verräthern!" Ich möchte ebenso gern anderswo sein! Von weitem sehe ich über der Menge den leuchtenden Schädel des Gouverneurs, der nach rechts und links grüßt, und aufgehalten gleich uns, den menschlichen Ameisenhaufen hoch zu Pferde überragt.

Wir drei Reiter sind verloren in dieser 10,000 Menschen starken Volksmenge. Eine Bewegung des Unmuths, ein Ruck unserer Pferde, ein unvorsichtiges

Wort, das momentane Vergessen der Disziplin, die uns vollkommenes Schweigen auferlegt, und wir sind verloren, werden niedergehauen, zerfleischt, zu Charpie zerzupft. Besonders handelt es sich darum, nicht zu fallen, denn wenn wir einmal auf der Erde sind, so ist es um uns geschehen. Die Menge ist wie ein Raubthier; man kann sie nur ruhig halten, wenn man aufrecht bleibt.

Es ist übrigens auch ziemlich schwer, zu fallen: wir sind gewissermaßen in Menschenfleisch eingesenkt.

Ich fühle mein Pferd unter mir zittern: das arme Thier kann sich nicht mehr rühren. Ich habe nicht Raum genug, um die Beine zu spreizen; damit es wenigstens die Sporen nicht fühle, muß ich mich begnügen, die Stiefelspitze nach innen zu drehen. Ich fühle Menschenhände an meinen Zügeln, auf dem Sattelbausch, auf dem Schwanzriemen, auf meinen Schenkeln; wenn ich blank ziehen müßte, hätte ich nicht Platz genug, um meine linke Hand bis an meinen Säbelgriff gleiten zu lassen und ihn meiner rechten Hand zu reichen. Nichts ist zu machen, höchstens warten, unbeweglich bleiben und aufmerksam die Pferdeohren betrachten.

Endlich nähert sich ein Mann aus der Menge dem Bibesco; ich glaube, daß er ihn schlagen will. Im selben Augenblick wird meine Aufmerksamkeit abgelenkt durch einen anderen Besessenen, der es auf mich abgesehen hat. Er ist ziemlich gut gekleidet und trägt einen langen Ueberzieher, der ihn an die Waden schlägt! Er

fordert mich auf, zu schreien: „Es lebe die Kommune!" Ich starre ihn an, als verstände ich ihn nicht und öffne natürlich nicht den Mund. Diese Ruhe bringt ihn vollends außer sich, er faßt mich an den Achselschnüren, reißt mich heftig zu sich herunter und speit mir in's Gesicht. Dann springt er zurück.

Eine halbe Sekunde lang schwamm es mir roth vor den Augen, und mir schien, als stürze mir das Stadthaus auf den Kopf. Wenn ich allein gewesen wäre, — hätte ich auch mein Pferd draufgehen lassen und über die Köpfe der Menge weggaloppiren müssen, ich glaube, ich hätte meinen Mann gefaßt. Aber der General war ja da. Ein Säbelblitz, ein Wuthschrei, und sie rissen ihn vielleicht in Stücke. Ich wischte mich ab. Ich fühlte mich benetzt, aber nicht beschimpft.

Im selben Augenblicke entstand eine kleine Lichtung. Wir trafen alle drei wieder vor dem Stadthause zusammen. Ein Bataillon der Nationalgarde war da. Jules Favre hielt eine kleine Rede, sprach von den Kanonen, die man hörte, und von der Eintracht, die uns noth sei.

Und während ich mich auf meinem Sattel zurechtrückte und meine Kleider wieder glättete, tauschte ich ohne Worte meine Empfindungen mit Bibesco aus und sagte mir:

„Und nur zwei Schritt von hier, auf dem Carrouselplatz haben sie Dir vor einem Monat die Stiefel geküßt!"

Hätte der Polizeipräfekt, Herr von Kératry, diese Excesse verhindern können? Ich glaube nicht, denn wir,

die wir alle Truppen der Hauptstadt in der Hand hatten, waren außer Stande, sie zu strafen. Diese Ohnmacht gab ihm den Gedanken ein, seine Entlassung zu fordern und sogar der Regierung vorzuschlagen, sie möge die Polizeipräfektur gänzlich abschaffen. Sicher ist, daß sie zu entbehren war, denn wenigstens in diesem Augenblick nützte sie zu gar nichts. Herr von Kératry reiste per Ballon ab, Herr Ranc gleichfalls. Sie suchten Gambetta in der Provinz auf. Herr von Kératry ward ersetzt durch Herrn Edmond Adam und Herr Ranc in der Mairie in der Rue Drouot durch Gustave Chaudey.

Einige Tage später war ein neues Gefecht. Chevilly hatte uns Guilhem gekostet, Bagneux kostete uns de Dampierre, der glorreich fiel, als er die Mobilen von Aube an den Eingang des Dorfes führte. Dreiunddreißig Jahre alt, eine ruhmreiche Familie hinter und ein glückliches Leben vor sich!

All diese Treffen waren nothgedrungen ohne Erfolg und mußten es sein. Vier bis fünf Stunden schlugen sie sich, gaben den Preußen Zeit, neue Truppen herbeizuschaffen und gingen dann nach Hause. Und bedenken Sie, wenn es unglücklicher Weise gelungen wäre, die Blockade zu durchbrechen, wie die siegreichen Truppen ohne Lebensmittel, ohne Bagage, ohne Munition jämmerlich bis auf den letzten Mann den Deutschen in die Hände gefallen wären, die sie in dem unüberschreitbaren verwüsteten Gürtel, den sie rund um Paris besetzt hielten, sofort umzingelt hätten.

Am Tage vor dem Gefecht in Bagneux ward uns die Nachricht, daß ein Linienoffizier, der direkt von den Vorposten käme, den Gouverneur zu sprechen wünschte, dem er ein Kouvert von äußerster Wichtigkeit zu bringen habe. Es war ein Unterlieutenant. Wir empfingen ihn, und sein Billet ward dem General gebracht. Ein paar Minuten darauf kam ein Adjutant des Gouverneurs zu dem Boten und fragte ihn, unter welchen Umständen ihm diese Depesche übergeben worden.

Der Unterlieutenant erzählte, daß er in der Gegend von Chatillon, ganz nahe bei den Preußen und in einer Hütte versteckt, Feldwache gehabt habe, und daß er da einen französischen Generalstabsoffizier habe kommen sehen, der den Rücken gegen Paris gewendet, sich in's feindliche Lager zu begeben schien.

Da er glaubte, hier müsse ein Irrthum vorliegen, der gefährlich werden konnte, so sei er mit einigen Gemeinen aus seiner Hütte hervorgetreten und habe den Offizier veranlaßt, die Richtung zu ändern. Dieser sei scheinbar ein wenig überrascht gewesen, als er sich plötzlich einer Schildwache gegenübergesehen und habe schnell aus seinem Pelz ein großes, versiegeltes, an General Trochu adressirtes Kouvert hervorgezogen.

„Hier", sagte er, „ich suchte Sie. Tragen Sie selbst diese Depesche zum Gouverneur, sie ist wichtig und dringend."

Und der Offizier hatte nicht ohne Erstaunen gesehen, wie er nach einem kleinen Bogen seinen Weg nach der preußischen Seite fortgesetzt hatte.

Als General Trochu die Depesche öffnete, war in dem Kouvert nichts als ein vierfach gefaltetes Stück weißes Papier.

Eine strenge Untersuchung ward abgehalten. Der Unterlieutenant ward bestraft, weil er seinen Posten verlassen und den preußischen Spion nicht erkannt hatte, der ganz ruhig in der Uniform eines französischen Generalstabsoffiziers unsere Linien besuchte.

Einige Tage fand unter dem Schutz des amerikanischen Ministers, Herr Washburne, die allgemeine Abreise der Fremden statt, die nicht in Paris zu bleiben wünschten. Es waren mehrere Züge.

Acht bis zehn Wagen, mit den prächtigsten Pferden bespannt, von denen das Paar 10,000 Franken kostete und die man natürlich vor den Schlachthäusern retten wollte, trafen sich an einem vorher bestimmten Thore, und ich war beauftragt, sie bis zu den preußischen Reihen zu führen. Man drängte sich im Innern und auf dem Kutscherſitz dieser Wagen, Coupés, Landauer oder Viktorias. Ich konnte mehr als einmal wahrnehmen, daß die Kutscher in Livrée außerordentlich wie Neulinge in ihrem Beruf aussahen, und ich erkannte unter dem Hut mit der Kokarde, den diese Selbstlenker trugen, Gesichter, die mir oft auf den Boulevards begegnet waren.

Ich zeigte mich, muß ich gestehen, um so diensteifriger gegen die Amerikaner, als ich ihnen fast eben so wenig traute wie den Engländern, und meine Haltung brachte mir ein, daß ich beständig von Herrn Washburne

requirirt wurde, um diese kleinen Expeditionen zu leiten, wie aus dem Brief erhellt, den ich hier abschreibe.

Paris, 23. Oktober 1870.

Herr Minister!

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß der Brief, durch den Sie mich ersuchen, die freie Durchfahrt Ihrer Landsleute morgen Mittag sicher zu stellen, mir zu einer zu späten Stunde zugeht, als daß es mir möglich wäre, die nöthigen Befehle zu geben.

Ich werde morgen die erforderlichen Maßregeln treffen, damit Ihre Abreise am Dienstag den 25. dieses zur selben Zeit sicher vor sich gehen könne, und ich stelle Ihnen zur Verfügung, wie Sie es gewünscht haben, meinen Ordonnanz-Offizier, Herrn von Hérisson.

Empfangen Sie ꝛc.

General Trochu.

Ich erinnere mich, daß, als ich eines Tags von einem dieser Transporte zurückkam, die erste französische Schildwache, der ich begegnete, als ich die Preußen verließ, ein Mann in mittleren Jahren war, mit martialischem, energischem Gesicht, der auf seinem langen, einfachen Soldatenmantel das Offizierskreuz der Ehrenlegion trug. Ich fragte den Offizier, welcher den Feldwachtposten kommandirte, wer diese Schildwache sei, deren Aussehen mich frappirte. Er erwiderte:

„Das ist der Maler Meissonier."

Inzwischen ward wieder gekämpft.

Am Tage des Gefechtes von Bagneux hatten die Haubitzen vom Mont Valérien das Schloß von St. Cloud in Flammen gesetzt, wo man ein beständiges Kommen und Gehen deutscher Offiziere hatte beobachten können, und von der Sèvres-Brücke hatte ich die ganze Nacht am Horizonte, wie eine riesige Dekoration des fünften Akts, die schwarze Silhouette des kaiserlichen Schlosses gesehen, aus dem Napoleon III. in den Krieg gezogen war; es zeichnete sich ab in einem Riesenstrauß von rothen Flammen, welche von unten die Rauchwolken bestrahlten, die über diesem Auto-da-fé schwebten.

Am 21. Oktober fand das Gefecht bei La Jonchère statt, das eins der hitzigsten während der ganzen Belagerung war, und wo Ducrot, der kommandirte, sich auf eine solche Art benahm, daß er die Begeisterung der Pariser errang und den Deutschen einige Augenblicke Furcht einflößte wegen der Sicherheit ihres Hauptquartiers in Versailles. Es scheint, den Tag gab es in Versailles einen wahren Lärm. Herr von Moltke und der König von Preußen waren persönlich bei dem Kampf anwesend, auf den Höhen von Marly und animirten die frischen Truppen, welche unaufhörlich an ihnen vorübermarschirten und nach La Jonchère und La Malmaison zogen; diese Hülfstruppen wurden endlich der unsern Meister, die zu wenig zahlreich und zu wenig mit genügenden Reserven versehen waren.

Ich kenne kein berauschenderes, militärisches Ver-

gnügen, als das, welches darin besteht, auf einem Schlachtfelde umherzugaloppiren, wenn die Truppen sich gut halten und Befehle zu überbringen oder Erkundigungen einzuziehen. Zu dem Entzücken an der Bewegung gesellt sich das Interesse, Alles zu sehen, statt sich hinter einer Mauer oder in einem Graben zu langweilen und ohne sich zu rühren, von unsichtbaren Kugeln getroffen zu werden. Man hat das Gefühl der Verantwortlichkeit, ohne von der Nothwendigkeit erdrückt zu werden, beständig für Leute einstehen zu müssen, deren man nicht immer sicher ist.

Man sieht den Mechanismus arbeiten und sozusagen den Sieg sich in Bewegung setzen. Zwischen der Stellung eines Generalstabsoffiziers und der eines aktiven Soldaten ist ein Unterschied, wie er ähnlich besteht zwischen dem Posten eines Seemannes, der auf dem Verdeck steht und sein Schiff unter seinen Füßen sich rühren fühlt, und zwischen dem Posten eines Maschinisten, der in seiner Maschine bleibt, ohne etwas zu sehen, selbst ohne zu wissen, ob angelegt wird, ob der Feind in den Grund gebohrt wird, oder ob es einem selbst geschieht.

Am Tage der Schlacht von La Jonchère galoppirte ich den ganzen Tag als Befehlsträger in diesen ehemals so fröhlichen Gegenden umher, wo ich in Lärm und Pulverdampf so ziemlich überall Fetzchen von meinen jungen Jahren hängen sah und Erinnerungen an Lustpartien von einst.

An solchen Tagen gleichen die Generäle den

Schäfern und die Stabsoffiziere den Hunden, die zur Seite der Heerde einherlaufen, um sie hierhin oder dorthin zu treiben, und die auch zuweilen an der Front sind, um sie zurückzuscheuchen. Das ist so interessant wie möglich.

Drei bis viermal kreuzte ich mich mit meinem Bruder, dem Ordonnanzoffizier des Generals Berthaut, der auch sehr viel zu thun hatte und dem ein ziemlich seltsames Abenteuer passirte.

An einer Wegkrümmung stößt er auf etwa zehn Preußen, die nach den Zügeln seines Pferdes greifen, ihn aus dem Sattel werfen, gefangen nehmen und mitfortführen. Zwei Schritt weiter geräth der Haufe, in dessen Mitte er marschirt, an einer Mauerecke mitten zwischen die Zuaven des Kommandanten Jacquot.

Und mein Bruder, der in Deutschland erzogen ist und deutsch so gut wie französisch spricht, dreht sich um und sagt kalt zu Denen, welche ihn führen:

„Seien Sie so gut, bitte, mir mein Pferd zurückzugeben, und da Sie mich gefangen genommen haben, erlauben Sie, daß ich jetzt Sie zu Gefangenen mache."

Als es Nacht ward, blies man zum Rückzug wie immer, und bei diesem Rückzuge verloren wir zwei Kanonen, was aber Paris nicht verhinderte, so sehr hatte es Lust, zu siegen, diesen Tag als einen Sieg zu betrachten.

Noch bei La Jonchère war ich Zeuge einer merkwürdigen Episode.

Soldaten liefen an mir vorüber und schrieen:

„Der Sergeant hat den schwarzen Vogel getödtet. Es war nicht zu früh."

Ein paar Schritte weiter wand sich, wie einer jener Clowns im Circus, die auf der Hüfte gehen, ein sehr sauber gekleidetes Individuum in Rock und Knickerbockers von schwarzem Sammet, das mitten in die Brust eine Kugel bekommen hatte, welche die Soldaten ihrem Sergeanten zuschrieben. Einer von ihnen erzählte mir, daß sie diesen Menschen seit einigen Tagen fortwährend in der Nähe unserer Schildwachen gesehen, und daß er keine Gelegenheit verloren, um ihnen eine Kugel aus seinem Snider-Gewehre zu senden. Er zielte äußerst sicher und fehlte selten sein Ziel. Sie nannten ihn den schwarzen Vogel. Es war ein Engländer, ein exzentrischer Halbverrückter, der auf eigene Rechnung als Verbündeter der Preußen mit uns Krieg führte. Er ward durch einen Bajonettstich vollends getödtet, und ich denke mir, daß seine Uhr und seine Brieftasche nicht nach der englischen Gesandtschaft gebracht worden sind. Ich hatte freilich keine Zeit, mich dessen zu versichern; ich hatte Anderes zu thun.

Elftes Kapitel.

Trochu zu Hause. — Die Franzosen und das Theater. — Der Generalstab des Gouverneurs. — Madame Trochu. — Der Gouverneur bei Tische. — Pferdefleisch gelangt wieder zur Anerkennung. — Eine Käsegeschichte. — Die Ehrenlegion und das Militärkreuz. — Die Pfeifen des Generals. — Pater Olivaint. — St. Geneviève als Schutzherrin von Paris.

Französische Leser finden ein Gefallen daran, große Männer oder bekannte Männer im Schlafrocke zu sehen. Als leidenschaftliche Theaterliebhaber haben sie nicht nur Geschmack an den Aufführungen, sondern auch lüsterne Neugier auf das, was hinter den Koulissen vorgeht. Je näher die Plätze dem Vorhange sind, um so theurer werden sie bezahlt. Der Abonnent in der Oper hat die Ecke am liebsten, wo ihn die Pauken taub machen, wo die Kontrabässe ihm in die Ohren schnarchen, wo die Posaune ihm das Trommelfell zerreißt, in der vordersten Reihe, wo er mit dem Auge die ganze Bühne, mit dem Ohre womöglich das ganze Orchester umfaßt. Nur in Frankreich ist die Loge des Staatsoberhauptes dicht an

der Bühne, im Proscenium; überall anderswo ist sie in der Mitte, gegenüber.

Da entleihe ich nun dem Theater einen Eingang, um den armen General Trochu „zu Hause" zu schildern, und er ist doch gewiß kein Theatermensch und hat wahrscheinlich nie einen Fuß hinter die Koulissen gesetzt. Das ist Unrecht, und ich will auch nur sagen, daß es ja bekanntlich Allen das größte Vergnügen ist, die Künstler in ihrer Loge zu sehen, und daß ich daher hoffe, der Leser wird mir nicht zürnen, wenn ich ihn in Trochu's Loge führe, die übrigens sehr schön, nämlich ganz einfach der Louvre ist.

Der General kam regelmäßig um $8^1/_2$ Uhr in sein Bureau. Er war dann schon über eine Stunde auf. Er arbeitete, ohne vom Flecke zu gehen, bis zur Frühstücksstunde um 11 Uhr. Das Mahl vereinigte an dem Tische, dem Madame Trochu präsidirte, alle Stabsoffiziere des Generals, mit Ausnahme des Kommandanten Fürst Bibesco, der mit seiner Familie im Louvre über den Zimmern des Gouverneurs wohnte. Die Fürstin schenkte ihm während der Belagerung ein Töchterchen, das den Namen Paris erhielt, ganz wie der Enkel Louis Philipps. Ich hätte Lutèce*) vorgezogen. Das ist poetischer für eine Frau.

Es scheint mir hier am Platze zu sein, die Namen der Offiziere zu nennen, welche um diesen militärischen

*) Lutetia ist bekanntlich der altrömische Name für Paris. D. Uebers.

Stern erster Größe kreisten und entweder seinem eigenen Stabe oder dem Generalstab der Regierung angehörten. Es waren die Herren Generale Schmitz und Foy, Oberst Usquin, Oberstlieutenant von Lemud, die Kommandanten Fürst Bibesco, von Brou, Faivre, Vigneral, Lestrohan, Madelor, Bidot; die Schwadronchefs Bourcart, Lunel; die Kapitäne Brunet, Barrois, Thory, von Montebello, von Béarn, von Montesquioux, von Hérisson, von Beaumont, Barthélemy, Delâtre, Brunet-Richard, Lair; die Lieutenants von Langle, von Hendrecourt und Choppin von Arrouville. Herr Pollet, einer der gescheutesten Gehilfen der Polizeipräfektur, diente, wie ich schon gesagt habe, als spezieller Polizeikommissär, als Civilpräfekt.

Madame Trochu ist eine höchst verdienstvolle Frau, die zugleich Hochachtung und Zuneigung einflößte. Ihr ruhiges, majestätisches, sanftes Gesicht war, seit dieser Periode, von schönem weißen Haar umrahmt, das ihr das Ansehen gab, als sei sie älter als ihr Gemahl.

Ihr Leben war getheilt zwischen den Sorgen für ihr Haus, welches sie sehr genau überwachte und dirigirte und zwischen den beständigen Besuchen, die sie bei den Ambulanzen machte.

Ich erinnere mich, daß sie uns eines Tages bei Tische erzählte, sie habe die Ambulanz besucht, die im Theatre francais errichtet worden sei, und die Einfachheit, Hingebung und ernste, gesetzte Haltung dieser Damen aus dem Hause Molière's habe sie sehr frappirt. Sie

wiederholte ein Wort des Fräulein Favart, das ihr vorgestellt worden.

„Wie, Madame," hatte sie mit der Geberde einer Königin gesagt, „Sie sind die Gattin dieses Helden!"

Worauf Trochu seiner Frau bescheiden und boshaft erwiderte:

„Das Theater verliert doch nie ganz seine Rechte!"

Außer seinem eigenen Stabe empfing der General jeden Tag an seinem Tische verschiedene höhere Offiziere oder bedeutende Persönlichkeiten. Einen Tag war es Ducrot, ein alter Waffengefährte, der ihn duzte. Ein andermal war's Krantz, gleichfalls ein Freund, ein Schulkamerad, der in der Folge die Ausstellung von 1878 organisirte.

General Schmitz kam zuweilen zum Frühstück oder zum Mittagessen bei dem Gouverneur herauf, aber er erschien doch seltener. Die meiste Zeit aß er an seinem Pult, neben dem Dintefaß.

Nie wurde menschlichen, geistigen wie physischen Kräften eine härtere Prüfung auferlegt, als denen des General Schmitz.

Generalstabschef einer regelrecht organisirten Armee zu sein, heißt schon eine Stellung bekleiden, welche manchen General erschreckt, und die nur wenige pünktlich ausfüllen. Aber Generalstabschef einer Armee sein, die nicht existirt, die unterm Feuer zusammengerufen und organisirt wird, die eine zugleich tumultuarische und fiebernde Bevölkerung in sich begreift, und dazu noch die Funktionen des Generalintendanten und Platzmajors

erfüllen, bewaffnen und verproviantiren, gleichzeitig dem Feinde draußen und dem Feinde drinnen die Stirn bieten, sich mit dem Preußen und dem Aufwiegler plagen, das ist eine Hölle, in der jeder andere Charakter als der des General Schmitz sich verloren hätte.

Alles ward in wenigen Tagen beschickt, und wenn die Franzosen damals auch für den General nicht die Bewunderung empfanden, die er verdiente, das ganze militärische Europa bezeigte ihm sein gerechtes Staunen.

Uebrigens war Schmitz kein Debutant, und die ihn bei der Arbeit gesehen, wußten, wessen er fähig war, nicht nur als Organisator, sondern auch als Soldat in der ganzen Bedeutung des Worts, als Soldat, den nur seine Fahne kümmerte, der sich von aller Politik mit Verachtung fern hielt und gern auch von jeder Partei. Er hatte in China, unter dem Befehl von Montauban, den Erfolg eines außergewöhnlichen, wunderbaren Feldzugs sicher gestellt, den Angriffsplan für ein Fort gezeichnet, es bombardirt, durch die Bresche erklettert und mit eigener Hand die französische Fahne auf die Trümmer gepflanzt, Angesichts der staunenden englischen Armee.

Die Deutschen, welche sich auf Generäle verstehen, haben ihm in der Klassifizirung, die sie zu ihrer eigenen Erbauung von unserm Korpskommandanten „par ordre de mérite“ aufgestellt, den zweiten Rang gegeben.

Neben seinen gewöhnlichen Gästen saßen an Trochu's Tische immer die zwei diensthabenden Offiziere und zwar dicht neben ihm. Trochu hatte im übrigen Angst vor Privilegien und mit Recht, er hatte darunter

gelitten. Er hatte sich selbst zuerst der Rationenvertheilung unterworfen und freiwillig auf seine besondere Würde als Gouverneur, als oberster Chef verzichtet, weil er nicht anders gespeist sein wollte, als die übrigen Divisionäre.

Die Speisezettel waren daher auch bescheiden, und Pferdefleisch bildete bald die Basis unserer Verköstigung. Und es ist wirklich gar nicht schlecht. Wenn das Thier jung ist und nicht zuviel gelitten hat, und wenn der Esser jung wie das Thier ist, und eben auch ein bischen gelitten hat, dann kommen sie sehr gut mit einander aus.

Gegen Ende der Belagerung, als die Lebensmittelfrage zur Haupt-, zur Lebensfrage wurde, verdoppelte Trochu seine Einladungen unter den Generalstabsoffizieren. In der harten Zeit kostete ein Ei drei Franken, und ich glaube, daß die Besoldung des Generals in dieser Periode direkt aus den Händen des Armee-Zahlmeisters in die Hände des Küchenchefs des Generalstabs überging.

Einmal passirte mir ein glücklicher, kulinarischer Zufall, der mir fast ebensoviel Ehre machte, wie eine gelungene Rekognoszirung in Gegenwart des Feindes; ich hatte das Glück, den Tisch des Hauptquartiers versorgen zu können. Ich schlenderte die mittleren Hallen entlang, als ein starker Käsegeruch meine Nasenlöcher angenehm kitzelte. Natürlich war mein erster Gedanke, sogleich den Wohnsitz der Käseleiber zu entdecken, die sich so unbescheiden meldeten. Ich merkte mir das

duftende Kellerloch und fragte bei den Leuten der Gegend nach. Auf mein Nachsuchen ergab es sich, daß nicht nur diese göttlichen Käse nicht zu verkaufen waren, sondern daß sie dort von irgend einer Verwaltung gelagert und höchst wahrscheinlich vergessen worden, und nun auf ihre Manier gegen die langweilige Gefangenschaft protestirten. Ich ging zum Handels-Minister, dem ich einen ausführlichen umständlichen Bericht abstattete und der in der That nichts von diesem Depot wußte. Da alle Mühe Lohn verdient und der landwirthschaftliche Orden noch nicht erfunden war, forderte ich für meine Entdeckung und die nöthigen Schritte eine Naturalbelohnung; am andern Tage empfing ich folgendes Dokument:

Landwirthschafts- und Handelsministerium.

Herr Kapitän!

Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgend vom Herrn Minister eine Anweisung auf 10 Kilogramm holländischen Käse zu senden. Ich bedaure, nicht im Ministerium anwesend gewesen zu sein, als Sie sich dort vorgestellt haben. Ich hätte Ihnen diese Anweisung sofort zugestellt.

Für den Handelsminister:
pr. Carmes.

Als wir eines Tags bei Tische waren, meldete man dem General einen Boten von der Ehrenlegion, und der Beamte übergab ihm mehrere Aquarelle, welche die verschiedenen Veränderungen darstellten, die die Regierung

in den Insignien der Ehrenlegion und des Militärkreuzes einführen wollte.

„Da", sagte der General, indem er mir die Blätter reichte. „Sie allein hier tragen das Militärkreuz. Wählen Sie denn auch das Modell aus, das Ihnen am besten gefällt."

Die Zeichner hatten keinen großen Phantasieaufwand gemacht. Es waren lauter häßliche Sachen. Ich wählte das Muster, das mir noch am erträglichsten schien, die widerwärtige Trophäe, die sich jetzt über dem Militärorden befindet.

„Warum wird er verändert?" fragte ich den Gouverneur schüchtern.

„Weiß ich es selbst?" erwiderte er. „Die Herren behaupten, es sei nothwendig. Ich finde nichts dümmer, als solche Verstümmelungen an einem Orden, den ein Monarch gestiftet hat."

Ich mochte ihm nicht sagen, wie sehr ich ihm mit dieser Meinung recht gab.

Ein Volk hat, nach einem ebenso gerechten wie berühmten Wort, — und das Zusammentreffen dieser beiden Epitheta ist allein schon außerordentlich — ein Volk hat nur die Regierung, welche es verdient, und es erniedrigt sich selbst, wenn es diejenigen zu entehren und zu verleugnen sucht, die es regiert haben.

Es gibt ja nur eins: entweder war der Orden eine gute oder aber eine schlechte Einrichtung. Im letzteren Falle hätte man ihn abschaffen sollen. Im ersteren mußte man ihn belassen so wie er war, ohne eine wahrhafte

Karrikatur daraus zu machen. Mit solchen Kleinlichkeiten, die leider bei uns zu allen Zeiten existirt haben, gelangt man dahin, den Kopf Heinrich's IV. auf die Ehrenlegion zu prägen, die Napoleon I. gestiftet hat.

Ich gestehe, daß man gar nicht genug gegen das thörichte Gefühl eifern kann, welches das französische Volk treibt, sich jedesmal, wenn seine Regierungsform wechselt, an den Statuen der gefallenen Oberherren, an den Sinnbildern des verschwundenen Regiments zu vergreifen, auch dann, wenn diese Statuen und Embleme Kunstwerke sind, die Allen heilig sein sollten, des Genius willen, der sie geschaffen. Als ob ein Volk sich nicht damit ehrte, wenn es die körperhaften Zeugen seiner Größe oder seiner Leiden immer vor Augen hat! Als ob nicht Alles in der Geschichte unserer Väter einen Theil des nationalen Erbes, des gemeinsamen Lehns ausmachte!

Ich bin weit abgekommen von Trochu; zurück zu ihm.

Der General war ein Raucher. Die Liebe zur Pfeife ließ ihn den Nachtisch verschmähen, und er ging sogleich hinunter in sein Kabinet, wo er in Wolken seines Kalumets verhüllt sich an die Arbeit setzte, die er nur unterbrach, um solchen Besuchern Audienz zu gewähren, welche weder die ausgespannten Netze der Ordonnanz-Offiziere, noch das des Generals Schmitz gefangen hatten.

Gegen 2 Uhr stieg er regelmäßig zu Pferde, besuchte die Forts, die Wälle, die Sektoren, die Gießereien,

die Eisenwerke, hielt Revuen ab, kurz that, wie man sagt, Alles, was seines Amtes war und arbeitete mit an der Vertheidigung von Paris.

Um 4 oder 5 Uhr war er zurück und setzte sich an die Arbeit bis zum Mittagessen. Dann schlummerte er mit der Pfeife zwischen den Zähnen in der Kaminecke bis 9 Uhr, das heißt bis zu dem Augenblick, wo er sich anschickte, in's Stadthaus zu gehen, wo die Mitglieder der nationalen Vertheidigung jeden Abend unter seinem Vorsitz Rath hielten.

Der Saal, in dem sie sich versammelten, lag im ersten Stock. Die Sitzungen waren lang; oft schlug es drei Uhr, ehe sie auseinander gingen.

Nach seiner Rückkehr in den Louvre ging der Gouverneur in sein Kabinet und rauchte noch eine oder zwei Pfeifen, während er arbeitete; dann legte er sich schlafen, um früh wieder aufzustehen und von Neuem anzufangen; er beobachtete eine erstaunliche Regelmäßigkeit inmitten all der außerordentlichen, ganz unregelmäßigen Ereignisse.

Die Grundzüge in Trochu's Charakter sind eine immer gleiche Stimmung, unerschütterliche Kaltblütigkeit und außerordentliches Wohlwollen. Daher war er ein Vorgesetzter, dem man gern diente, um so lieber, da sein Wohlwollen nicht bis zur Banalität ging, und da er seine Offiziere nur nach ihrem Verdienst, ihrer Ergebenheit und nach geleisteten Diensten schätzte und protegirte.

Unter den Habitués im Louvre, den Vertrauten des Generals, hob sich eine interessante, imponirende

Gestalt ab, die des Pater Olivaint, Superior der Jesuiten aus der Rue de Sèvres, der den Gouverneur regelmäßig besuchte. Als ehemaliger Normal und in jeder Beziehung bedeutender Mensch, hatte dieser Geistliche, der bald die Martyrerpalmen verdienen sollte, die aufrichtigste, hingebendste Freundschaft für den General. Es bestand eine Art Seelenbrüderschaft zwischen ihnen und der Priester, der Mann der religiösen Pflicht, ermuthigte den Soldaten, den Mann der militärischen.

Sie führten häufig lange, herzliche Gespräche miteinander. Im Verkehr mit dieser Feuerseele entflammte sich der Mystiker in Trochu, seine Zuversicht befestigte sich, seine militärischen Zweifel beruhigten sich, er gelangte dahin, an die Möglichkeit einer direkten, wunderbaren Einmischung Gottes zu glauben, der Frankreich von den Schrecken der Invasion befreien, und die Horden des modernen Attila zurückscheuchen werde.

Attila! Und wenn die beiden Männer diesen Namen aussprachen, diese Erinnerung heraufbeschworen, schwebte ihnen süß und poetisch die Erscheinung der Jungfrau von Nanterre vor, Geneviève, die Jungfrau, deren Heimathsdorf dort unten unter den Kanonenschlünden des Mont-Valérien lag, und die, wie die Legende erzählt, mit ihrer Spindel die wilden Banden verjagte, die Deutschland ausgespieen, die haarigen*) Krieger, deren Enkel noch einmal um Paris lagerten.

*) Unsere „haarigen" Landsleute werden diese ebenso neue wie schmeichelhafte Theorie über die Abstammung der Germanen den in Geschichte und Geographie nie sehr glänzend gewesenen Franzosen lachend verzeihen! D. Uebers.

Wahrscheinlich durch diese Gespräche kam Trochu auf den Gedanken, feierlich von Neuem, durch einen Akt der Regierung, die Stadt Paris unter den direkten Schutz der heiligen Geneviève zu stellen und die gallische Heldin um ihr Patronat anzugehen.

Es war in den letzten Tagen der Belagerung. Das Bombardement begann. Er gab eine Proklamation in diesem Sinne heraus und schickte das Manuskript in die kaiserliche Druckerei. Es ward gesetzt und in Plakaten abgezogen, die in ganz Paris angeschlagen werden sollten.

Wie es Brauch war, hatte man dem General zwei Abzüge geschickt, damit er sie den Regierungsmitgliedern zur Genehmigung vorlege. Als er sie vorlas, verbreitete sich ein tiefes, eisiges Schweigen um den Tisch. Alle sahen sich an. Keiner der versteinerten Advokaten wollte seinen Ohren trauen. Jules Ferry tanzte auf seinem Stuhl, als wäre unter ihm eine Bombe geplatzt; er sprang auf und erklärte seine Verwunderung, seine Mißbilligung mit einer Lebhaftigkeit, die die Grenzen des Wohlanstandes überschritt.

Er wolle sich nicht, sagte er gestikulirend, vor den Augen seiner Wähler lächerlich machen. Er wolle sich nicht zu Denen schlagen, die glaubten, Gott und die Heiligen zur Intervention in unsere Angelegenheiten berufen zu müssen. Das wäre ohne Sinn und Verstand. Man hätte den lieben Gott nicht nöthig, um mit den Preußen fertig zu werden. Dann ward er sarkastisch und fügte hinzu, die Preußen glaubten auch an Gott

und beteten zu ihm, und es wäre doch nicht respektvoll, diese ehrwürdige Person vor die traurige Alternative zu stellen, daß sie die preußischen Gebete verachte zu Gunsten der französischen oder umgekehrt.

So war also der arme General Trochu wieder einmal auf der ganzen Linie geschlagen und zog sich in guter Ordnung zurück. Die Proklamation ward nicht angeschlagen. Ich habe einen Abdruck des merkwürdigen Schriftstücks aufbewahrt. Hier ist es:

Proklamation.

Französische Republik.

Der Statthalter von Paris.

An die Vertheidiger von Paris, an die Familien von Paris.

Der vierte Monat der Belagerung rückt heran und diese große Kraftanstrengung hat das Land tief bewegt. Es steht unter den Waffen und kämpft überall tapfer um sein Gebiet mit dem Feind.

Ich bin gläubig, und ich habe zur heiligen Geneviève gebetet, die einst Paris vor dem Einfall der Barbaren befreit, sie möge Paris noch einmal unter ihren Schutz nehmen. Sie hat gewollt, daß dies Gebet noch in derselben Stunde erhört worden. Sie hat von oben herab dem Feinde den Gedanken an das Bombardement eingeflößt, das die deutschen Waffen schändet, das die Civilisation schändet und das auf so schlagende, rührende Weise die Festigkeit des Pariser Volks an's Licht bringt.

Frauen, Kinder, Kranke und Verwundete kommen

jämmerlich um; aber die Meinung, welche die Welt beherrscht, ist jetzt und immerdar mit Euch.

Wenn der Feind glaubt, daß wir dem Bombardement erliegen, wird er seine Angriffe verdoppeln. Ich bin gewiß, daß wir sie zurückschlagen. Die Stunde für die Eurigen wird kommen.

Bereitet Euch auf die äußersten Kämpfe vor. Seid wachsam. Seid sparsam mit unseren Hilfsmitteln. Begnügt Euch.

Alle Diejenigen, welche Vorräthe von Korn oder Mehl besitzen, mögen sie der Regierung der nationalen Vertheidigung überweisen für öffentlichen Bedarf. Verlängert die Dauer der Belagerung durch alle Mittel, welche die Vaterlandsliebe vorschreibt. Fahrt fort mit Euren fruchtbringenden Opfern, wie seit so vielen Tagen; fahrt fort mit Eurem edlen Beispiele. Und vor Allem bewahrt bis zur letzten Stunde ihn, den man zu erschüttern sucht, Euren Glauben an die Befreiung des Vaterlandes.

General Trochu.

Paris, 14. Januar 1871.

Man wird mir gestatten, die Frage beiseite zu lassen, ob Paris gerettet worden wäre, wenn man es dem Schutze der heiligen Geneviève unterstellt. Man wird mir gestatten, daß ich mich über die etwas naive Idee nicht lustig mache, Gott habe das Bombardement von Paris erlaubt, um die Gerechtigkeit unserer Sache an's Licht zu bringen und Preußen zu überführen.

Das gehört zu jenen unglücklichen nothwendigen Phrasen, die man nie wieder lesen darf, außer nach dem Siege.

Aber ich habe das Recht zu sagen, daß wenn man ein großes Volk regiert, und wenn man den Plan hat, ihm den religiösen Glauben zu nehmen, wenn man deshalb die Jugenderziehung ohne Furcht und ohne Respekt vor einem Schöpfer auf seine Fahnen geschrieben — daß man dann den Glauben, der so viel Wunder gewirkt, so viel Hingebung und so viel Erhebung erzeugt, durch etwas Anderes ersetzen solle. Schafft Gott ab, meinetwegen, aber setzt etwas Anderes an die leere Stelle.

So lange aber der moralische Mechanismus noch nicht gefunden, der dienen könnte, jene große Feder zu ersetzen, die unbeliebt geworden ist, muß man sich drein ergeben, sie noch wirken zu sehen, wenn man die Uhr nicht will stillstehen sehen.

Und ich finde, daß eine belagerte Regierung, die kapitulirt, wie es unsere that, nachdem sie diese moralische Waffe verachtet, ebenso strafbar ist vor der Geschichte, wenn nicht vor dem Kriegsgericht, wie ein Platzkommandant, der seine Festung dem Feinde auslieferte, ohne auch nur die lederne Decke vom Bodenstück seiner größten Kanonen abgehoben zu haben.

Ich will übrigens gern gestehen, daß es schwer wäre, ungeschickter zu Werke zu gehen, als der Redakteur dieser Proklamation, die gänzlich der Feder General Trochu's entstammt. Ich will gern gestehen, daß die Behauptung, das Bombardement von Paris sei ein Zugeständniß, welches die heilige Schutzherrin der

Stadt den Gebeten des Chefs ihrer Vertheidiger gemacht, daß das eine sonderbare rhetorische Figur sei. Ich will gern gestehen, daß es zwanzig andere Arten gab, die Granaten zu bezeichnen, welche einige Dächer auf dem linken Ufer zerschmetterten, ehe man ihnen die Ehre erwies, sie das Resultat einer göttlichen Eingebung zu nennen.

Ich will nur fragen, ob es in diesem Augenblick in Paris einen Menschen gab, der eine Feder führen und über eine Druckerei verfügen konnte, und der sich nicht erlaubt hätte, noch ungeschicktere und lächerlichere Phrasen beklatschen zu lassen.

Möge Derjenige unter uns, der während der Belagerung weder öffentlich noch privatim Dummheiten geschrieben, den ersten Stein aufheben gegen den Statthalter von Paris.

Zwölftes Kapitel.

Der einunddreißigste Oktober. — Größe und Verfall eines Idols. Die drei Schichten der Pariser Bevölkerung. — Rochefort und Dorian. — Die neuen populären Chefs. — Die Kapitulation von Metz. — Auf den Vorposten. — Vermuthungen. — Le Bourget. — Paris wird zornig. — Es lebe die Kommune! — Fort mit Trochu! — Kein Waffenstillstand! — Flourens. — Auf dem Rathhausplatz. — Ansturm. — Auf dem grünen Tisch der Regierung. — Eine angstvolle Nacht. — Picard, Adam, Ferry. — Ein Packet. — Befreiung. — Die Verpflichtungen Herrn Ferry's.

Als General Trochu um die Mitte des August, mit dem Titel und der Macht eines Gouverneurs, in Paris ankam, fanden sich kaum zehn Personen, die in ihm nicht den ersten Soldaten Frankreichs, den Retter des Vaterlandes gesehen hätten.

Einen Monat später wagten es einige wenige Männer, und auch diese nur schüchtern, wie wenn sie sich solcher Kühnheit schämten, wenn auch nicht seinen Werth als Theoretiker, so doch seine Fähigkeiten als praktischer Feldherr zu bestreiten; ganz leise flüsterten sie sich zu, daß dieser Retter vielleicht nichts retten

werde. Diese Leute gehörten den hochstehenden, geistvollen Klassen an.

Vierzehn Tage später lieferten die Vorstädte schon einige Tausend, welche entschlossen waren, ihn auf dem Rathhausplatz auszupfeifen und zu verhöhnen.

In den letzten Tagen des Oktober hatte er die aristokratischen Viertel, die Vorstädte und das gemeine Volk gegen sich.

Paris zählt zwei Millionen Einwohner. Auf diese große Zahl kommen nur einige Tausende von Individuen, die eigene Ideen haben. Das ist die Kruste. Das Wort „Crême der Gesellschaft" würde mir für sie am passendsten scheinen, wenn es nicht von einigen lächerlichen Stutzern und einigen leichtsinnigen Frauenzimmern in Besitz genommen wäre.

Unter dieser Kruste befindet sich die große Masse; eine dichte Schicht von Leuten, welche existiren, essen, trinken, schlafen und sich die Gedanken Anderer aneignen — eine Schichte ohne Originalität, aber nicht ohne Tugenden.

Darunter, ganz tief unten, finden wir ein Zehntel der Bevölkerung, 200,000 Individuen, die weder Originalität noch Tugenden besitzen, die unfähig sind zu denken, aber bereit, sich für jede Idee zu begeistern, die gewaltthätig und auf Umsturz gerichtet ist; sie sind gleichzeitig feige und wild und bilden ein Heer, das für die unbewußten, wie überlegten Schurken, die sie mit sich zu reißen verstehen, stets fertig dasteht. Das ist die Hefe von Paris.

In ruhigen Zeiten läßt sich die mittlere Schicht gern von dem Einfluß und der Thatkraft der oberen, intelligenten, gebildeten und kultivirten Schicht beherrschen. In den revolutionären Zeiten aber fängt die Hefe zu sieden an, wie unter dem Einfluß eines unterirdischen Feuers; sie erfaßt die mittlere Schicht, durchdringt sie, reißt sie mit sich fort, besudelt sie und verleitet sie zum Umsturz.

Am Ende des Oktober hatte Trochu die Kruste und die Hefe der Pariser Bevölkerung verloren. Nur schwieg die Kruste, und die Hefe hatte noch nicht ernstlich zu wühlen angefangen.

Dahin sollte es aber auch bald kommen.

Die Persönlichkeiten, welche Trochu umgaben, waren nicht geschaffen, Enthusiasmus zu erregen und zum Zujauchzen aufzureizen. Man nahm sie so hin, aber Niemand fühlte sich versucht, sie anzubeten.

Zwei Männer nehme ich davon aus; der eine war aus der Regierung, der andere aus dem Ministerium: Rochefort und Dorian. Rochefort war, wie Trochu, zu Anfang des Krieges einer der populärsten Männer gewesen, nur mit dem Unterschiede: Trochu hatte alle drei Schichten für sich, Rochefort nur zwei — die Kruste setzte ihm Widerstand entgegen. Er trat zur rechten Zeit von der Regierung zurück, um sich die öffentliche Gunst fast unversehrt zu erhalten. Seine Demission datirt vom 29. Oktober.

Was Dorian betrifft, so gab er mit Recht vor, obgleich er Republikaner war, kein Politiker zu sein und

in seinem Ministerium der Oeffentlichen Bauten sitzend, beschränkte er seine Gedanken und Thaten auf die nationale Vertheidigung, für die er ein wunderbarer Arbeiter war, Kanonen gießend, Lafetten fabrizirend, Munition schaffend. Die große Masse, selbst die dümmsten und heftigsten darunter, hatte sich, ich weiß nicht durch welch ein Wunder, noch so viel Vernunft bewahrt, um diesen unermüdlichen Arbeiter zu schätzen und ihm in ihrer Ergebenheit einen Platz neben den schlimmeren Tollhäuslern zu sichern, zu denen übrigens seine Persönlichkeit im grellsten Kontrast stand.

Die Anderen hatten alle kein Prestige. Es waren Advokaten, Philosophen, oder alte, aus der Mode gekommene Leute.

Unter dem Kaiserreich hatten sie die Opposition gebildet und am 4. September sich der Regierung bemächtigt. Das Volk hatte das ganz natürlich, ganz logisch gefunden. Es hatte nicht verlangt, daß man es um Rath frage, und sie ihrerseits hatten sein Schweigen für Zustimmung und die willfährige Meinung für enthusiastisches Anhangen genommen.

Aber sie hatten nicht allein das opponirende Volk von Paris geleitet. Ihnen allein war es nicht gelungen, die berühmten 140,000 Nein des Plebiszits zu erhalten. Sie hatten ihre Werkzeuge, ihre untergeordneten Helfershelfer gehabt. Als alte und kluge Feldherren hatten sie dem kaiserlichen Feinde feurige, junge, ungestüme Obersten gegenüber gestellt, indem sie ihnen einen Anteantheil versprachen. Der Feind war unterlegen, Dank

dem mächtigen Ablenkungsangriff von 800,000 Preußen. Die Beute, die durch die Invasion freilich sehr zusammengeschmolzen war, war in ihre Macht gefallen und ihre Hülfstruppen der früheren Kämpfe waren immer noch da, die Theilung erwartend.

An der Spitze ihrer treuen Schaaren warteten diese jungen feurigen Obersten, die Flourens, Millière, Grousset, Rigaut und andere, ungeduldig und thatenlos. Sie hatten sich, um keine Verstärkung zu vernachlässigen, einige alte, vom Tode vergessene Abgötter verschafft, wie Blanqui, Félix Pyat, Ledru-Rollin, den Schatten von Barbès, kurz ein ganzes altes Inventar von spazieren zu führenden Ahnen. Sie waren bereit.

Sie fragten sich mit einer unbeugsamen, wenn auch nicht patriotischen Logik, warum und kraft welcher Bestimmung die oberste Macht den Deputirten von Paris und nicht ihnen zugesprochen war, den von den Volkstruppen anerkannten Anführern; sie fanden es wunderbar, daß man sie zusammen berief, um zu gleicher Zeit einen Herrscher zu stürzen und ein Dutzend andere dafür zu erhalten; sie verglichen ihr Mandat mit dem der Regierung und fanden sie ähnlich; den revolutionären Appetit gewisser Bataillone ausbeutend, machten sie sich auch den Zorn anderer zu Nutze, die wüthend und gedemüthigt waren, weil sie mitgeschrieen hatten: Nach Berlin! und nun in Paris eingeschlossen waren, wie in einer ungeheuren Mausefalle.

Sie waren zum Handeln bereit. Es fehlte ihnen nur ein Losungswort und die Gelegenheit.

Die Parole fanden sie zuerst. Die Ereignisse und das Ungeschick der Regierung sollte ihnen auch bald die Gelegenheit bieten.

Am 27. Oktober theilte das Journal „Le Combat," ein blutrothes Organ, in bestimmter Form mit, daß Marschall Bazaine einen Offizier abgesandt habe, um mit dem Prinzen Friedrich Karl über die Kapitulation von Metz zu unterhandeln.

Das war wahr, denn noch an demselben Tage wurde die Kapitulation von Metz unterzeichnet. Aber noch wußte Niemand etwas davon; Niemand war darauf gefaßt, und so schlug diese Nachricht wie eine Granate in das belagerte Paris hinein.

Die Regierung war zuerst überrascht; dann dementirte sie dies Gerücht in ungeschickten Ausdrücken, indem sie sich freiwillig jeden Ausweg zum Rückzug verschloß, falls es sich doch bestätigen sollte. Sie nannte den Marschall, der in der That eben seinen Degen übergeben hatte, den „glorreichen" Bazaine und „Le Combat" ein preußisches Blatt.

Wie war es dieser Zeitung möglich gewesen, so gut unterrichtet zu sein? War dies nur ein eigenthümliches Zusammentreffen? Oder hatte der Haß den Redakteuren derselben die Gabe des zweiten Gesichtes verliehen? Ich glaube das nicht, sondern erkläre mir diese rasche Verbreitung einer so wichtigen Neuigkeit auf viel einfachere Weise.

Man wußte seit dem Abend des 24. oder spätestens seit dem 25. früh im preußischen Lager vor Metz, daß

Bazaine sich ergab. An demselben Tage gingen mit dem Schnellzug Truppendetachements aus dem preußischen Lager ab, die schleunigst vom Generalstab in Versailles zur Verstärkung des Cernirungskordons, der auf vielen Punkten um Paris zu schwach war, verlangt worden waren.

Denn vergessen wir nicht, wenn es militärisch auch unmöglich war, daß aus Paris ausfallende Truppen den preußischen Bataillonen, die sich auf sie stürzten, widerstehen konnten, so hätten wir uns doch am folgenden oder übernächsten Tage überall dem Cernirungsheer in — der Zahl nach, — den seinen überlegenen Streitkräften gegenüber stellen können.

Ich bin überzeugt, daß wenn Paris statt von General Trochu, von einem Pélissier befehligt worden wäre, dieser letztere 20,000 Nationalgardisten vor der Hauptstadt geopfert haben würde. Trotzdem hätte er sich wahrscheinlich mit dem Rest seiner Truppen ergeben müssen, und er würde dann als Henker dargestellt worden sein.

Also am 26. konnten schon deutsche Truppen aus Metz, dene bekannt war, daß Bazaine kapituliren würde, vor Paris, bestimmt aber vor Saint-Denis stehen.

Nun muß man wissen, daß die französischen und deutschen Vorposten ihre Zeit nicht nur damit zubrachten, sich gegenseitig todtzuschießen. Fast immer hielt man sich außer Schußweite, und oft, wenn eine Ueberraschung durch die Offiziere nicht zu befürchten war, näherte

man sich einander, nicht gerade um zu fraternisiren, sondern um sich kleine Dienste zu leisten und ein wenig Tauschhandel zu treiben.

Die preußischen Wachtposten schossen nicht immer auf die französischen Marodeurs, welche aus den verwüsteten Feldern einige vergessene Kartoffeln oder Zwiebeln ausgruben, sondern zwangen sie, ihnen diese Produkte ihrer mühsamen und gefahrvollen Arbeit auszuliefern oder zu verkaufen.

Die einzelnen Posten näherten sich auch mitunter von beiden Seiten, um sich ein Pfeifchen Tabak geben zu lassen. Das scheint unwahrscheinlich und ist doch buchstäblich wahr. Oder der Deutsche, der den Speck liebt und keinen mehr hatte, tauschte sein frisches Fleisch gegen ein Stück eingesalzenes Schweinefleisch um.

Kurz, ich wiederhole es und weiß, was ich sage, der persönliche Verkehr, so streng er auch, wie es ja natürlich ist, verboten war, fand viel häufiger statt als man denkt.

Darum ist es sehr leicht möglich, daß ein deutscher Infanterist, der mit einem französischen Infanteristen verkehrte, zu ihm gesagt hat:

„Wissen Sie, es sind Kameraden aus Metz gekommen. Bazaine kapitulirt."

Die Verschiedenheit der Sprachen ist kein Grund, diese Erklärung zurückzuweisen, denn es gab in der Landwehr Tausende, die französisch sprechen konnten, von denen viele aus Frankreich, ja aus Paris gekommen

waren, um jetzt über Berlin, Mainz oder Frankfurt dahin zurückzukehren.

Ferner lief auch das Gerücht, daß ein Unteroffizier, der in St. Denis gefangen genommen war, von der Kapitulation sprach; man hatte nur seine Spur wieder verloren.

Dann hat man behauptet, daß Preußen in Paris, besonders unter der revolutionären Presse, Spione unterhielt, die, ohne daß man es ahnte, mit Versailles in Verbindung standen, und daß einer von ihnen, auf Befehl, die Nachricht in den „Combat" brachte, der sie unbeanstandet aufnahm, ohne die Verbindungen seines Reporters zu kennen oder nur zu ahnen.

Endlich hat man behauptet, daß die revolutionäre Solidarität der Mitglieder einer Schule, welche keine Grenzen duldet, den Nationalhaß zum Schweigen gebracht hat und daß die Pariser Sozialdemokraten nie aufgehört hatten, heimlich und brüderlich mit den deutschen Sozialdemokraten zu verkehren.

Von diesen vier Vermuthungen ist meine die richtige; ich könnte zu ihrer Bestätigung die ernstesten Gründe anführen; wenn ich dieselben dennoch für mich behalte, so geschieht es nur, weil die Namen der Verbreiter dieser unheilvollen Nachricht für Niemand von Bedeutung sein würden.

Wie dem auch sei, die Worte: „Bazaine kapitulirt! Bazaine hat kapitulirt!" hallten wie die Töne der Sturmglocke in den plötzlich gespitzten Ohren von Paris wieder und das Regierungsdekret, bezüglich des

„glorreichen" Marschalls zerstreute die Unruhe nicht, vertheilte nicht die dunklen Wolken, die in allen Gemüthern aufzusteigen begannen.

Am nächsten Tage, am 28., um drei Uhr Morgens, gab General de Bellemare einer Kompagnie von dreihundert Franktireurs die Ordre, Le Bourget zu nehmen. Dieser Befehl wurde ausgeführt und der preußische Posten, der das Dorf besetzt hielt, welches aus zwei Reihen von Häusern zu beiden Seiten der Heerstraße bestand, wurde überrumpelt und zum Abmarsche gezwungen.

Am 29. des Morgens erhielten wir im Generalstab die Nachricht von der Einnahme Le Bourgets. Sie wurde ohne alle Begeisterung aufgenommen. Der General de Bellemare hatte ohne Befehl gehandelt. Der Gouverneur und der Generalstabschef fanden das Unternehmen nutzlos und nicht reglementsmäßig.

„Dieser Esel wird uns unsere Leute ganz zwecklos todtschießen lassen."

Das war der erste Gedanke, mit welchem die Depesche des Generals de Bellemare empfangen wurde.

Im Nordosten von Paris, etwas mehr als drei Kilometer östlich von Saint-Denis gelegen, gehörte Le Bourget, wie General Trochu sagte, nicht zu dem allgemeinen Vertheidigungsplan.

Man hatte die Preußen seit dem 20. September ruhig dort in ihrer Stellung gelassen, und Niemand hatte je daran gedacht, von der Seite her einen Ausfall zu machen.

Seine Einnahme konnte die Lage des Cernirungsheeres nicht gefährden. Sie nöthigte die Preußen nur, ihren Kreis auszudehnen, einen Umweg zu machen. Sie schadete ihnen nichts, genirte sie nur ein wenig.

Es ist gewiß, daß, wenn man im ganzen Umkreis von Paris ebenso gehandelt hätte, der deutsche Kordon zu sehr gespannt worden wäre und endlich hätte platzen müssen. Aber da diese Attacke und dieser Erfolg vereinzelt blieben, hatten sie nicht viel zu bedeuten und waren das vergossene Blut nicht werth.

Das war jedoch nicht die Ansicht von Paris. Die Zeitungen und ihre Leser gaben zu, daß die Einnahme Le Bourgets ein wirklicher Sieg sei.

Man hätte sich an hoher Stelle, wie man sagt, von dieser Idee, so unvernünftig, so wenig strategisch sie auch war, durchdrungen fühlen sollen.

General Trochu hatte bis zum Uebermaß wiederholt, daß seine Regierung von der öffentlichen Meinung lebe. Vielleicht hätte er klug oder wenigstens geschickt gehandelt, wenn er ihr auch bis in ihre Tollheit gefolgt wäre, die übrigens nicht gefährlich war, denn wenn es hieß kämpfen, nur um zu kämpfen — man gestatte mir diesen Ausdruck — so konnte man ebensogut dort wie anderswo Schlachten liefern.

Man hätte also Bataillon auf Bataillon, Batterie auf Batterie nach Le Bourget schicken müssen.

Und das thaten die Preußen.

Ihnen war wahrscheinlich nicht viel mehr an Le Bourget gelegen, als uns. Sie brauchten es ebensowenig

wie wir. Aber sie wollten auch nicht das geringste Stückchen eroberten Terrains wieder verlieren. Vor allen Dingen wollten sie nicht, daß der Geist der Bevölkerung von Paris durch einen, wenn auch mehr scheinbaren als wirklichen, Erfolg wieder gehoben wurde.

Und mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit thaten sie Alles, was sie konnten, um wieder die Herren von Le Bourget zu werden. Ich glaube, hätten wir gethan wie sie, beide Heere würden sich vor diesem Neste bis auf den letzten Mann aufgerieben haben.

Aber wir thaten nicht wie sie.

In Wahrheit verstärkte General de Bellemare die Handvoll Leute, die in Le Bourget eingezogen waren. Er brachte sie nach und nach bis auf dreitausend Mann und ließ um mehr Truppen und Munitions-Wagen bitten.

Die Attacke von Le Bourget hatte in der Nacht stattgehabt. Am Morgen erneuerten die Preußen ihren Angriff: sie wurden zurückgeschlagen. Am nächsten Tage, am 29., eröffneten sie das Bombardement auf das Dorf. Am 30. fingen sie wieder an, es durch die Artillerie beschießen zu lassen und machten eine Schwenkung, die den Zweck hatte, es einzuschließen. Die Hälfte der Vertheidiger von Le Bourget, die schon durch die vorangegangenen Gefechte erschüttert und durch eine im Regen zugebrachte Nacht herabgekommen waren, ergriffen die Flucht. Es blieben im Dorfe weniger als fünfzehnhundert Mann, die von Baroche und Brasseur befehligt wurden. Sie vertheidigten sich

tapfer. Baroche fiel und der Rest, d. h. ungefähr tausend, wurden gefangen genommen.

Erst in diesem Augenblicke setzten sich in Paris ernsthafte Verstärkungstruppen in Bewegung. Mehrere Batterien marschirten die Straße La Fayette hinauf. Es war zu spät und sie kehrten wieder um.

Um die unheilvolle Wirkung, die der Verlust einer mehr moralisch als strategisch wichtigen Position auf die öffentliche Meinung hervorbrachte, zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Pariser an demselben Tage, an dem wir Le Bourget verloren, im „L'Officiell" lasen:

1. die Ankündigung der Kapitulation Bazaines;

2. die Nachricht von der Rückkehr Herrn Thiers, der Europa durcheilt hatte und von den neutralen Mächten Vorschläge zu einem Waffenstillstand mitbrachte.

Der geschickteste Regisseur hätte nicht mit größerer Gewandtheit an ein und derselben Stelle eines Drama's diese drei herzzerreißenden Ereignisse in Scene setzen können: eine Niederlage vor Paris; die Vernichtung unserer letzten und schönsten regulären Armee; das Bekenntniß, daß unsere Truppen in der Provinz nichts geleistet hatten, da man sich in Paris, wie in Tours bereit machte, die Waffen zu strecken.

Der Volksgeist flammte auf wie Pulver. Die Gelegenheit war wie gemacht für die Meuterer.

Was das Losungswort betrifft, so sagte ich schon, daß es gefunden war; es hieß: Die Kommune.

Die Pariser Revolutionäre verlangten die Wahl der Stadtverordneten und wollten, daß ihnen die ausgedehnteste Machtvollkommenheit anvertraut werden sollte, nicht allein mit Bezug auf die Regierung der Stadt, sondern auch auf ihre Vertheidigung. „Paris ist eine Stadt wie die andern auch," sagten sie. „Die Regierungsbeamten selbst haben das hundert Mal ausgesprochen. Der Stadtrath von Paris soll dieselben Privilegien haben, wie die andern Gemeindevorstände." Das nannten sie die Kommune. Die Leiter sollten sich zu Stadträthen wählen lassen und so eine Regierung bilden, die die der nationalen Vertheidigung in die Tasche stecken würde; sie würden einen Massenausfall, einen Ausfall von allen Seiten dekretiren, würden Frankreich befreien und ihm wiedergeben, was Paris erobert haben würde: die kommunale Selbstregierung. Frankreich würde dann nicht mehr Republik, auch nicht Monarchie sein. Es würde ein Bund von sechsunddreißigtausend freien und unabhängigen Kommunen sein.

Diese Idee war nicht so dumm, wie man meinen mochte, da sie fast durchgedrungen wäre. Sie war nur noch ein wenig grün. Sie brauchte Zeit zur Reife und sie reifte schon noch.

Mit den Rufen: Es lebe die Kommune! Fort mit Trochu! und: Kein Waffenstillstand! wurde der 31. Oktober geschaffen, wurde der Aufstand versucht, der so kläglich scheitern sollte, denn in dieser verfluchten Zeit scheiterte Alles, selbst die Revolution.

Einige Zeit vor dem Schluß des Oktober sahen

wir eines Tages, vom Louvre aus, eine Röthe am Himmel, welche den halben Horizont bedeckte und die nur von einer Feuersbrunst im Osten herrühren konnte.

„Gehen Sie sehen, was das ist," sagte der Gouverneur zu mir.

Ich stieg zu Pferde, erreichte die Boulevards, dann die Straße La Fayette. Das Feuer war in den Buttes-Chaumont. Als ich dorthin kam, wurde ich Zeuge eines eigenthümlichen und großartigen Schauspiels. Der See des Parkes brannte. Man hatte ihn trocken gelegt und in ein Petroleum-Magazin umgewandelt. Eins der Fässer hatte zu brennen angefangen, die andern waren explodirt und als ich an die Brandstelle gelangte, schien die mittlere Insel in einem Feuermeer zu schwimmen.

Von einem kleinen, mit dichtem Gebüsch bedeckten Hügel aus, gab ein großer schöner Mensch eilige Befehle. Seine Aermel waren mit Tressen bedeckt, deren Zahl, wie ich später erfuhr, nur durch seinen Willen bestimmt worden war. Ich näherte mich ihm, um ihm mitzutheilen, daß der Gouverneur die Ursachen dieser Katastrophe zu wissen wünsche.

„Es hat Nichts zu bedeuten," erwiderte er, „es brennen nur einige Petroleumfässer. Uebrigens sagen Sie Herrn Trochu, daß er sich nicht zu beunruhigen brauche, denn Flourens sei da!"

In dem riesenhaften Glorienschein eines durch Petroleum verursachten Feuers, das heißt in seinem Rahmen, sah ich also zum ersten Male den Festungswall-

major, den Mann, der die Hauptrolle in der Geschichte des 31. Oktober spielen sollte.

Es war ein düsterer, kalter Tag, ein feiner eiskalter Regen strömte herab, von dem nicht nur die Kleider, nein auch die Gemüther durchnäßt wurden. Das war ein großes Glück für die Regierung der nationalen Vertheidigung, denn die Aufständischen bekamen steife Finger und naße Füße und waren gezwungen den Nacken einzuziehen. Wenn es trocknes und schönes Wetter gewesen wäre, hätte die Regierung in den tumultuarischen Scenen, den grotesken und verworrenen Ereignissen, die sie an diesem Tage und einem Theile der Nacht durchzumachen hatte, ganz leicht niedergemetzelt werden können.

Schon von 7 Uhr Morgens an begannen die Nationalgardisten den Rathhausplatz zu füllen; es bildeten sich Gruppen, aus denen die Rufe erklangen: „Es lebe die Kommune! Keinen Waffenstillstand!" Die Menge wuchs und um 9 Uhr ergoß sich eine Kolonne von etwa tausend Mann aus der Avenue Viktoria, eine Fahne vorantragend, auf der die Worte standen: „Massenaushebung! Kein Waffenstillstand!" Die Mobilgardisten aus Berry waren nach dem Rathhaus gekommen, um das 115. Bataillon abzulösen; man jauchzte ihnen zu.

Oberst Chevriot, der das Rathhaus befehligte, hatte die Thüren desselben schließen lassen. Hinter den Gittern beschwor Arago, Maire von Paris, mit seiner, dem Brüllen eines wüthenden Ochsen ähnlichen Stimme, das Volk,

ruhig zu sein. Dann ging er wieder hinein, um mit den Gemeindevorstehern von Paris, die er zusammen berufen hatte, zu berathen und über die Opportunität, augenblicklich zu den Stadtverordnetenwahlen zu schreiten, schlüssig zu werden.

Unterdessen war der Gouverneur benachrichtigt worden, wie die Sachen standen. Er legte seine Uniform an — Käppi, Waffenrock — nahm den Degen, legte die Epaulettes an, befestigte auf seiner Brust den Ordensstern als Ritter der Ehrenlegion und schritt, wie man sieht, in der Hoffnung, dem Volk durch diese blitzenden Abzeichen seiner Autorität und seines Ranges zu imponiren, gefolgt von zwei Ordonnanzoffizieren, davon; einer davon war der Kommandant Bibesco, dem dieser heillose Ort schon einmal fast verhängnißvoll geworden wäre.

Er wurde mit den Rufen: Fort mit Trochu! Kein Waffenstillstand! Es lebe die Kommune! begrüßt; man ließ ihn aber doch ungehindert in das Magistratsgebäude eintreten.

Bevor er den Louvre verließ, hatte er seinem Generalstabschef den Befehl gegeben, sich nicht zu rühren.

„Es handelt sich darum, keine falschen Bewegungen zu machen, hatte er gesagt. Demnach, ob ich zurückkehre oder nicht, ob ich frei oder gefangen bin, Sie dürfen weder einen Mann, noch eine Kanone rühren, ohne einen von mir ausgefertigten und von einem meiner beiden Offiziere überbrachten Befehl. Ich verlasse mich ganz fest darauf."

Er ging und ließ uns Alle im Louvre, wie im Arrest. Durch den Telegraph, der das Rathhaus mit den verschiedenen Ministerien und der Polizeipräfektur verband, herbeigerufen, kamen die Mitglieder der Regierung, eines nach dem andern an und diskutirten in ihrem gewöhnlichen Sitzungssaal, das heißt in dem gelben Salon. Der Polizeipräfekt Herr Edmond Adam war auch zu ihnen gestoßen, indem er seine Präfektur im Schutze der republikanischen Garde zurückließ.

Nach und nach werden die Nationalgardisten unten auf dem Platz zahlreicher und drohender. Das Geschrei: Es lebe die Kommune! wird stärker. Die Aufgeregtesten haben sich schon vor den Thüren zusammengerottet und sich selbst abordnend, wie es stets geschieht, verlangen sie, daß man eine Deputation des Volkes, welche mit der Regierung sprechen will, empfange.

Es ist ein Uhr. Eine Thür wird, man weiß nicht von wem, etwas geöffnet; sie wird heftig aufgestoßen, und läßt die angebliche Deputation mit einer ersten Woge des Volks hinein. Aber noch glückt es, wieder die Thür zu schließen.

Es waren ungefähr tausend Personen. Sie dringen schimpfend in den großen Saal ein.

Die Regierung ist noch nicht vollzählig. Es fehlen Jules Favre, den Ferry aus dem Ministerium des Auswärtigen holen läßt und Picard.

Während man diese drei erwartet, verläßt Arago, um das bischen Volk, das da ist, zu beruhigen, seine Gemeindevorsteher und begiebt sich, gefolgt von seinen

Amtsgehülfen, nach dem Saale. Floquet, Brisson, Hérisson, Chaudey und Tirard schließen sich ihnen an.

Arago donnert, auf einen Schemel steigend, los. Er bittet um Geduld, Vertrauen, Einigkeit, Ordnung und das mit einer Stimme, die das Geräusch einer ganzen Batterie übertönen würde. Man antwortet ihm mit dem Ruf: „Die Kommune! Die Kommune!"

„Gut," sagte er, „ich werde der Regierung Eure Wünsche vortragen."

Er geht. Die Personen, die ihn begleitet hatten, folgen ihm auf den Rednerschemel, besonders Brisson und Floquet.

„Auch wir," sagen sie, „auch wir wollen die Stadtverordnetenwahlen. Auch wir verweigern den Waffenstillstand."

Es gelingt ihnen weder die Leute zum Schweigen, noch zur Ordnung zu bringen. Man ruft ihnen zu: „Wir wollen die Kommune!" Und sie antworten: „Wir wollen die Stadtverordnetenwahlen". Und alle verrennen sich, wie Maulesel, in ihren Eigensinn, ohne daß sich ein Mann von Geist fände, der ihnen sagte: „Aber Bürger, das ist ja ganz dasselbe."

Dieser Mann von Geist sollte noch kommen.

Die Mitglieder der Regierung bitten Rochefort, den populären Rochefort, ihren alten Kollegen Rochefort, der auf die Nachricht von den Zusammenrottungen zu ihnen geeilt war, zum Volke zu reden. Er geht auf einen Augenblick hinaus, kehrt dann in Begleitung Schoelchers zurück und sagt zu seinen Kollegen:

„Sie wollen die Stadtverordnetenwahlen. Sind Sie entschlossen, ihnen den Willen zu erfüllen? Denn das ist der Kernpunkt der Frage."

„Ja," ruft man von allen Seiten des Sessionstisches.

Rochefort kehrt in den großen Saal zurück, steigt auf einen Tisch und erklärt im Namen der Regierung, daß die Stadtverordnetenwahlen unverzüglich stattfinden werden.

„Nein, nein," schreien diese Tölpel, die vollkommen verständnißlos sind, „wir wollen die Kommune."

„Aber Bürger," ruft Rochefort, die Achseln zuckend, „das ist ja dasselbe."

Man versteht ihn nicht. Man fordert ihn auf, herunter zu steigen. Man zieht ihn an den Beinen und schreit: „Runter mit Rochefort!"

Unterdessen sind Jules Favre, Jules Ferry und Picard angekommen. Jules Favre war gerade mit Herrn Thiers, der am Tage zuvor die preußischen Linien passirt hatte, beim Frühstück, und wollte ihm seine Instruktionen und Autorisation geben, um mit Preußen wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln, als er durch Ferry von den Ereignissen unterrichtet wurde. Er setzt Thiers in einen von Kavallerie eskortirten Wagen und bemüht sich, ihn über den Aufstand zu beruhigen.

„Wir sehen hier oft dergleichen," sagte er. Dann nimmt er Picard, der nach dem Auswärtigen Amt gekommen war, um Herrn Thiers Adieu zu sagen, mit Gewalt mit, steigt mit ihm in den Wagen, findet die

Quais von dem Pöbel versperrt, begiebt sich immer lavirend nach der Polizeipräfektur, um Erkundigungen einzuziehen, erfährt dort, daß Adam im Rathhaus ist und gelangt endlich durch geheime Thüren dahinein, ohne auf die Beschwörungen Picards zu achten, der sich absolut nicht in den Rachen des Wolfes begeben wollte.

Als sie ankamen, hatte sich General Trochu gerade entschlossen, seine Person auszuspielen. Er war, gefolgt von Simon und Pelletan, in den großen Saal hinabgestiegen. Es dauerte zehn Minuten, bis die Ruhe hergestellt wurde. Endlich hatte der Redner der Bande, ein gewisser Joly, einige Worte einschalten und eine Ansprache beginnen können.

Er sagte dem General, der mit über der Brust verschränkten Armen zuhörte, daß der Verlust Le Bourgets Verrath sei, daß der Waffenstillstand Verrath sei, daß das Volk von Paris dieses ewigen Abwartens müde sei, daß es Stadtverordnete ernennen, sich selbst beschützen und somit die Regierung von der Hälfte einer Bürde entlasten wolle, die für ihre Schultern zu schwer geworden sei.

Trochu antwortete hierauf und fing, sich wie immer, weder durch Interpellationen noch durch Unterbrechungen außer Fassung bringen lassend, eine ebenso lange als interessante Rede an.

Es handle sich nicht darum zu kapituliren, sondern zu unterhandeln und zwar zu unterhandeln, indem man Paris frisch verproviantirte. Man brauchte dazu

die Hülfe der Departements und das beste Mittel, diese Hülfe zu erlangen, sei, daß man eine Versammlung ernenne. Er habe Paris uneinnehmbar gemacht. Er stehe dafür ein. Was Le Bourget beträfe, so habe sein Verlust keine Bedeutung, da es nicht zum Vertheidigungsplan gehörte und man es auch trotz alledem hätte räumen müssen. Uebrigens würde die Regierung jetzt die Wünsche, die man ihr unterbreitet habe, in Erwägung ziehen und würde die Bitten des Volkes mit ihrer heiligen und ursprünglichen Pflicht, die die Vertheidigung der Hauptstadt sei, in Einklang zu bringen suchen.

Heftig unterbrochen, wurde der General zum Schluß dieser Rede ausgezischt. Er wurde böse und Alles auf seinem Wege zur Seite stoßend, konnte er, noch von dem Prestige der Uniform geschützt, welche diese wilden Dummköpfe hinderte, Hand an ihn zu legen, mit seinen beiden Offizieren, die sich hinter seinen Sessel stellten, in den Regierungssaal zurückkehren.

Die Regierung fing jetzt, da sie vollzählig war, an, über die Frage der Wahlen zu berathschlagen. Dem entsprechend beriethen die Gemeindevorsteher unter Vorsitz Arago's und unten machte die erste Schaar der Eindringlinge, die noch von der Menge, welche auf dem Platz zu schreien und zu schimpfen fortfuhr, getrennt war, wie man zu sagen pflegt, einen Höllenlärm.

Die Regierung vergaß, daß einige ihrer Mitglieder sich durch Rochefort's Organ verpflichtet hatten, die Wahlen anzunehmen, und die Majorität trat feindlich

dagegen auf, indem sie nicht ohne Grund behauptete, daß das die Anarchie schaffen hieße und daß, wenn die Kommune erst eingesetzt sei, die Regierung der nationalen Vertheidigung nichts weiter zu thun habe, als den Platz zu räumen. Arago flehte sie noch einmal an, den Wünschen der Gemeindevorsteher nachzugeben und die Wahlen zu bewilligen.

Man erwiderte ihm, man wolle darüber berathen, und Alles dem Wunsche des Volkes gemäß erledigen. Arago eilte, diese gute Nachricht den Gemeindevorstehern zu überbringen.

Es war halb 4 und noch war Flourens nicht auf der Bildfläche erschienen.

In diesem Augenblick zog er an der Spitze seiner Bataillone über den Platz und stieß gegen die geschlossenen Thüren des Rathhauses.

Der Kommandant Dauvergne will diese Truppe zurücktreiben; er erhält einen Faustschlag in's Auge. Er will den Degen ziehen; man entreißt ihn ihm.

Man schießt durch das Schlüsselloch der Hauptthür des Rathhauses und bearbeitet dieselbe mit den Kolben der Gewehre. Endlich giebt sie nach. Flourens tritt an der Spitze seiner Leute ein.

Diesmal ist es eine vollkommene Ueberschwemmung. Man könnte sagen, der ungeheure Platz habe sich in das Riesengebäude entleert.

Die Menge dringt die große Treppe hinauf, in die Bureaus, die Säle ꝛc. ein, verjagt die mehr als je berathenden Gemeindevorsteher und fluthet endlich, mit

der Gewalt eines Gebirgsstromes in den Saal, wo die Regierung um ihren Sessionstisch herumsitzt. Arago ist vor ihr, immer noch donnernd, aber dabei vollkommen aufgelöst, eingetreten; er nimmt seine Schärpe ab und ist vollständig demoralisirt.

Grade in diesem Augenblick, wie ein Aal, der plötzlich in dem Netz eine zerrissene Masche entdeckt, verschwand Picard, der immer boshafte, immer heitere Picard, durch eine kleine Thür in einen Korridor und überließ es seinen Kollegen, nach ihrem Gutdünken auf ihren Sesseln die berühmte Scene des römischen Senats, der von den Galliern überfallen wird, aufzuführen. Dieser praktische und gewandte Mann ging die Wache holen.

Um sich ein Bild von dem Rathhause zu machen, wie es in diesem Augenblick vom Erdgeschoß bis zum Dach, Bureaus, Korridore, Säle, Privatgemächer 2c. aussah, würde kein Vergleich passender sein als der eines sehr großen Korbes, voll von Fröschen. Von den untersten Treppenstufen bis zu den entlegensten Gängen war es nur eine Masse von Nationalgardisten, mit und ohne Waffen, Bürger jeden Alters und jeder Farbe, Freiwillige jeder Nationalität. Diese Schaaren hatten all ihre, ihnen eigenthümlichen Gerüche mitgebracht. Der Duft der Pfeifen und Cigaretten kämpfte gegen die Ausdünstungen wie von durchnäßten Hunden; gegen die müffigen Gerüche alten Fettes, mit dem die Waffen und Stiefel eingeschmiert waren; gegen den scharfen Schweißgeruch, den die Truppen ausströmen,

besonders wenn sie unreinlich und von dem Regen nicht genug gewaschen sind.

Ein erstickender Dunst schwebte über all diesen vom Blutandrang gerötheten und transpirirenden Köpfen, er schnürte einem die Kehle zu und bildete einen Niederschlag auf den Fensterscheiben, den Spiegeln, dem Marmor, dem Täfelwerk und den Gemälden.

Nach und nach begann es zu dämmern, was der Scene etwas Fantastisches und den Schauspielern etwas Gespenstisches verlieh.

Um den Regierungstisch herum, hinter den ruhig und schweigsam dasitzenden Räthen, waren die Nationalgardisten zusammengedrängt; sie wurden beständig durch neuen Zuwachs zurückgestoßen.

Jetzt erscheinen die Anführer, brechen sich Bahn durch die Menge, und da Keiner dieselbe durch seine Gestalt zu überragen vermag, erklettern sie den Sessionstisch der Regierung. Flourens, Millière, Delescluze, Blanqui, Pyat, Mottu ꝛc. haben den grünen Teppich der Macht in eine Art von Bühne verwandelt und schreiten darauf hin und her, das Papier, die Löschblätter mit Füßen tretend, die Sand- und Tintenfässer umstoßend, die Federn und Bleistifte mit ihren Stiefeln zermalmend. Sie schreien alle zu gleicher Zeit und da ihre Zuhörer auch schreien, werden sie von Niemand verstanden.

Trochu raucht, während seine beiden Offiziere noch immer hinter seinem Sessel stehen, seine Cigarre und

sieht diese gespornten oder ausgetretenen Stiefel in seine Brusthöhe kommen und gehen.

In dem Lampenhäuschen haben die Burschen der Präfektur darum nicht unterlassen, die Lampen zu besorgen; sie haben Oel eingegossen, die Dochte gesäubert, die Cylinder geputzt. Die Verwaltung, die unsterbliche Verwaltung, hat darin ihre letzte Zuflucht gefunden.

Man bringt die Lampen und stellt sie auf den besetzten Tisch, von dem einige der Bandenführer herunterspringen, um nicht von unten durch die Lichter der Regierung gebraten zu werden.

Diese plötzliche Helligkeit läßt das Gold auf den Epauletten Trochu's und seinen silbernen Ordensstern blitzen. Instinktiv kommt er sich zu glänzend, zu auffallend inmitten dieser rohen Geschöpfe vor; er löst leise seine Epauletten ab und reicht sie Bibesco, nimmt langsam den Ordensstern von der Brust und läßt ihn in die Tasche seines Waffenrockes gleiten. Ohne sein Käppi hätte man ihn für einen Nationalgardisten halten können.

Das Hereinbringen der Lampen hat die Ordnung in etwas wieder hergestellt, so daß es Flourens gelingt, sich verständlich zu machen. Er schlägt vor, eine Regierung zu wählen, als deren Oberhaupt er bescheidentlich seinen Namen nennt. Man lacht, protestirt und fährt fort. Ein halb Dutzend Lumpenkerle, die sich selber zu Delegirten gemacht, wollen im Nebensaale Berathung halten; sie fangen an sich gehörig zu raufen.

Während dieser Zeit geht Flourens für einen Augenblick auf den Platz hinunter, steigt zu Pferd und reitet die neu ankommenden und sich mit erhobenen Kolben zusammenrottenden Bataillone ab, die weder recht wissen, was sie wollen, noch was eigentlich vorgeht. Man begrüßt ihn mit freudigen Zurufen.

Neben dieser neuen Regierung schreitet man zur Ernennung eines Komité's, welches bei den Wahlen präsidiren soll. Man wählt Dorian zum Vorsitzenden dieses Komité's und gibt ihm Flourens, Victor Hugo, Felix Pyat, Delescluze, Ledru-Rollin, Schoelcher, Louis Blanc, Blanqui, Millière zu Beisitzenden. Man kündigt die Bildung dieses Komité's und die unmittelbar bevorstehenden Wahlen für die Kommune mittelst Bulletins an, die von den Fenstern auf den Platz geworfen werden. Man begrüßt diese Bulletins mit Freudengeschrei. Die Leute waren wirklich von der Manie besessen, beständig irgend Jemand oder irgend Etwas zuzujauchzen.

Es war traurig, den unglücklichen Dorian anzusehen. Zwischen seine Popularität und seine Pflicht gestellt, hätte er sich gern die erste bewahrt und die zweite gethan. Er ging von den Aufständischen, welche: Hoch Dorian! riefen, zur Regierung, welche Nichts sagte, aber zu beruhigen und zu versöhnen suchte.

Gegen sechs Uhr gelang es Edmond Adam, sich davon zu machen. Er that, als werde ihm unwohl, schlug um sich und ließ sich durch verkleidete Polizisten

hinausdrängen, denn auch solche gab es da, und verschwand, um sich zu Picard zu gesellen.

Um acht Uhr freies Kielwasser. Die Nationalgardisten sind von einer Zahl entschlossener Männer nach dem gelben Saal gedrängt. Es ist das 106. Bataillon, von Herrn Ibos kommandirt, welches jetzt erscheint, in den Saal eindringt, Trochu umringt, ergreift und davonführt. Hinter ihm, in seinem Fahrwasser, gelingt es Ferry, Pelletan und Arago gleichfalls hinauszukommen.

Die Insurgenten schließen sich vor den anderen Regierungshäuptern wieder und stoßen sie in den Saal zurück.

Favre, Simon, Garnier-Pagès, Leflô und Tamisier bleiben allein und kehren zu ihren Sitzen vor dem Tisch zurück.

Während des Gehens und Kommens von Dorian und seinen vergeblichen Anstrengungen, legen die Regierenden Protest ein. Sie verlangen, daß man sie entweder gefangen nehme oder hinauslasse. Man fordert ihre Demission, die sie verweigern, indem sie sich außer Stande erklären, dieselbe freiwillig zu geben. Endlich erklärt man sie für Gefangene, worauf sie sich in eine Fensternische zurückziehen. Man gibt ihnen eine Schnitte Pferdefleisch und ein Stück Brod zu essen, dann schlafen sie auf ihren Stühlen ein, hinter drei Reihen Flourens'scher Freiwilliger, die sie zu bewachen haben, aber halb betrunken sind und im Stehen schlafen.

Die Verwirrung nimmt noch kein Ende. Es gibt jetzt zwei bis drei Regierungen und fünf bis sechs Komité's. Blanqui will Flourens nicht; Delescluze mag Pyat nicht. Ein Theil der Nationalgardisten, die von ihren Akklamationen nicht satt werden, geht essen.

Und das Rathhaus zeichnet sich in der schwarzen und feuchten Nacht, auf dem großen, von Menschen wimmelnden Platze, mit seinen Reihen erleuchteter Fenster ab, hinter welchen die Silhouetten der Nationalgardisten hin- und hergleiten.

Dorian parlamentirt noch immer. Er hat Delescluze angeworben, den die Popularität Flourens zu sehr in den Schatten stellt, Millière, welcher findet, daß sein Kollege Flourens zu viel Rumor macht und Blanqui, welcher sich zu fürchten anfängt.

Unterdessen hatte Picard sich, kaum aus dem Rathhaus heraus, nach dem Louvre begeben, wo er General Schmitz entschlossen fand, buchstäblich die Befehle des Gouverneurs zu erfüllen und sich nicht zu rühren.

Er hatte sich nach seinem Ministerium begeben und es auf sich genommen, den Befehl zu ertheilen, auf den Boulevards den Generalmarsch der Nationalgardisten zu schlagen. Als Trochu und die anderen befreiten Regierungshäupter hinter ihm anlangten, fingen die Bataillone du jour an sich zu sammeln, und ihre in der Börse versammelten Offiziere diskutirten unter sich. Adam hatte seine Bemühungen mit denen Picard's vereinigt. Trochu gab die nöthigen Befehle, und fünf Minuten vor zwölf Uhr Nachts erschienen die Kolonnen

der treuen Nationalgarde auf dem Rathhausplatz und umringten nach und nach das Gebäude.

In diesem Augenblick erscholl ein Alarmsignal.

In dem gelben Saale hatte Jules Favre ein Fenster öffnen wollen, um Luft zu schöpfen; man feuert einige Flintenschüsse vom Platze aus ab, und die Vertheidiger des Rathhauses erwidern das Feuer. Glücklicherweise bleibt es dabei. Das Fenster wird wieder geschlossen und Jules Favre setzt sich wieder.

Indessen fängt man innen an zu ahnen, was draußen vorgeht. Die Anführer sagen: „Wir sind eingeschlossen," und nun werden sie für Dorian's Beschwörungen etwas zugänglicher und gelehriger. Flourens ist wieder auf den Tisch gestiegen; er räth zur Eintracht und zum Abmarsch.

Delescluze und Dorian kommen überein, daß man diesen Tag auslöschen werde und daß das Rathhaus geräumt werden solle, ohne daß irgend Jemand für das, was sich heute ereignet, zur Rechenschaft gezogen werde. Man wird sich grüßen und Jeder nach Hause gehen, sagend:

„Das war ein kleines Mißverständniß . . . Schönen guten Morgen . . .!"

Die Insurgenten willigen ein, Delescluze und Dorian gehen hinaus und schließen sich Adam und Ferry an. Diese sind sehr unruhig über das Schicksal ihrer gefangen gehaltenen Kollegen; sie fürchten, daß man dieselben massakriren und auf sie aus dem Fenster feuern werde, wenn sie darauf bestehen, mit Gewalt einzudringen;

sie nehmen daher die Amnestie und das Vergessen an. Man drückt sich die Hand, und die beiden Rathhaus-Parlamentairs treten wieder in das Palais ein.

In diesem Augenblick benachrichtigt man Adam, daß die Mobilgarde de l'Indre den Befehl erhalten habe, durch einen unterirdischen Gang, der das Gebäude mit der Kaserne Napoleon verbindet, in das Rathhaus einzudringen und daß sie diesen Befehl vollzogen habe.

Herr Ferry weigert sich, sich diesem unterirdischen Gang anzuvertrauen. Adam stürzt sich hinein und kommt mit den Mobilgarden in den Hof des Palastes.

Er versucht ihn räumen zu lassen und es gelingt ihm, die bretagnischen Mobilgardisten zurückzuhalten, während die erste Partie der Nationalgardisten hinausmarschirt.

Ferry hat eine Seitenthür des Gebäudes eingestoßen, stürzt sich seinerseits in das Rathhaus und verliert sich in der Menge.

Endlich geht Alles, Arm in Arm, davon; Tamisier führt Blanqui hinaus, die Regierung ist befreit, und diese groteske Maskerade endet gegen drei Uhr Morgens.

Kaum aus den Krallen der an diesem Tage noch ziemlich gutmüthigen Meuterer befreit, versammelten sich die Mitglieder der Regierung im Louvre und hielten eine Berathung mit dem Gouverneur. Sie schäumten vor Wuth. Sie waren außer sich. Es war ein wirklich komisches Schauspiel, diese Leute, die ihre ganze Karriere der Revolution verdankten, die aus, ich weiß nicht wie viel Aufständen Nutzen gezogen hatten, sie so erhaben

und zornig geberden zu sehen, seit man ihr eigenes Verfahren auch an ihnen zur Anwendung brachte.

Es ist immer dieselbe Geschichte. Es gibt keinen schlimmeren Gendarm als einen bekehrten Meuterer, keinen geschmeidigeren Kammerherrn als einen reich gewordenen Jakobiner, keinen strengeren Herrn als einen ehemaligen Arbeiter.

Sie wollten alle Leute, die sie in diesem tollen Unternehmen erkannt hatten, verfolgen, gefangen nehmen, vor ein Kriegsgericht stellen, und doch stand dieser Tag nur in einer Beziehung dem vierten September nach: in seinem Mißerfolg. Bevor sie sich zur Ruhe begaben, stellten sie lange Listen Derjenigen auf, die am nächsten Morgen gefangen genommen werden sollten.

Aber am nächsten Morgen erscheint der Polizeipräfekt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo sich die Regierung versammelt hatte und erklärt, daß er sich entschieden weigere, irgend Jemand wegen des vergangenen Tages zu beunruhigen. Er habe Dorian und Delescluze sein Wort gegeben, als sie im Namen der Insurgenten den Antrag gestellt hatten, daß der Aufstand keine Verfolgung nach sich ziehen würde. Er bietet seine Demission an. Man verweigerte dieselbe und gibt sich zu einer neuen Berathung am Abend, beim Gouverneur, Rendez-vous.

Bei dieser Berathung kommt Picard auf die Nothwendigkeit zurück, die Anstifter des 31. Oktober zu arretiren, und Adam bleibt dabei, daß man das gegegebene Wort halten müsse.

„Wer hat denn das versprochen?" ruft Herr Ferry.

„Sie selbst," versetzt Adam.

„Das ist nicht wahr."

Dementi, große Erregung. Seine Kollegen geben Ferry Unrecht, der nun um Entschuldigung bittet und dem Polizeipräfekten die Hand reicht.

Da die Regierung darauf bestand, Haftbefehle zu erlassen, bestand Adam darauf, seine Demission einzureichen und verließ die Polizeipräfektur. Was Dorian anbetrifft, dessen Popularität zwar die Regierung in Schatten gestellt, aber doch gerettet hatte, so bat man ihn so lange, im Ministerium zu bleiben, bis er blieb.

Herr Cressón wurde zum Polizeipräfekten ernannt.

Man machte den Anstiftern des 31. Oktober den Prozeß. Aber man legte nur Hand an Statisten, so daß der Prozeß nichts zu bedeuten hatte. Er stimmte mit dem Waffenstillstand überein. Paris, das sich schon nicht mehr des 31. Oktober erinnerte, begriff nichts von diesen Debatten und zeigte kein Interesse dafür. Diejenigen, die zum Tode verurtheilt waren, starben nicht, wenigstens nicht unter diesem Chef. Die, die man in's Gefängniß steckte, blieben nicht darin. Die Kommune kam gerade zur rechten Zeit, um aus ihnen Magistratsbeamte oder Generäle zu machen.

Das ist die Geschichte des 31. Oktober.

That Adam Recht, eher sein Amt niederzulegen, als sein Wort zu brechen? Ohne Zweifel. Man ist nicht gezwungen, sein Ehrenwort zu geben, da einem noch immer der Ausweg bleibt, sich todtschießen zu

lassen; aber wenn man es gibt, sei es auch einem zum Tode Verurtheilten, einem Banditen, einem Apachen, dann muß man es halten, nicht um jeneswillen, sondern um seiner selbst willen.

Turenne wurde eines Tages auf dem Pont-Neuf ausgeplündert. Ihm lag sehr viel an seiner Uhr, die ein Geschenk des Königs war. Er bot den Dieben an, sie um eine bedeutende Summe, die er ihnen am nächsten Tage in seiner Wohnung auszahlen wolle, zurückzukaufen. Er gab sein Ehrenwort. Die Diebe nahmen es an. Er hielt es. Und weit entfernt, sie festnehmen zu lassen, bezahlte er sie ganz gewissenhaft.

In den Tagen, von denen ich erzähle, mangelte es unglücklicherweise in Paris nicht an Enkeln dieser Diebe. Aber die Nachkommen Turenne's glänzten nur durch ihre Abwesenheit.

Dreizehntes Kapitel.

Wahlen und Unterhandlungen. — Die Mäßigung des Kanzlers. — Thiers in Paris. — In Versailles. — Die Unterhandlungen. — Alles wird abgebrochen. — Eine Lehre in der Höflichkeit. — Paris resignirt. — Ein neues Plebiszit. — Stadtverordnetenwahlen. — Das allgemeine Stimmrecht.

Einer meiner Kollegen begab sich am 30. Oktober nach Sèvres, um Herrn Thiers zu empfangen, der von seiner europäischen Reise wieder heimkehrte, nachdem er die preußischen Linien passirt und sich in Versailles aufgehalten hatte, wo er von Herrn von Moltke empfangen worden und Herrn von Bismarck besucht hatte, ohne übrigens mit Beiden von Politik oder Krieg zu sprechen.

Derselbe Kollege begleitete Herrn Thiers, als er am Nachmittag des 31. Oktober, aber diesmal mit Instruktionen und vorschriftsmäßigen Vollmachten versehen, nach Versailles zurückkehrte, nur ungenau über den ausgebrochenen Aufstand unterrichtet, und weder dessen Bedeutung, noch vor allen Dingen seine Folgen kennend.

Man weiß, daß er am Montag Abend im preußischen

Hauptquartier angekommen, am Dienstag und Mittwoch mit Herrn von Bismarck Unterhandlungen pflog und merkwürdig, bis zum Donnerstag befanden sich die Deutschen noch in völliger Unkenntniß dessen, was sich am Montag im Rathhause ereignet hatte.

Wenn man sieben Achteln der französischen Publikationen über den Krieg, den Zeitungen, und der von ihnen beeinflußten öffentlichen Meinung Glauben schenken wollte — so war der preußische Kanzler, Graf von Bismarck, eine Art Richelieu, unter dessen Willen sich Alles beugte, der befahl und Niemanden über sein Verhalten Rechenschaft ablegte; außerdem ein Mann von Eisen, entschlossen das Glück bis zum Ende zu verfolgen, den Sieg auszunutzen; ein Mann, der unsern Fall und seine eigenen Forderungen schon im Voraus festgestellt hatte, den Nichts aufhielt, der sich um das übrige Europa so viel kümmerte wie um eine süße Kirsche, der mit einem Worte wußte, bis wie weit er gehen konnte und der auch nicht eher stehen bleiben wollte, als bis er auf diesem Punkt angelangt sei.

Nichts ist aber irriger als diese Annahme.

Zunächst war die Autorität des Kanzlers nicht ohne Schranken und Kontrolle. Er mußte in jedem Augenblick sein Verhalten erklären, über seine Thaten sprechen, den König überzeugen, gegen andere Einflüsse ankämpfen; gegen den Einfluß des Kronprinzen und der Königin Augusta, gegen den Einfluß der vertrauten Hofchargen, die ihrem Herrscher gefolgt waren und schließlich vor Allem gegen die militärische Partei.

Dieser Kampf des Kanzlers gegen die Militärpartei ist ein endloser gewesen: er hat mit der Hohenzollernfrage angefangen und hat erst nach dem Friedensschluß sein Ende gefunden.

Es wäre naiv zu sagen, daß Herr von Bismarck den Krieg nicht wollte; aber daß er ihn trotz Allem und Allem, und bis auf's Aeußerste treiben wollte, wäre eine Ungerechtigkeit.

Wenn ein Spieler sich mit einigen Tausendfrancsbillets an's Baccarat setzt und sagt: Jetzt werde ich die Bank sprengen — so geht er gewöhnlich mit leeren Taschen nach Hause.

Wenn er, im Gegentheil, Selbstbeherrschung genug hat, seine Einsätze zu berechnen und sich zum Rückzug bereit zu halten, hat er fast immer Glück. Ein solcher Spieler war ganz besonders Herr von Bismarck.

Im Juli, als Benedetti verhandelte, tauchten in Ems wie in Paris nach einander alle möglichen Meinungen auf. Eines Tages sagte man: „Es gibt Krieg!" und sofort schien sich der alte Moltke zu verjüngen; seine Falten verschwanden, sein Gesicht wurde wieder jung, seine Gestalt stramm und gerade. Am nächsten Tage hieß es! „Der Friede ist ganz bestimmt gesichert," und sofort sank Moltke zusammen, und wurde alt und schwach.

Nach Sedan würde Graf von Bismarck gern angehalten und sich mit Straßburg und einer Entschädigung begnügt haben. Das war ja schon ganz hübsch. Als in Gegenwart Herrn von Moltke's, der aufgeregt zur

Aufstellung seiner Batterien am Rande des großen Trichters, auf dessen Grund sich unsere demoralisirte Armee hin und her bewegte, drängte, weil er sie da zu vernichten hoffte, der Kanzler Napoleon III. fragte:

„Sire, ist das Ihr Degen, oder der Degen Frankreichs, den Sie uns übergeben?"

Rechnete er darauf, daß der Kaiser erwidern würde: „Es ist der Degen Frankreichs."

Aber der Kaiser antwortete: „Ich bin persönlich Gefangener, aber über den Frieden hat die Regierung von Paris zu bestimmen."

Ein Lächeln der Befriedigung glättete das asketische und mönchische Gesicht des Chefs des großen Generalstabs. Man mußte also fortfahren.

In Ferrières würde Herr von Bismarck den Frieden nicht zurückgewiesen haben, aber seine Ansprüche hatten sich gesteigert und so war es jetzt Jules Favre, der sie für unerfüllbar erklärte.

Vierzehn Tage später, in den ersten Tagen des Oktober, als General Burnside nach Paris kam, hätte der Erfolg seiner offiziösen Mission dem Kanzler nicht mißfallen. Sein Glück war im Steigen. Graf von Bismarck verfolgte nur seinen Vortheil, aber er hätte gern den schon realisirten enormen Gewinn „unterdrückt."

In den ersten Tagen des November gehorchte er Herrn Thiers gegenüber demselben Gefühl der Klugheit und relativen Mäßigung. Ohne ihm Furcht einzuflößen, beunruhigte Gambetta ihn. Er wußte nicht genau,

wie lange sich Paris würde halten können und schon mehrmals waren ihm Zeichen der Ungeduld entschlüpft.

„Sie werden sehen," hatte er gesagt, „daß wir im Frühling noch hier sind."

Wenn man sich einbilden wollte, daß er zu dieser Zeit schon so anspruchsvoll aufgetreten wäre, wie drei Monate später; wenn man gedacht hätte, daß wir, sei es unter der Form von Gebietsabtretungen, oder der pekuniären, oder aller beider Formen zugleich, nicht besser davon gekommen wären — so hätte man erst beweisen müssen, daß die Uebergabe von Paris, die definitive Vernichtung der Heere in den Provinzen, im Süden, Osten, Westen und Norden, daß endlich der Schluß der Konventionen, welche das deutsche Kaiserreich schufen, gar nicht in die Waage fielen, d. h. man hätte etwas ad absurdum beweisen müssen.

Als Herr Thiers daher Herrn von Bismarck anredete, fand er einen zu Unterhandlungen geneigten Mann, der die Erlaubniß dazu seinem Gebieter entrissen hatte und der, um sie ihm zu entreißen, mit den Einflüssen der Militärpartei zu kämpfen und sie zu überwinden gehabt hatte.

Im Anfang nahmen die Unterhandlungen einen ganz guten Fortgang. Der Kanzler gestand den Waffenstillstand und die Verproviantirung, was die Hauptsache war, zu; denn ein Waffenstillstand ohne Verproviantirung ist die freiwillige Blokade, ist die fortgesetzte Belagerung, ohne Gefahr für die Belagerer, aber auch ohne Hoffnung für die Belagerten. Er ließ

ferner zwar nicht die legislativen Wahlen für Elsaß-Lothringen zu, aber die Wahl von Standespersonen, welche die Bevölkerung dieser Länder repräsentiren sollten.

Man darf nicht vergessen, daß, da man nicht wegen des Friedens, sondern wegen zeitweiliger Streckung der Waffen unterhandelte, wodurch die Ernennung einer Versammlung und Bildung einer geregelten Regierung ermöglicht werden sollte, er seine bestimmten Ansprüche auf unser Gebiet oder unser Geld nicht bekannt zu machen brauchte.

So weit war man gekommen und Herr Thiers hoffte zum Ziele zu gelangen, als man in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag im Hauptquartier, durch die Berichte der Vorposten und bald darauf durch die Pariser Zeitungen, die man sich einige Tage, manchmal auch nur einige Stunden später verschaffte — die Ereignisse des 31. Oktober erfuhr.

Die Kriegspartei ließ das nicht ungenutzt vorbei. Feldmarschall von Moltke bestürmte den König. Wie! Man sollte mitten im Siegeslauf anhalten? Wie! Man sollte mit Leuten, die sich unter einander zerfleischten, Frieden schließen? Wie! Man sollte dem Ruhm entsagen, Paris zu erobern, indem man die leidlich vernünftige Regierung der Aufständischen gegen eine viel schlimmere eintauschte! Jetzt aufhören, wo die Vertheidigung gehemmt und das reguläre Heer in Paris vielleicht beschäftigt war, gegen die Nationalgarde zu kämpfen? Und endlich! Sollte man mit Leuten, die sich gegenseitig todt schossen und von denen die eine

Hälfte vielleicht gar die Hülfe der Deutschen gegen die andere Hälfte anrufen würde, wie mit einer großen Nation unterhandeln! Das wäre in der That sehr gutmüthig! das wäre schon mehr als gutmüthig, das wäre dumm . . . ja toll!

Donnerstag früh wurde Herr von Bismarck zum König gerufen. Er diskutirte lange, fügte sich aber dann und kehrte nach seinem Quartier zurück, wo Herr Thiers ihn bald aufsuchte.

Er sprach nun zu diesem über die Unruhen in Paris, von denen der Unterhändler noch gar nichts wußte. Denn die regierenden Dilettanten, die sich mit den Aufständischen wieder ausgesöhnt hatten, hatten noch nicht einmal daran gedacht, ihrem Repräsentanten einen Parlamentär zu schicken, der ihm gesagt hätte: „Wissen Sie, es war nichts. Wir sind noch immer da und stärker als je." Das war ihnen viel zu einfach.

Ohne jede Nachricht, ohne zu wissen, ob die Leute, die ihm seine Instruktionen gegeben und ihm sein Mandat verliehen hatten, noch am Leben seien, wurde Thiers eine leichte Beute für den zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen Kanzler. Es genügte Letzterem, ganz neue Argumente vorzuführen, wie Herr von Moltke immer neue Truppen in's Treffen führte. Er verlangte feste militärische Garantien, ein bis zwei Forts. Das hieß Paris verlangen.

Herr Thiers vermochte den Ausdruck nicht zurückzuhalten: „Mais c'est une indignité!" Sogleich setzte Herr von Bismarck, in unerschütterlicher Ruhe, die

Unterhaltung in deutscher Sprache fort, bis sein Gegenüber, vollständig außer Fassung gebracht, ihm mit thränenerstickter Stimme zurief:

„Aber, Herr Graf, Sie wissen doch, daß ich kein Wort deutsch verstehe."

Und der Kanzler, der das Französische versteht und spricht, wie man es an der Akademie spricht, der in den Geist unserer Sprache eingedrungen ist, wie ein Professor der Grammatik, erwiderte:

„Ich mußte zu meiner Muttersprache zurückgreifen, da nur meine Unkenntniß Ihrer Sprache mich veranlaßt haben konnte, etwas zu sagen, was Sie eine „indignite" zu nennen belieben."

Er selbst hat diese Anekdote und die Lehre, die er dabei austheilte, seinen Vertrauten erzählt.

Herrn Thiers blieb nichts weiter zu thun übrig, als nach der Sèvres-Brücke zurückzukehren und mit Jules Favre zu konferiren, denn er hatte nicht Lust, nach Paris zu gehen, wo er seine Sicherheit gefährdet glaubte und welches er auch später, am 18. März, so eilig verlassen mußte. Er hatte schon zu dieser Zeit seine Vorsichtsmaßregeln getroffen und sein Hotel, sowie seine alten Dienstboten dem Polizeipräfekten Edmond Adam anempfohlen, der auch versprochen hatte, sich ihrer anzunehmen.

Herr Thiers war ein sehr geschickter Streber, ein sehr gelehrter Schriftsteller, ein sehr klarer Verallgemeinerer, aber er ist nie ein tüchtiger Raufbold gewesen; zum Beweis dafür möge — wenn ich mir einen Scherz

erlauben dürfte — dienen, daß er sich glatt rasirte, wie ein Schauspieler oder Geistlicher. Er liebte es, vom Kriege zu sprechen, aber nicht Krieg zu führen. Er liebte die Revuen, aber nicht die Kanonen- oder Flintenkugeln. Man ist eben nicht vollkommen! Und von seinem Standpunkte aus hatte er Recht. Die Leute, welche sich todtschießen lassen, haben hienieden keinen anderen Zweck, als das Glück der Advokaten und Rhetoren zu gründen. Nicht der Hund verzehrt das erjagte Wild! Und man kann doch nicht zu gleicher Zeit Hund und Jäger sein.

Also Herr Thiers kam nach Sèvres zurück und sprach Jules Favre. Die Regierung berathschlagte, verwarf den Waffenstillstand mit den erschwerenden Umständen, die Herr von Bismarck wünschte und schickte Thiers in die Provinz zurück.

Man darf nicht glauben, daß, wenn seine Mission geglückt wäre, die mittleren Klassen der Hauptstadt, die zahlreichsten und die einzig wirklich interessanten, darüber unzufrieden gewesen sein würden. Diese Klassen waren zu einem ehrenhaften Frieden ganz entschlossen und fingen an zu finden, daß die Belagerung doch schon recht lange dauerte; trotzdem waren sie bereit, wie sie es auch gethan haben, neue Angst und neue Entbehrungen zu erleiden, sobald sie glaubten, daß die Ehre ihnen gebiete, sich noch zu halten und daß noch nicht Alles verloren sei.

Der Waffenstillstand hätte nur wenigen Militärs mißfallen, die sich noch Illusionen machten; einigen

exaltirten Patrioten; einigen zähen Republikanern, die, nachdem sie zugegeben hatten, daß Frankreich durch das Kaiserreich zu Grunde gehen mußte, nicht zugeben konnten, daß die Republik es nicht retten müsse, und endlich die Kanaille vom 31. Oktober, die den Frieden nicht wünschte, denn sie kämpfte nicht gegen Preußen. Sie wurde ernährt, hatte nichts zu thun und liebte ihr Gewehr, weil sie sich daraus ein Instrument zur Befreiung, zum Genuß und zur Faulheit zu machen hoffte.

Ich hätte bald die Krämer vergessen, die ihre Vorräthe noch nicht abgesetzt hatten, die sie versteckten, um eine Preissteigerung zu erzwingen und die von dem Gerücht des Waffenstillstandes genöthigt wurden, sie auszulegen und billiger zu verkaufen. Alles, was nicht verkauft wurde, verschwand in den Kellern am Tage, an dem der Waffenstillstand zurückgewiesen wurde, um erst wieder hervorgeholt zu werden, wenn es mit Gold aufgewogen wurde. Diese braven Leute wollen Patrioten sein, aber unter der Bedingung, daß der Patriotismus den Geschäften nicht schade.

Wieviel Menschen glauben, sie sagen: Ich liebe mein Vaterland sehr, wenn sie in Wahrheit sagen: Ich liebe mich selbst sehr!

Daher ist die Regierung stets die beste, die mit den Interessen des Vaterlandes die größte Zahl persönlicher und privater Interessen zu verbinden weiß.

Dann betet man sein Vaterland, indem man sich in ihm anbetet, so sehr an, daß man sich oft so weit

vergißt, sich für dasselbe zu opfern. Und so geht Alles gut.

Man wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mich bestrebe, offen zu sein und Niemandem zu schmeicheln.

So werde ich denn ganz aufrichtig sagen, daß die Aussicht auf den Frieden, auf einen ehrenvollen, ernsten Frieden, dem die gewünschte Verproviantirung voranging, in meiner Seele und meinem Gewissen bei der Abstimmung des 3. Novembers nicht gering angeschlagen wurde. Man war nicht abgeneigt, eine Regierung zu verstärken, die den Frieden vorbereitete und mit Stimmzettelschlägen die Schaaren zu vernichten, welche schrieen: „Keinen Waffenstillstand!"

Es war eine seltsame, wunderliche, verworrene Abstimmung.

Am 31. Oktober handelte es sich, wie man sich erinnern wird, darum, zu den Stadtverordnetenwahlen zu schreiten, wie die Regierungspartei sagte; zu den Wahlen der Kommune, wie die Anderen sagten. So hatten es die Gemeindevorsteher, die im Rathhaus versammelt waren, beschlossen und die Regierung hatte eingewilligt. Es wurden sogar Anschlagezettel in diesem Sinne angeschlagen, die später desavouirt wurden.

Am nächsten Tage handelte es sich darum, sich mit Ja oder Nein darüber auszusprechen, ob die Wahlen bald stattfinden sollten oder nicht.

Am übernächsten Tage handelte es sich noch um etwas Anderes; die, welche die Regierung der nationalen

Vertheidigung zu behalten wünschten, sollten mit Ja, die Anderen mit Nein stimmen.

Ja! Nein! . . . Ich kannte das. Das war das Plebiszit . . .

Mein Gott, ja, das Plebiszit, in Szene gesetzt von den Antiplebiszitianern. Das Ja von den Anhängern des Nein erbeten. Bonaparte's Stiefel an den Füßen der Advokaten.

Es fehlte nichts daran, nicht einmal die Stimme der Armee.

Im Monat Mai hatte das kaiserliche Plebiszit das Unangenehme, Deutschland, unserm Rivalen, die Zahl unserer Soldaten, bis auf einen Mann, bekannt zu machen. Man hatte das lächerlich und gefährlich gefunden.

Im Monat November, also genau sechs Monate später, verrieth das republikanische Plebiszit, bis auf einen Mann, unserm Nebenbuhler, der zugleich unser Belagerer geworden war, die Zahl unserer Vertheidiger. Die Regierung, die aus denselben Leuten bestand, welche mit Recht im Mai die Abstimmung des Heeres dumm und gefährlich gefunden hatten, fand dieselbe Abstimmung im November klug und gefahrlos.

Man schritt am Donnerstag, den 3. November, zur Wahl.

Die Armee gab: 236,623 Ja und 9,053 Nein, das Volk: 321,373 Ja und 53,585 Nein ab.

Wie Napoleon III., erließ die Regierung eine Proklamation, um ihre Zufriedenheit auszudrücken und

dem Volke für sein Vertrauen zu danken! Es war bewundernswürdig.

Sonnabend den fünften ernannte man die Gemeindevorsteher, und ein gewisser Mottu, einer der Rädelsführer des 31. Oktober, ein Erzrevolutionär, erhielt unter Allen die meisten Stimmen.

Am nächstfolgenden Tage wurden die Beisitzenden gewählt. Eine große Zahl enthielt sich der Wahlen; die meisten dieser Magistratspersonen repräsentirten Minoritäten.

Ich wünschte, meine Leser hätten eine so gute Meinung von mir, daß sie es sich, ohne daß ich es ihnen sage, schon gedacht haben, daß ich an all' diesen verschiedenen Wahlkomödien nicht theilnahm. Das Wort ist vielleicht ein bischen stark, aber das schreckt mich nicht.

Es wollte mir nicht einleuchten, daß ich, der Offizier, einen Stimmzettel in eine Wahlurne werfen sollte, der gerade so viel Werth hatte, wie der meines kommandirenden Generals und des Soldaten, der mir die Stiefel wichste oder meine Pferde striegelte. Keine Macht auf Erden hätte mich zu einer Handlung veranlassen können, die ich als die dümmste und widerwärtigste aller Ungereimtheiten ansah.

Ich stelle mich in diesem Augenblicke auf den streng militärischen Standpunkt.

Wenn ich die Dinge als Bürger hätte ansehen wollen, hätte ich ebenso gehandelt. Mein Kopf weigert sich entschieden, einen politischen Mechanismus zu be-

greifen, der dem Willen eines Doktors der Rechte und eines ganz ungebildeten Menschen vollkommen gleichen Werth beilegt; ebenso für gleichberechtigt erklärt: den Willen Thiers und seines Concierge, den Victor Hugo's und seines Wasserträgers, den des Erzbischofs von Paris und eines Zolleinnehmers, meinen Willen und den meines Bedienten.

Eine Nation, deren Existenz auf solch antiwissenschaftlichem Ausgangspunkte, auf solch barbarischem Mechanismus beruht, ist eine absurde Nation, und es liegt in der Natur, daß nichts vorhält, was absurd ist. Es thut mir leid, aber es ist so.

Paris, durch die Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans von Neuem getröstet, sah ohne großes Bedauern seine Träume von Waffenstillstand und Frieden auf- und davonfliegen. Der kleine militärische und Regierungsschlendrian fing, nach der großen Erregung des 31. Oktober, wieder an.

Die Regierung hielt hochtrabende Reden und Sitzungen; der Gouverneur arbeitete und besuchte die Werkstätten; General Schmitz vertiefte sich mit Behagen in seine infernalische Arbeit, und wir Andern, im grünen Saal, wir empfingen Besuche, hörten deren Klagen an und erwiderten auf ihre Reklamationen.

Es gab unterdessen einige Veränderungen in dem hohen Regierungspersonal. Edmond Adam hatte seine Demission eingereicht, um nicht, trotz des gegebenen Ehrenwortes, an den Verhaftungen der Anstifter des Tumultes, die nach dem Plebiszit vorgenommen wurden,

theilnehmen zu müssen. General Tamisier hatte am 31. Oktober eine ziemlich klägliche Rolle gespielt. Ein Theil der Nationalgarde hatte revoltirt. Er hatte das Oberkommando über dieselbe und hatte sie nicht zu zügeln verstanden. Ein Theil von ihnen hatte ihn aus den Händen des anderen Theiles reißen müssen. Er gab das Kommando an Clement Thomas ab, der energischer zu sein schien. Derselbe hatte ein anderes Schicksal: Er wurde nicht von seinen Soldaten in Haft behalten: Er sollte von ihnen füsilirt werden.

Der geräuschvolle Arago sagte den Mitgliedern der nationalen Vertheidigung nicht mehr zu, seit er sie gebeten hatte, die Stadtverordnetenwahlen zu dekretiren, und seit er, vor ihren Augen, die dreifarbige Schärpe, das Symbol seiner Amtsthätigkeit, abgelegt hatte. Diese Herren verziehen ihm nicht, daß es ihm nicht gelungen war, für ihre Sicherheit im Rathspalast zu sorgen. Er wurde durch Jules Ferry ersetzt, den man für sehr energisch hielt und dessen Haltung gegenüber Edmond Adam, sowie seine militärische Rolle am 31. Oktober, ich schon erzählt habe.

Die Marschkompagnien der Nationalgarde wurden organisirt und verschiedene Rekognoszirungen um Paris herum ausgeführt. Dann wurde die große Affaire von Champigny vorbereitet.

Paris amüsirte sich unterdessen mit den Tauben und ihren mikroskopischen Depeschen, mit den Ballons und den Klubs, deren Redner heftiger und toller als je waren.

Es scheint mir jetzt an der Zeit zu sein, in einigen Zeilen eine Skizze von dem belagerten Paris zu entwerfen und zu erzählen, welch' neue Formen das innere Leben der Hauptstadt in diesen letzten Tagen des November angenommen hatte, in denen man ohne Uebertreibung sagen kann, daß die Belagerung auf ihrer vollen Höhe stand.

Vierzehntes Kapitel.

Paris. — Paris als Person. — Jeder ist Soldat. — Die Lebensmittel. — Die Rationen. — Queuemachen. — Hunde und Katzen. — Die Thiere des Jardin d'acclimatation. — Elephantenrüssel und Füße. — Waarenpreise. — Die Theater. — Das Gas und die Ballons. — Die Brieftauben. — Restaurants. Marketenderinnen und Krankenwärterinnen. — Ein Freund.

Unzweifelhaft übertreibt der Pariser die Bedeutung seiner Stadt und es ist zum Lachen, wenn er sie zum Mittelpunkt der Welt macht; aber man kann ihm eine ernste, tiefe, fest eingewurzelte Zuneigung zu dem Erdwinkel, den er bewohnt, nicht verargen. Wenn das erste dieser beiden Gefühle der Entschuldigung bedarf, hat das zweite keine Erklärung nöthig; denn Paris, ich gestehe es, hat Alles, was nicht nur den Maulaffen oder den Lebemann, sondern auch den Denker und Künstler verführen kann.

Wo findet man eine Stadt, die eine lebhaftere und charakteristischere, eine ausschließlich ihr gehörige Physiognomie hat? Die geeigneter wäre, den Pinsel oder die Feder zu reizen, den Traum zu locken oder die Neugierde anzustacheln?

Paris lebt, Paris hat ein Antlitz, Gesten, Gewohnheiten, Manien. Wenn man Paris kennt, ist es keine Stadt, sondern ein lebendes Wesen, eine Person, die ihre Augenblicke der Wuth, der Tollheit, der Dummheit, des Enthusiasmus, der Ehrlichkeit und Klarheit hat; wie ein Mensch, der manchmal bezaubernd und manchmal unausstehlich, aber nie gleichgültig ist.

Man liebt oder verwünscht ihn; er zieht an oder stößt ab, aber er läßt Niemand kalt.

Nichts würde also merkwürdiger und lehrreicher sein, als im Allgemeinen, wie im Detail, die tiefen Modifikationen zu schildern, die die Belagerung in das Leben und die Physiognomie dieses Kolosses brachte.

Unglücklicherweise würde ich dazu der Feder eines großen Literaten, unterstützt durch den Stift eines großen Künstlers bedürfen, und ich gestehe meine vollkommene persönliche Unzulänglichkeit, wie die des Rahmens ein, in dem ich das Bild aufrolle.

Ich will daher hier nur einige von den Bildern skizziren, die die Netzhaut meines Auges trafen und meine Aufmerksamkeit erregten, weil sie keine Aehnlichkeit mit den Dingen hatten, die ich bisher zu sehen gewohnt war.

Was beim ersten Blick in dem belagerten Paris auffiel, war die Menge der Uniformen. Jeder war Soldat und es waren wohl nur die Mitglieder der Regierung, die nicht wenigstens ein Käppi als Symbol des militärischen Kostümes aufsetzten. Selbst wenn keine Aktion angekündigt oder vorbereitet wurde,

wimmelten die Straßen, Boulevards und Plätze von Leuten, bei denen wenigstens die Knöpfe, wenn nicht der Schnitt der Kleider, an die Uniform erinnerten.

Man nähte einen rothen Tuchstreifen auf seine Hose, ein Dutzend blanke Knöpfe an einen Matrosenkittel oder eine Jacke, man setzte sich ein Käppi für dreißig Sous auf, man rasirte seinen Backenbart ab und man war Soldat, Vertheidiger des Vaterlandes. Alleinstehende Leute liefen mit ihren Gewehren umher, sich zu irgend einer Versammlung begebend; die Omnibusse durcheilten die Boulevards, so mit Gewehrläufen gespickt, daß sie Stecknadelkissen oder Stachelschweinen glichen.

In den Cafés und Restaurants dasselbe martialische Aussehen. Die Plätze, Kreuzwege und Festungswege dienten zu Exerzierplätzen, wo improvisirte Offiziere das wenige, was sie kaum wußten, Rekruten beibrachten, die noch gar nichts wußten.

Also jeder Mann war Soldat oder doch beinahe. Das heißt, ob guter Soldat, das ist eine andere Frage. Die Bürger, die Ladenbesitzer, die Beamten und die Aristokratie, die die Centrumsbataillone lieferten, thaten ihre Pflicht in gehaltener, ernster Weise. Was die Vorstadt- oder Volksbataillone anbetrifft, so würde ich lügen, wollte ich sagen, daß es gute Truppen waren und ich muß den Muth haben einzugestehen, daß sie sich im Allgemeinen schonten, so lange nur die Preußen zu bekämpfen waren, und daß sie sich, vom militärischen

Gesichtspunkt aus, nur dann ein wenig anständig betrugen, wenn das französische Heer ihnen gegenüber stand.

Es waren zu viele Taugenichtse in diesen Bataillonen und wenn ein solches Individuum nicht durch einen energischen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren im Zaum gehalten wird, genügt ein einziges, eine ganze Kompagnie in Unordnung zu bringen, da ihr besagter Taugenichts zu gleicher Zeit zum Amüsement und zur Zerstreuung dient.

Man kämpfte nicht alle Tage, man bezog auch nicht alle Tage die Wache; aber man aß täglich und die Frage der Subsistenzmittel war gleichzeitig die wichtigste aller Fragen und die, welche mehr als jede andere, der Physiognomie von Paris ihren Stempel aufdrückte.

In den Tagen, von denen ich spreche, war schon eine strenge Kontrolle der täglichen Rationen eingeführt; sie hätte freilich schon am Tage nach der Cernirung auferlegt werden müssen, aber damals glaubten die Regierenden, die die Proklamationen erließen, nicht, daß die Belagerung von langer Dauer sein könne. Erst viel später dachte man daran, sich so lange als möglich zu halten, um so viel Deutsche, als man konnte, um Paris herum zur Unbeweglichkeit zu nöthigen und damit dem jungen Diktator beizustehen, der Regimenter aus der Erde stampfte.

Man dachte daher erst an bestimmte Rationenvertheilung, als es zu spät war. Hätte man diese Maßregel bei Zeiten angewendet, so hätte man sich vielleicht

einen Monat länger halten können, denn das steht fest, beim Beginn der Belagerung wurde viel Mehl vergeudet.

Die Einführung der Rationen legte auch die Verpflichtung auf, vor den Schlächter- und Bäckerläden Queue zu machen. Jeder Haushalt hatte eine von den Gemeindevorstehern ausgefertigte Karte erhalten, die sein Anrecht auf so und so viel Gramm Fleisch oder Brod feststellte. Das Mädchen oder auch die Hausfrau, die junge Tochter, das Kind, standen stundenlang im Regen oder Schnee, vor Kälte zitternd und mit nassen Füßen vor der Ladenthüre. Gott weiß, zu wie viel Lungenentzündungen, Schwindsucht und Rheumatismus hier der Grund gelegt wurde. Die unglücklichen Weiber ertrugen, ohne sich zu rühren und ohne sich zu beklagen, diese Anstrengungen, die ihre Ausfälle waren. Ueberhaupt gaben die Frauen während der ganzen Belagerung den Männern ein gutes Beispiel, was Muth, Entsagung, Selbstverleugnung anbetrifft, welches diese nicht immer nachahmten.

Es war ein herzzerreißendes und rührendes Schauspiel, diese langen Reihen von Frauen, fast alle in schwarzen Gewändern, vor der Thüre der Lieferanten stehen und von den Nationalgardisten zurückgehalten zu sehen, mit denen sie anfangs noch scherzten und lachten, bis das Leiden und die Kälte ihre Heiterkeit verstummen machten, ja oft Thränen hervorriefen.

Nach und nach leerten sich die Magazine wieder. Die eiligst vor der Belagerung eingekauften Reservevorräthe erschöpften sich und während die kleinen, die

Milch entbehrenden Kinder in Massen starben; während andere, von süßem Wein und Brod ernährten Kleinen rhachitisch wurden, zerbrachen sich die Erwachsenen den Kopf, wie sie die zugemessenen, schmalen Bissen, die die Behörde gestattete, ergänzen und vermehren könnten.

Es wurden Hunde- und Katzenschlächtereien eingerichtet. Rattenpasteten erschienen auf der Bildfläche. Katzenfrikassee ist nicht übel und um von den Dächern in die Bratpfannen zu spazieren, wartet dieses unglückliche Thier nicht immer erst die Ankunft der Preußen ab. Ein junger und wohlgenährter Hund ist ein ganz erträgliches Essen. Und die Ratte, der Kloakenausräumer, steht — wenn sie sehr groß und fett ist, wenn sie mit viel Pfeffer und Muskat zubereitet wird, mit Ausnahme eines leichten Moschusduftes — einer Entenpastete nicht sehr nach.

Die Ratten in Paris haben gewisse Lieblingsorte, wie z. B. die Nachbarschaft der Restaurants und Hotels. Aber das wahre Paradies für sie ist der Botanische Garten, wo sie den seltenen Thieren und dem Geflügel die administrative Nahrung streitig machen. Der Aufenthalt im Jardin des Plantes wurde ihnen in dieser Zeit verhängnißvoll, denn die Beamten des Museums machten wahre Hekatomben von ihnen, die sie verspeisten.

Die Tischgenossen der Ratten, d. h. die Thiere der Menagerie, welche einen bedeutenden Werth repräsentirten, waren durch die Sorge des Verwaltungsrathes, den Milne-Edwards leitete, mit hinreichenden Vorräthen versehen, um die Entbehrungen der Belagerung zu über-

stehen. Es gab Heu genug für die Pflanzenfresser, Getreide für das Geflügel und auch den Fleischfressern fehlte es nicht an saftigen Rosinanten, da bei der Uebergabe von Paris noch mehr als dreißigtausend Pferde vorhanden waren.

Aber, wenn sie auch zu leben hatten, so hatten sie doch kein Heim, und bei Beginn der Belagerung kamen die Thiere des Jardin d'acclimatation, die aus dem von Granaten durchwühlten Bois de Boulogne vertrieben wurden, ihre Mitbrüder um Gastfreundschaft bitten.

Das ging aber nicht lange und man mußte sich dazu entschließen, um die Mitte des Oktober, die Neuangekommenen zu opfern.

Hier folgt eine Tabelle der verkauften, geschlachteten und verzehrten Thiere, die, wie ich glaube, noch ungedruckt und — dessen bin ich sicher — merkwürdig und interessant ist. Ich verdanke sie der Liebenswürdigkeit des Herrn Geoffrey-Saint-Hilaire, des Direktors des Jardin d'acclimatation.

Datum der Verkäufe.	Namen der Käufer.	Art der Thiere.	Preis.
1870.			Francs.
Oktober 18.	M. Courtier	1 Zwergzebra	350
„ 18.	—	2 Büffel	300
„ 23.	M. Lacroix	2 Hirsche (Cervus Aristotelis)	500
„ 23.	—	12 Karpfen	150
„ 24.	M. Deboos	2 Yacks (Büffelart)	390
„ 25.	M. Groszos	3 Gänse	60
„ 27.	M. Lacroix	1 kleines Zebra	400
„ 28.	M. Bignon	1 Partie Hühner, Enten ꝛc.	862
„ 31.	M. Deboos	1 Partie Enten	115
Novemb. 3.	M. X. . .	11 Kaninchen	100
„ 17.	M. Deboos	2 Rennthiere	800
„ 21.	—	2 Nylgau-Antilopen	1000
„ 22.	M. Lacroix	1 Axis-Hirschkalb	300
„ 26.	M. Deboos	2 Wapitihirsche	2500
Dezemb. 9.	—	1 Nylgau-Antilope	650
„ 15.	—	2 Kameele	4000
„ 15.	—	1 Yackkalb	200
„ 20.	—	2 Kameele	5000
„ 29.	—	2 Elephanten	27000

Man wird mir sicher glauben, wenn ich behaupte, daß sich in den Pariser Schlachthäusern keine Tradition über das Schlachten von Elephanten vorfand und daß man daher einen Augenblick in Verlegenheit war, wie man diese beiden Riesenthiere, Castor und Pollux, in Schlachtfleisch verwandeln sollte.

Herr Devisme, der Waffenschmied, kam mit einem Karabiner und einer Explosivkugel, die das Thier zerschmettern sollte. Die Kugel drang in Castors Körper ein, der aber nicht zerschmettert wurde. Es stellte sich nur eine sehr starke Blutung ein, die indessen lange dauern konnte, ohne den Tod herbeizuführen. Das an fortwährende Sorgfalt gewöhnte Thier schien überzeugt zu sein, daß seine Wunde von einem Zufall herrührte und that mit der größten Folgsamkeit, was seine Henker von ihm verlangten.

Man schoß ihm nun mit einem Chassepot eine Spitzkugel in's Gehirn. Castor brach zusammen, aber erst eine dritte Kugel machte seinem Leben ein Ende.

Pollux leistete geringeren Widerstand; er wurde von einer aus nächster Nähe hinter ein Ohr geschossenen Kugel getödtet.

Die Elephanten und viele andere Thiere wurden, wie man eben gesehen hat, von Herrn Deboos, dem Besitzer der englischen Schlächterei auf der Avenue Friedland, gekauft. Dieses Etablissement war während der Belagerung eine Art Sehenswürdigkeit geworden. Es machte kolossale Geschäfte, ohne daß es dabei großen Gewinn zu erzielen suchte. Es blieb bis zuletzt mit

wunderlichen, appetitlichen Fleischsorten versehen, so daß die schlecht genährten Nationalgardisten oft, wenn sie auf die Festungswälle zogen, durch ihr Geschrei und ihre Verhöhnungen gegen die gastronomischen Reichthümer Protest einlegten, die an den Fleischhaken aufgehängt waren. Ja, es ging so weit, daß der Maire des Bezirks, Herr Carnot, und sein Adjunkt Herr Denormandie, Maßregeln für die Sicherheit dieser Schlächterei treffen mußten.

Das Elephantenfleisch wurde mit 50 bis 60 Fr. das Kilogramm verkauft. Ein Kilogramm vom Rüssel wurde mit 80 Fr. bezahlt. Der Rüssel und die Füße wurden übrigens von den Feinschmeckern für ein köstliches Gericht erklärt.

In demselben Hause wurde ein Wurf junger Wölfe mit 24 Fr. das Kilogramm weggekauft. Das Fleisch derselben war weich und ohne Konsistenz.

Das Thier, welches Herrn Deboos am theuersten zu stehen kam, war ein lebendes Lämmchen, welches 25 Pfund wog und welches ein Franktireur den Vorposten gestohlen hatte. Es wurde mit 500 Fr. bezahlt.

Das Fleisch des Yack wurde einstimmig allem anderen vorgezogen und für ganz ausnahmsweise vorzüglicher Qualität erklärt.

Die Schlächterei verkaufte kein Pferdefleisch, aber sie wußte sich Füllen zu verschaffen, die unter der Etikette Elennthierfleisch ausgelegt wurden. Die Konsumenten erklärten das Elenn für saftig und schmackhaft.

Das Fleisch der Kasuare wurde vom Baron Rothschild, einem guten Kunden der Schlächterei, gekauft, und fast alle Papageien wurden von Arsène Houssaye und Dr. Ricord gegessen.

Ich lasse noch einige Preise aus den Büchern Herrn Deboos folgen:

Bezahlt für 2 kleine Wildschweine . . .	1200 Fr.
Kasuar aus Neu-Holland	200 „
Bär	500 „
2 Gänse und 7 Stück diverses Geflügel .	155 „
Bezahlt für 2 junge Wölfe und 1 Hindin aus Boulogne	570 „
2 Stachelschweine	100 „
1 Känguruh	100 „
1 „	150 „
1 großer Kasuar	600 „

Ich finde noch, auf die Elephanten bezüglich, einen Brief von Herrn Geoffroy Saint-Hilaire an den großen englischen Schlächter vor, den ich hier abschreibe.

Paris, den 26. Dezember 1870.

Herrn Deboos!

In den Zeiten, in denen wir jetzt leben, weiß Niemand, wie bald er sterben wird; daher darf man seine Geschäfte nicht auf leere Luft basiren.

Meine Verantwortlichkeit gegenüber der Gesellschaft, die ich vertrete, würde mir nicht gestatten, Ihnen die Elephanten auszuliefern, ohne den Betrag dafür einge-

zogen oder wenigstens irgend einen Besitztitel in Händen zu haben. Sie werden mich daher verbinden, wenn Sie, falls Sie morgen die Ablieferung meiner Thiere, bevor ich von der Wache gekommen bin, wünschen, dem Aufseher Blondel einen an mich gerichteten Brief übergeben, in welchem Sie mir mittheilen, daß Sie mir den Preis für die beiden Elephanten, im Betrage von siebenundzwanzigtausend Francs, Donnerstag den 29. Dezember Morgens, einhändigen werden. Auf diese Weise, mit einem Dokument in Händen, wird meine Verantwortlichkeit gedeckt sein.

Nehmen sie mir diese Zeilen nicht übel; ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, aber Geschäft ist Geschäft.

Ich grüße Sie herzlich.

Unterzeichnet: Geoffroy Saint-Hilaire.

Hier folgt noch eine sehr genaue Preis-Tabelle über die damaligen Lebensmittel, am Ende der Belagerung:

1 Kg.	Pferdefleisch	20 Fr.
1 „	Hundefleisch	8 „
1 „	Schinken	80 „
1	Katze	15 „
1	Kaninchen	50 „
1	Truthahn	150 „
1	Ei	5 „
1	Ratte	2 „
1	Taube	15 „
1 Kg.	Butter	160 „
1 Liter	Bohnen	8 „

1 Scheffel Gelbrüben	75	Fr.
1 „ Kartoffeln	35	„
1 „ Zwiebeln	80	„
1 Kohlkopf	16	„
1 Lauch	1	„
1 Sellerie	2	„
1 Schalotte	0,50	„
Frisches Holz, 100 Kg.	20	„

Aus dem oben angeführten Brief des Herrn Geoffroy Saint-Hilaire kann man schließen, daß kein Kredit gegeben wurde, und so war es auch. Alles wurde baar bezahlt. Aber dafür hatten Schuldner und Gläubiger einen Waffenstillstand geschlossen. Hauseigenthümer und Miether hatten eine Einstellung aller Feindseligkeiten unterschrieben, die von den Concierges gegengezeichnet waren. Und die Bankboten exerzirten, anstatt mit ihren Brieftaschen, aus denen die Accepte herauskamen und in die die Bankscheine hineingestopft wurden, von Thür zu Thüre zu gehen, als alte, tapfere Bursche, die sie fast alle sind, zu einem glänzenden Bataillon formirt, welches die Bank nicht nur während der Belagerung, sondern auch noch während der Kommune beschützte.

Während die Glücklichen dieses Jahrhunderts, die reichen Käuze, wie die Mohikaner speisten und in Paris kulinarische Hülfsmittel entdeckten, wie sie die kühnen Fallenjäger in den Urwäldern finden, überlasse ich es dem Leser sich auszudenken, welche Küche man in den

kleinen Restaurants, den Bouillon- und Milchhandlungen führte.

Nur einige große Restaurants hatten sich ihre aristokratische Kundschaft bewahrt: das Café Anglais, Bignon, Voisin und Durand.

Im Café Anglais aß man die letzten Bissen Weißbrod. Man knetete in den Kellern Brod. Voisin zeichnete sich durch die appetitliche Art aus, mit der er die Dinge umzugestalten wußte.

In den Cercles wetteiferten die Mundköche vor Eifer und Erfindungsgeist miteinander. Der Tisch der Klubs war eine köstliche Zuflucht für viele Pariser, die ihre Familien in Sicherheit gebracht hatten und nun zurückgekehrt waren, um als Junggesellen an den Mühen und Aufregungen der Belagerung theilzunehmen. Die Preise für die Mahlzeiten waren nur unbedeutend aufgeschlagen und man konnte sich satt essen, ohne in einer Woche die Mitgift seiner Frau auszugeben.

Daher waren die Bewerbungen um Aufnahme zu den großen Cercles auch sehr zahlreiche; sie wurden aber in den meisten Fällen abschlägig beschieden, weil die alten Mitglieder die Kasse, die den Tisch subventioniren mußte, nicht zu sehr mit Schulden belasten und die aufgespeicherten Vorräthe nicht zu rasch erschöpfen wollten.

Im Jockey-Klub wurden zahlreiche Aufnahmen zugelassen. Ich glaube, der Kampf darum ist interessant in der Erinnerung. Man nahm im Januar 1871 auf:

Den Fürsten von Clermont-Tonnerre; die Herren E. Blount, Arthur O'Connor, den Baron Brunet, den Baron J. N. v. Rothschild, den Grafen v. Kergariou, den Vicomte de la Londe, den Vicomte d'Haussonville, Richard Wallace, den Grafen de Quinsonas, den Grafen de Vigneral, den Vice-Admiral La Roncière le Noury, Charles Haas, Jules Bégé, Edgar Passy, den Vicomte Edmond de la Panouse.

Will man jetzt wissen, was die Mittagsgäste des Jockey-Klub speisten? Hier ist das Menu vom 1. Januar 1871:

Brodsuppe.

1. Gang:

Roastbeef, Huhn mit Reis.

2. Gang:

Spinat mit Brühe, Johannisbeer- und Vanilleneis.

Das war nicht zu schlecht nach einer dreieinhalbmonatlichen Belagerung, nicht wahr? Aber es war mager, wenn man es mit den gewöhnlichen Menus der Klubs vergleicht. Daher lasse ich, eben zur Vergleichung, auch das Menu vom 1. Januar 1884, welches normal war, folgen:

Speise-Zettel des Jockey-Klub vom 1. Januar 1884:

Suppe:

Kraftbrühe mit Setzeiern.

1. Gang:

Seezungen à la Colbert.

Ochsenschwanzstück à la flamande.

Hühnerragout à la chasseur.

2. Gang:

Rehkeule mit Pfeffersauce.
Rahmkartoffeln.
Pfannkuchen mit Aprikosen.

Dessert.

Birnen, Aepfel.
Konfekt, kleine Kuchen.

Da ich gerade vom Jockey-Klub spreche, wird man mir, hoffe ich, gestatten, einer kleinen Anwandlung kameradschaftlichen Stolzes Ausdruck zu geben und, Küche und Viktualien bei Seite lassend, mir erlauben, daran zu erinnern, daß acht Mitglieder dieses großen und vornehmen Klubs dem Feinde gegenüber fielen. Hier folgt das ruhmvolle Verzeichniß derselben:

Graf Robert de Vogué, Hauptmann im 1. Spahi-Regiment, am 6. August, Schlacht bei Reichshofen.
Guy Dubessey de Contenson, Oberst des 5. Kürassier-Regiments, am 30. August, Gefecht bei Mouzon.
François Fiévet, Oberst des 16. Artillerie-Regiments, am 1. September, Belagerung von Straßburg.
Vicomte de Rafelis de Saint-Sauveur, Hauptmann im 3. Zuaven-Regiment, am 1. September. In der Schlacht bei Reichshofen tödtlich verwundet.
Louis Armand Le Sergeant d'Hendrecourt, Hauptmann im Generalstab, am 1. Sept., Schlacht bei Sedan.
André Picot, Graf von Dampierre, Kommandant des 1. Mobilgardebataillons de l'Aube, am 13. Okt. Gefecht bei Bagneux.

Vicomte de Grancey, Oberst des Mobilgarderegiments de la Côte-d'Or, am 21. Dezember. Schlacht bei Champigny.

Charles d'Albert, Herzog von Luynes und Chevreuse, Hauptmann und Adjutant im 1. Mobilgardebataillon de la Sarthe, am 2. Dezbr., Gefecht bei Loigny.

Nachdem ich von dem noch ziemlich behaglichen Leben der reichen Bürger gesprochen habe, sollte ich eigentlich, um dem Gesetz von den Gegensätzen zu genügen, mit schwarzen Farben, mit düsterer Gewalt, die Existenz der Armen, des Arbeiters ohne Arbeit, des Bettlers ausmalen. Das würde mir aus einem sehr stichhaltigen Grunde schwer fallen. Denn die Periode der Belagerung von Paris war sicher die Zeit in unserer Geschichte, in der es am wenigsten Bedürftige gab. In der That, der Staat bezahlte und ernährte jeden gesunden Mann, sein Weib und seine Kinder, und die öffentliche Wohlthätigkeit, das heißt abermals der Staat, sorgte für die Uebrigen.

Durch die Macht der Dinge wurde Paris zu dieser Zeit eine Art großer nationaler Werkstätte und man wird mir nicht ausreden, daß, wenn die nationalen Werkstätten von 1848 die Junitage verursachten, die erzwungene und besoldete Müßigkeit der Belagerung viel bei der Genesis der Kommune mitgewirkt hat.

Um so mehr als Wein und Branntwein die einzigen Dinge waren, von denen es so viel gab, daß sie nicht in Rationen ausgetheilt wurden. Die Nationalgardisten wußten sich das schon zu Nutze zu machen und Jeder

weiß, daß während dieser Zeit ungeheure Massen Alkohol konsumirt wurden. Wenn man die fortwährenden Aufregungen der Klubs hinzufügt; das Fieber, welches die unwahrscheinlichen Depeschen und die obligatorisch brennenden Proklamationen, die von Zeit zu Zeit in das Volk einschlugen; die beständigen Abwechslungen und das Schwanken zwischen Begeisterung, Zorn, Täuschungen und Hoffnungen; die Unruhe, die sich der Gemüther durch stets neue Schauspiele, Entsetzen auf festes Vertrauen folgend, bemächtigte; die Gehirnerschütterung, die durch das in den letzten Tagen nicht endende Brüllen der Kanonen hervorgebracht wurde, als das Bombardement begann; die unaufhörliche Unruhe — so hat man die Elemente des Zustandes, den man den Belagerungswahnsinn genannt hat.

Und den wirklichen Parisern, die ihr Viertel kannten, die durch feste Beziehungen zu einander einen Halt fanden, ging es noch ganz gut; aber was soll man von den Unglücklichen sagen, die vor der Invasion geflohen waren und sich nun nach Paris begeben hatten, ohne dort irgend Jemand zu kennen? Und nun gar die armen Teufel, die das Bombardement aus der Heimath verjagt hatte und die von den Granaten nach dem Mittelpunkt getrieben waren?

Man hatte für all diese Leute leere Wohnungen requirirt; einige derselben enthielten noch ihre ganze elegante Ausstattung, denn sie waren für gewöhnlich von vornehmen Familien bewohnt. Man kampirte in wundervollen Salons. Man zog, zwischen mit Atlas

tapezierten und goldenem Gesims verzierten Wänden, Leinen, auf denen man Wäsche, oder die Windeln der Säuglinge trocknete. Man röstete Pferdefleisch in Porphyrkaminen. Und diese verängstigten Flüchtlinge wußten sich in den unbekannten Straßen nicht zurecht zu finden; sie blieben da, ohne zu denken, ganz bestürzt, ja ohne recht zu wissen, wo sie sich befanden und wie es eigentlich um sie stand.

In diesen ersten Dezembertagen war Paris bei Nacht — und die Nacht bricht im Dezember früh herein — ganz dunkel.

Die Gasgesellschaft, die Herr Camus so gewandt leitete, hatte gethan was sie konnte. Sie hatte zuerst noch große Brennstoffvorräthe aufgespeichert, aber wie viel verbrauchten auch die 800,000 Gasflammen, welche auf den Straßen von Paris brennen und dazu noch die Tausende, die in Privatlokalen angezündet werden? Diesen wurde zuerst die Beleuchtung entzogen, dann wurden die angezündeten Straßenlaternen immer seltener. In einige setzte man Petroleumlampen, in andere Wachskerzen hinein; aber die meisten blieben dunkel und vergrößerten die Riesenschatten, die sich über die Stadt ausbreiteten.

Paris ohne Gas ist furchtbar. Wenn man über Land geht, sei es auch so schwarze Nacht wie in einem Backofen, so hat man doch das Gefühl, daß Alles der Ruhe pflegt, daß Alles um einen herum schläft. In Paris ist das aber ganz anders. Im Schweigen und der Dunkelheit der Nacht hat man das Gefühl,

als ob etwas Ungeheures und Krankhaftes sich um einen herum bewege. Man fühlt entschieden etwas wie Entsetzen. Man könnte sich in einem Keller glauben, umgeben von verdächtigem Rascheln, dumpfen Klagetönen, offenen Fußangeln, bis der Schreck einem jede Bewegung raubt und man fühlt, daß die Haare sich sträuben und weiß werden.

Je mehr die Gasgesellschaft die Beleuchtung einschränkte, desto mehr widmete sie sich der Organisirung eines Bataillons, das aus dem unbeschäftigten Personal gebildet wurde; allmälig wurden sogar zwei Bataillone daraus, die merkwürdig gut organisirt waren.

Ferner schonte sie ihre Vorräthe an Brennmaterialien, um der Füllung der Ballons gewachsen zu sein und genug Ersatz für das Ausströmen des Gases in dem System der Leitungen zu haben.

Alle Welt kennt die Geschichte der Ballons während der Belagerung. Auf der Place Saint-Pierre, am Montmartre, wurde der Schuppen für sie errichtet und der erste, der am 12. September aufstieg, war ein Ballon captif von 1200 cbm., welcher als militärisches Observatorium dienen sollte und den man mit dem ersten Packet Briefe am 24. September losließ.

Was die Kompensation für das Ausströmen in den Leitungen anbetrifft, so war sie von der äußersten Nothwendigkeit und zwar aus folgendem Grunde. Man weiß, daß das Leuchtgas Brenn- aber nicht Knallgas ist; es bildet sich eine detonirende Mischung nur, wenn es in gewissem Verhältniß mit der Luft in Berührung tritt.

Um diese Berührung zu vermeiden, müssen die Leitungen immer voll sein. Demnach braucht man nicht zu fürchten, was viele während der Belagerung thaten, daß einmal ein Viertel in die Luft gesprengt werden würde, weil ein Gasometer explodiren könnte.

Zunächst explodirt ein Gasometer nicht. Das Gas, welches er enthält, verbrennt in einer riesigen Feuergarbe, wenn man es anzündet, und das ist Alles. Ein Beispiel dafür ist: Eine deutsche Granate zersprang in einem Gasometer. Das Gas brannte und entwich in einigen Sekunden, wie ein gigantisches, flammendes Meteor durch die Oeffnung, die die Granate gemacht hatte und dabei blieb es. Eine andere Granate platzte in einem anderen Gasometer und diesmal hat sich das Gas gar nicht entzündet. Die Gasarbeiter hatten in jedem Gaswerk Platten von vernietetem Eisenblech präparirt, um damit die durchlöcherten Stellen zu ersetzen. Diese Vorsichtsmaßregeln sind angewendet und sogar Reparaturen unter dem Feuer gemacht worden.

Es wäre ungerecht, nicht die Errichtung einer Ambulanz zu erwähnen und die großmüthigen pekuniären Opfer, die die Vertheidigung der Hauptstadt der mächtigen Pariser Gasgesellschaft verdankt.

Ich habe eben von den Ballons gesprochen und dabei fallt ihr mir ein, ihr armen kleinen Boten, ihr gebrechlichen Geschöpfchen, die ihr unter eurem Flügel so viel Freude, Trauer, Hoffnungen und Schmerzen getragen habt — ihr Brieftauben, die ihr von der Taube Noah's abstammt und wie jene von der Arche

ausflogt, deren Noah Trochu war; die ihr aber leider nicht, wie jene, mit einem Oelzweig im Schnabel die Nachricht brachtet, daß die Sintfluth zu Ende sei, daß die Wasser wieder in ihr Bett zurückträten und der Deutsche in sein, auf Kosten des unserigen vergrößertes Vaterland heimkehrte.

Wenn ihr im Alterthum gelebt hättet, ihr tapferen kleinen Stafetten, so würde man euch Altäre errichtet, oder wenigstens, wie in Venedig, einen Zufluchtsort eröffnet haben. Ihr seid nicht nur treu gewesen; nein, ihr waret auch heroisch, denn oft hat man eure kleinen Körperchen erfroren am Fuße der Bäume gefunden, auf denen ihr in jenen furchtbaren Nächten Schutz suchtet, als das Quecksilber fünfundzwanzig Grad unter Null gesunken war.

Aber wir Menschen sind ebenso undankbar, wie eitel. Frankreich hat euch, ihr Brieftauben, behandelt, wie es seine großen Männer behandelt! Nicht allein, daß es euch vergessen hat — aber wie viele von euch haben ihre Heldenlaufbahn in der Kasserolle beendet, während eure Söhne durch den täglichen Transport der versaillischen Albernheiten entehrt wurden!

Ich gestehe es ein, ich bin Chauvinist, oder, wenn man will, dumm genug, daß ich seit vierzehn Jahren keine Taube mehr gegessen habe.

Wenn also ein Ballon aufstieg, führte er an Stricken hängende Körbe mit, in denen sich zahlreiche Brieftaubenpärchen schnäbelten. Wenn der Ballon den Deutschen entging, wenn in Folge davon die Tauben

nicht mit Sauerkraut und Würstchen zubereitet wurden, brachte er sie nach dem Sitz der Regierung, und dort wurden sie auf folgende Weise mit Depeschen beladen:

Der Schwanz dieser Vögel besteht aus neun großen Federn: auf der mittelsten Feder befestigte man eine kleine Federspule, in welcher die Depesche, die auf einem ganz feinen Stückchen Papier geschrieben und durch einen photographischen Apparat unendlich verkleinert war, zusammengerollt lag.

Die Reduktionskraft der angewendeten Apparate war derart, daß die vier Seiten des Journal offiziell von Tours oder Bordeaux auf einem Stückchen Papier, von der Größe einer Freimarke, Platz hatten. Auf diese Weise trug eine Taube bis zu zwanzigtausend Privatdepeschen, was einer Wagenladung von gewöhnlichem Papier, mit gewöhnlicher Schrift, entspricht.

Sie wurde losgelassen, schwang sich in die Luft empor, folgte dem Winde und richtete sofort ihren Flug nach Paris. Wenn sie nicht unterwegs erfror, wenn sie nicht von den preußischen Gewehren getroffen wurde, gelangte sie nach Paris und trat in ihren Taubenschlag ein, indem sie mit dem Köpfchen eine kleine Fallthüre hob, die hinter ihr zufiel und sie zur Gefangenen machte. Dann hatte man nur die Federspule abzulösen, die man der Post überbrachte.

Das kleine Stückchen dünnen Papiers sah, wegen der Feinheit der Schriftzüge, ganz wie ein Fetzen grauen Papiers aus. Man legte es in einen Apparat mit Vergrößerungsgläsern, durch den ein Strahl elek-

trischen Lichtes durchgeleitet wurde und nun wurde die Depesche auf der Wand, in ungeheurer Größe, mitten in einem Lichtfeld von mehreren Quadratmetern, reflektirt.

Dieser Wand gegenüber saßen zwanzig Beamte an einem Tische und schrieben die Depeschen auf so viel losen Blättern, wie nöthig und dann übergab man sogleich der Regierung, wie den Privatpersonen, die angekommenen Telegramme, die auf gelbem Papier geschrieben waren und ein kleines gedrucktes Rechteck mit den Worten: „Dienstliche Anzeige" trugen. Darunter stand, von der Feder der Beamten, das Wort: „Taube."

Der größte Theil der Brieftauben wurde der Regierung von N. Cassier geliefert, welcher am 27. Oktober selbst eine große Zahl dieser kleinen Sendboten im Ballon entführt und dann eigenhändig in Freiheit gesetzt hatte.

Im Juli 1871, das heißt sechs Monate nach der Belagerung, war ich so neugierig, ihn zu fragen, was aus diesen Tauben geworden sei. Er erwiderte mir, daß ihm von allen nur vier geblieben seien. Die anderen, mehr als zweihundert, waren den Anstrengungen erlegen.

Ich lasse einen Auszug aus dem Briefe, den er mir schrieb, folgen:

Dies ist das Verzeichniß der Tauben, welche die Strapazen der Flüge überlebt und für die Regierung, seit dem letzten September, wo ich sie dem General

Trochu für die nationale Vertheidigung anbot, Dienst gethan haben.

1) Ein rothes Männchen, welches von Herrn von Kératry von Paris mitgenommen war und um die Mitte des Oktober (ohne offizielle Serie) zurückkam.

2) Ein rothes Weibchen, von Tours am 19. Dezember 1870 losgelassen, Träger der offiziellen Depesche Serie Nr. 36; in Paris angekommen am 20. Dezember.

3) Ein blaues Weibchen, von Saint-Pierre-des-Cors, am 12. oder 13. Januar, mit Depesche Serie 45, abgegangen.

4) Ein gefleckes Weibchen, von Saint-Maur am 18. Januar, bei fürchterlichem Wetter, losgelassen und am 21. Januar angekommen. Diese Taube Nr. 4 schließt die Serie der offiziellen Depeschen; sie ist die letzte, die während der Belagerung in Paris ankam.

Da Paris ohne Gas war, ging es in diesem unvergeßlichen Winter früh schlafen; aber von Zeit zu Zeit fand es doch noch Mittel in's Theater zu gehen und die Gasgesellschaft zündete hie und da noch einige Lampen vor den Schauspielern an.

Die Comédie-Française spielte während der ganzen Belagerung, wenigstens zweimal wöchentlich, ihr gewöhnliches Repertoir. Die Künstler der Opéra, die sich zu einer Gesellschaft vereinigt hatten, gaben einige Bruchstücke. Andere Theater, besonders la Porte-Saint-Martin öffneten ihre Pforten den Wohlthätigkeitsvorstellungen. Es handelte sich bald darum einer Ambulanz beizustehen, bald eine Kanone zu gießen, einem

Bataillone oder einer Künstlergesellschaft die Mittel zu liefern, ein gutes Werk zu thun und so spielte man ein Schauspiel oder Lustspiel, mit Zwischenspielen.

Die Châtiments von Victor Hugo bildeten ein fast obligatorisch gewordenes Zwischenspiel. Ich muß gestehen, mir gefiel es nicht, diese haßerfüllten Lieder in dem dunkeln und von der Hand des Feindes erdrückten Paris zu hören. Aber alle Welt begeisterte sich an dieser Poesie und wieder hörte ich, wie früher, als ich ein Kind war, unfehlbar ein Fräulein girren „Petite fleur des champs", wie ich später millionenmal die „Feuilles mortes" genossen habe. Auch war ich sicher, so oft ich mich in's Theater oder Concert verirrte, einen düsteren Herrn vortreten zu sehen, welcher wild die Augen rollend, deklamirte:

L'enfant avait reçu deux balles dans la tête.

Und während man in Mitleid zerfloß über die beiden Kugeln, die sich in den Kopf des erdichteten Kindes verirrt hatten, zerrissen die deutschen Granaten einige hundert Meter davon leibhaftige Kinder.

Ich erinnere mich noch folgenden Brief von rührender Kürze erhalten zu haben:

> Herr und Frau Jules Legendre haben die schmerzliche Pflicht, Ihnen den Tod ihrer beiden Töchter, Alice, dreizehn und ein halbes Jahr alt, und Clémence, acht Jahre alt, die beide von einer preußischen Granate getroffen wurden, anzuzeigen.

Ich habe schon einige Worte über die bewunderungs-

würdigen armen Frauen gesagt, die an der Thüre der Bäcker- und Schlächterläden warteten. Sie werden mich fragen: Und die Andern? Sie waren alle erhaben oder liebenswürdig.

Zuerst die Krankenwärterinnen! Ich habe nicht die Absicht ein Verzeichniß aller öffentlichen oder Privat-Ambulanzen aufzuführen, oder meine Leser nach dem Industriepalast zu geleiten, wo das General-Arsenal der Wäschekammer eingerichtet war und wo man die seltsamsten und großartigsten Schauspiele sah. Ich will nur erwähnen, daß es sich die vornehmsten Pariserinnen zur Ehre rechneten, die weiße Schürze zu tragen, Schauspielerinnen, Bürgerinnen und große Damen — Alle! Ich würde es nicht wagen, Namen anzuführen, aus Furcht, welche zu vergessen. Nur eine Ausnahme möchte ich machen, zu Gunsten der liebenswürdigen und wahrhaft erhabenen Frau Adam. Sei es als Privatperson, sei es als Gattin einer der ersten Beamten der Hauptstadt, als ihr Gemahl Polizeipräfekt war, sie widmete sich mit dem Eifer, mit dem sie Alles unternimmt, nicht allein der Pflege und Erleichterung der Verwundeten, sondern auch dem Kampf gegen das Elend, den Wohlthätigkeitsbazaren. Mit einem Wort, sie ergriff in allen patriotischen Dingen die Initiative.

Und die Marketenderinnen! Welch ein Fest für die Augen, wenn sie verwegen hinter den Bataillonen herschritten, im schwarz und rothen Mieder mit feinen Stiefeletten oder Maroquingamaschen, das Käppi schief auf ein Ohr gesetzt und das Fäßchen an der Seite.

Einige Schauspielerinnen hatten sich um dies Amt beworben: Dica Petit und Lina Munte waren Marketenderinnen im Bataillon der rue de Bondy; Berthe Legrand, rue Drouot, Massin, rue St. Honoré 2c.

Es war reizend, um so mehr, da die galanten Bataillone an einem Schlachttage nie zugelassen haben würden, daß die Deutschen ihren hübschen kleinen Marketenderinnen, die wie von Porzellan aussahen, etwas zu Leide thäten. So gab es doch auch einige angenehme Augenblicke.

Außerdem trug noch etwas dazu bei, die Unannehmlichkeiten der Lage erträglicher zu machen. Das waren die freundlichen Beziehungen, die außerordentliche Herzlichkeit, die unter all diesen Leuten aus den verschiedenen Schichten der Gesellschaft bestand, die Seite an Seite in demselben Heer standen und sich in der heiligen Kameradschaft derselben Gefahr, desselben Todes, dem sie tapfer die Stirn boten, verbanden. Ich könnte tausend Züge der Ergebenheit anführen, die sich vor meinen Augen abgespielt haben. Ich will nur einen anführen.

Am 28. November speisten bei Bignon: der Graf de Coriolis, Ordonnanzoffizier des Generals Mellinet; der Herzog von Castriès, Kavallerielieutenant, M. Arthur Meyer und Hauptmann de Neverlée.

Man sollte am nächsten Tage einen Ausfall machen; man trank daher Champagner.

Plötzlich sagte Neverlée, ein schöner, geistvoller Mensch, den ich in China gekannt hatte, indem er sein Glas hob, wie um einen Toast auszubringen:

„Dies ist mein letztes Glas Champagner. Morgen werde ich fallen."

Die Andern schrien dagegen.

„Ich werde morgen fallen," wiederholte hartnäckig Neverlée.

In diesem Augenblick kam ein Amerikaner, Mr. Hutton, dazu, der als preußischer Spion beim Anfang der Belagerung gefangen genommen, dann aber freigelassen war. Er hatte sich in den Dienst der Ambulanzen gestellt und galt für einen sehr unterrichteten Mann.

Er hielt eins der ersten Exemplare der Proklamation von Ducrot, die er vom Generalstab geholt hatte, in der Hand.

„Todt oder siegreich", sagte er.

Am zweitfolgenden Tage war Neverlée, einige Meter von einer Mauer mit Schießscharten entfernt, gefallen. Er und sein Pferd hatten 38 Kugeln erhalten.

Der Herzog von Castriès, der Neverlée wie einen Bruder liebte, bestimmte einen Droschkenkutscher, ich weiß nicht zu welchem Preise, ihn auf das Schlachtfeld hinauszufahren. Er kehrte die Todten einen nach dem andern um, und fand endlich unter einem wahren Leichenhaufen den Körper seines Freundes, den er neben sich in den Wagen nahm und glücklich zurückbrachte.

Ist das nicht ein schöner Zug?

Fünfzehntes Kapitel.

Villiers-Champigny. — Der große Ausfall. — Ducrots Proklamation. — Todt oder siegreich. — Das Steigen der Marne. — Die Tage von Villiers. — Ladreyt de la Charrière. — Renault im Hintertreffen. — Eine traurige Begegnung. — Auf dem Schlachtfelde. — Mein Bruder verwundet. — Ein Ruhetag. — Im Louvre. — Die Depesche. — Als Abgesandter. — Champigny. — Die Krankenpflegerinnen. — Ein Priester. — Die Raben. — Mitten durch die Granaten. — Trochu exponirt sich. — Ducrot. — Der Rückzug. — Das zweite Treffen bei Le Bourget. — General Blaise. — Die Neujahrsgeschenke.

Die logische und unvermeidliche Folge des 31. Oktober, des darauffolgenden Plebiszits, des Abbrechens der Unterhandlungen und des guten Willens der Pariser, war genau vorgezeichnet. Die Regierung mußte eine große militärische Aktion an irgend einem Punkt der Cernirungslinien vornehmen.

Der Generalstab berieth, in welcher Richtung es am passendsten sei, den eisernen Ring zu durchbrechen. Sich im Norden erheben, führte zu nichts. Von da her kam der Strom behelmter Männer, der sich über das übrige Frankreich ergoß.

Im Süden mußte man die fast uneinnehmbaren Positionen von Chatillon, die schon im Anfange der Belagerung von uns verloren waren, angreifen und nehmen.

Es blieben also nur noch West und Ost.

Im Westen befand sich die Normandie, eine Gegend, die für eine leichte und reichliche Verproviantirung wie gemacht schien; es war daher gut, sie dem Feinde zu entreißen, um selbst davon Nutzen zu ziehen. Man studirte also den Ausfall von Westen aus und hatte fast die unumstößliche Gewißheit erlangt, daß der deutsche Kordon hier weniger dicht sei, als anderswo.

Die Provinzheere unternahmen indessen ihre Evolutionen um Orleans herum, indem sie sich auf ihren rechten Flügel stützten. Mit ihnen zusammentreffen, sie mit den Ausfallstruppen aus Paris verschmelzen und auf diese Weise den Pariser Fetzen, den die deutsche Armee abgeschnitten und losgerissen hatte, wieder an das übrige Terrain anzunähen, war unstreitig das vernünftigste Verfahren. Die Lebensmittel waren auf dieser Seite nicht so reichlich vorhanden und schwerer zu erlangen. Aber der Sieg hätte in militärischer Beziehung mehr Resultate gehabt und vor allem eine ungeheure moralische Wirkung hervorgebracht. Man entschloß sich also, gegen Osten zu den Ausfall zu machen.

Man sorgte für Geräthschaften, um zwischen Joinville-le-Pont und Nogent Brücken über die Marne schlagen zu können. Man requirirte Fährboote zum Transporte der Verwundeten und eines Theils des

Materials. Dann wurden die Generäle angewiesen, ihre Truppen auf dem Manöverfelde zu Vincennes in geordneten Massen aufzustellen.

Die Bewegung nahm am 28. November ihren Anfang. Sie wurde dem Volk durch drei gleichzeitig angeschlagene Proklamationen verkündet; die erste war von den Mitgliedern der Regierung unterzeichnet, die zweite vom Gouverneur allein, die dritte vom General Ducrot, der kommandirender General des ganzen betheiligten Heeres sein sollte.

Diese letzte Proklamation war ganz antik. Sie elektrisirte die Pariser. Sie enthielt nur die Worte: „Ich kehre nur todt oder siegreich zurück."

Mit Bezug auf diesen berühmten Satz bin ich, wie ich glaube, im Stande, eine noch unbekannte Erläuterung dazu zu geben. General Ducrot speiste in den letzten Novembertagen rue de Miromesnil, und unter den Tischgästen befand sich auch Ferdinand von Lesseps. Beim Kaffee brachte man dem General aus der Nationaldruckerei die Korrekturspalten seiner Proklamation. Er las sie. Lesseps, den Bleistift hervorziehend, sagte dem General:

„Sie müssen noch den Satz hinzufügen: Was mich betrifft, ich bin entschlossen, nur todt oder siegreich zurückzukehren."

„Teufel!" sagte Ducrot, „Sie hauen aber tüchtig zu."

Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, fuhr er fort:

„Wenn Ihnen denn so viel daran liegt, meinetwegen: todt oder siegreich!"

So stammt also dieser berühmte Satz, den man Ducrot so zum Vorwurfe gemacht hat, von Herrn v. Lesseps.

Zwei Ablenkungsangriffe waren befohlen worden, um die Bewegung zu maskiren, die Aufmerksamkeit der Deutschen abzulenken und ihre Truppen von dem wirklich bedrohten Punkte abzuziehen. Der eine war eine Attacke auf die Halbinsel von Gennevilliers. Der andere ein Angriff auf Choisy-le-Roi; während desselben nahmen die Marinesoldaten mit bewunderungswürdiger Bravour im Sturm la Gare-aux-Boeufs.

Während der Nacht des 29. nahmen auf dem Polygon von Vincennes die Truppen Aufstellung, die von den Eisenbahnzügen, die nur in einem Zwischenraum von einigen hundert Metern auf einander folgten, hingebracht wurden; die Artillerie rollte auf den hart gefrorenen Wegen mit dem Geräusch fernen Donners dahin. Man mußte bald die Marne passiren. Die Brücken waren bereit. Aber der Fluß war gestiegen; sie mußten verlängert werden. Der Gouverneur, der in Vincennes übernachtete, verging vor Zorn und Ungeduld. Aber es ließ sich nichts dabei machen! Man mußte warten, bis das Ingenieurkorps den Fehler der Marne wieder gut gemacht hatte.

Am 30., vor Sonnenaufgang, setzten sich die Divisionen endlich in Bewegung und eilten dem Feinde entgegen, der vierundzwanzig Stunden Frist gehabt hatte, um sich auf ihren Empfang vorzubereiten.

Die Redoute der Fasanerie fing an zu donnern und ihre Granaten, über die Tête unserer im Marsch begriffenen Infanterie sausend, erreichten sogar noch die preußischen Linien.

Drei Divisionen nahmen an diesem ersten Tage Theil. Die Divisionen Blanchard und Renault, ganz gradaus vorrückend, warfen den Feind bis zum Fuß der Abdachung von Champigny zurück, während die Division Susbielle, Mesly und Mont-Mesly an der rechten Seite angriff. Sie nahm beide, mußte sie aber wieder bei der Rückkehr der Württemberger, die durch frische Reservetruppen verstärkt waren, räumen. Sie zog sich auf Créteil zurück. Die sehr dezimirten Mobilgardisten hatten das Signal zum Rückzug gegeben und die Linientruppen mitgerissen. Der General Ladreyt de la Charrière war dabei gefallen; dieser tapfere Soldat starb wie ein Held. Von dem Ort aus, wo wir hinter dem Gouverneur postirt waren, hatten wir gesehen, wie die Tête der Colonnen vor den Deutschen, die wirklich großartig im Feuer waren, stutzten, dann schwankten und endlich zurückwichen. Jene rückten in dichten dunklen Massen an, und im Augenblick, bevor sie ausschwärmten, erhoben sie — wie ein Mann — die Gewehre hoch über den Köpfen, indem sie betäubende Hurrahs ausstießen, was den Eindruck machte, als wenn die Bataillone, wie groteske Figuren im Cirkus, immer größer wurden. Die Mobilgardisten, die so etwas noch nie gesehen hatten, wurden von Furcht ergriffen. Ladreyt de la Charrière stürzte ihnen entgegen und

steckte, um sie anzufeuern, sein Käppi auf die Spitze seines Säbels, indem er rief: „Vorwärts!" Er befand sich kaum 50 Meter von den Preußen entfernt. Plötzlich fielen Käppi und Säbel zusammen nieder; eine Kugel hatte dem General das Handgelenk zerschmettert. Drei Minuten später fiel er selbst, den Schenkel von einer Kugel durchbohrt. Man brachte ihn nach Paris zurück.

Dieser Rückzug ließ den rechten Flügel der Truppen, die gegen Champigny operirten, ungedeckt. Am Nachmittag entließ man die Mobilgardisten und führte die Division Susbielle zum Angriff zurück.

Ihre Anstrengungen scheiterten am Fuße der Bergkuppen von Villiers, die die Preußen besetzt und befestigt hatten und die diesem ersten Treffen den Namen gaben.

Die Sonne ging unter. Für diesen Tag war es zu Ende.

Bevor er nach Vincennes zurückkehrte, schickte mich der Gouverneur mit einem Schreiben auf den linken Flügel, der sich in seiner Position gehalten hatte und bei dem sich Ducrot befand.

Auf dem Hin- wie auf dem Rückwege hatte ich zwei erschütternde Begegnungen. Auf dem Hinwege traf ich den Divisionsgeneral Renault, den man mit einem von einem Granatsplitter zerschmetterten Bein hinwegtrug.

Armer alter Renault! Was für ein Soldat war das! In Afrika hatte man ihm den Beinamen gegeben „Renault l'Arrière-garde". Er kannte nichts als

das Bajonett und würde seinen Soldaten nie erlaubt haben, einen Schuß abzufeuern. Vor jeder Aktion ließ er seinen Säbel schärfen, wie ein guter Arbeiter, der sein vertrautes Handwerkszeug gebrauchen will.

Man brachte ihn nach seinem Hause. Er lebte noch vier Tage, ohne zu ahnen, daß man ihm das Bein amputirt hatte, versessen darauf, die Zeitungen zu lesen, um die Neuigkeiten zu erfahren, fast immer in schrecklichen Fieberdelirien, in denen er beständig den armen General Trochu, der sein höchster Gegenstand des Abscheus geworden war, mit Anklagen und Beleidigungen überhäufte.

Auf dem Rückwege war die Begegnung, die ich jetzt hatte, nicht nur tragisch, nein, herzzerreißend und doch wie von der Vorsehung herbeigeführt.

Man muß wissen, daß in den letzten Tagen des November, sobald eine Schlacht erwartet wurde, sich die Bitten um freie Passierscheine von den Personen, welche Verwundete von den Schlachtfeldern zu holen wünschten, in ungeheurem Maße vermehrt hatten.

Nun hatten diese freiwilligen Krankenpfleger, die sich mit Möbelwagen, Droschken, Omnibussen, Herrschaftskutschen 2c. auf die Schlachtfelder begaben, schon mehrfach unsere Truppen genirt, wenn dieselben sich, nach der geheiligten Formel, in guter Ordnung zurückzogen und dadurch Scenen der Verwirrung herbeigeführt. Der Gouverneur, der selbst Zeuge solcher Scenen gewesen war, hatte den Befehl gegeben, die

Vertheilung der Passirscheine, die wir während unserer Dienststunden selbst auszuhändigen hatten, einzustellen.

Zwei Tage vor dem Ausfall erhielt ich, im grünen Salon, Besuch von zwei fein gekleideten Damen, die um einen Passirschein und die Erlaubniß baten, einen Verwundeten holen und bei sich zu Hause pflegen zu dürfen.

Ich schlug die Bitte ab und als eine von ihnen mit Thränen in den Augen sagte: „Sehen Sie, mein Herr, mein Neffe steht bei der Loire-Armee, und ich denke, was ich für einen unserer armen Soldaten hier thäte, würde verhindern, daß er, falls er das Unglück hätte, verwundet zu werden, je auf einem Schlachtfelde hülflos liegen bliebe —," erwiderte ich, daß wir strenge Befehle hätten und daß es mir daher unmöglich sei, ihren Wunsch zu erfüllen.

Sie gingen. Ich weiß nicht wie das kam, aber als sie fort waren, packte es mich wie ein Gewissensbiß und schnürte mir das Herz zu. Ich schickte rasch eine Ordonnanz ihnen nach. Dieselbe holte sie im Hofe ein und bat sie, sich noch einmal hinauf zu bemühen.

„Meine Damen," sagte ich zu ihnen, „ich will meine Stellung um Ihretwillen mißbrauchen; da der Gouverneur stets die Entscheidungen seiner Offiziere genehmigt, will ich Ihnen einen Passirschein unterzeichnen und ... dann Gott befohlen!"

Sie erschöpften sich in Danksagungen und ich dachte nicht weiter darüber nach.

Als ich nun mit Einbruch der Nacht vom linken

Flügel zurückkehrte, meinem müden Gaul den Zügel über den Hals legend und am Horizont das Farbenspiel der untergehenden Sonne betrachtend, das jetzt roth und dann violett schimmerte und von dem sich die Terrainunebenheiten der nahen Hügel in schwarzer Silhouette abzeichneten — überzeugt davon, daß mein sich selbst überlassenes Thier auf diesem schon in Schatten gehüllten Boden keinen der Verwundeten treten würde, die ich rechts und links unter der scharfen Kälte, die ihre Wunden schwarzblau, ihre Schmerzen quälender machten, stöhnen hörte — bemerkte ich, in einiger Entfernung von mir, eine geschlossene Droschke mit zwei Pferden bespannt, die im Schritt gingen. Als ich dicht hinter dem Wagen angelangt war, sah ich eine schwarzgekleidete Frauengestalt sich zum Kutschenschlag hinausbiegen, die dem Kutscher zurief:

„Langsamer, ich bitte Sie."

Mir war es, als erkannte ich eine meiner beiden Besucherinnen im Louvre, die Tante des Soldaten bei der Loire-Armee. Sie hatte also einen Verwundeten geholt!

Ich näherte mich um sie zu grüßen. Da saßen die beiden armen Damen auf dem Rücksitz und zwischen ihnen lagen die gestiefelten Beine eines Offiziers, der im Fond des Wagens mehr lag als saß.

Ich neige mich vor und bemerke Achselschnüre auf der aufgeknöpften Uniform. Jetzt dreht der Verwundete den Kopf — es war mein Bruder, der Gesandtschaftssekretär und Ordonnanzoffizier des General

Berthaut! Ein Granatsplitter war ihm in die Schulter gedrungen. Er lag im Delirium und erkannte mich nicht. Ich sprang vom Pferd, stieg in den Wagen und bedeckte die Hände der beiden erstaunten Frauen mit Küssen.

Dann bat ich sie um ihre Adresse, die ich vergessen hatte. Ich vertraute ihnen den armen Jungen an und benachrichtigte sie, daß ich, wenn mein Dienst es gestattete, die Nacht bei ihm wachen wollte.

Hierauf kehrte ich zum Gouverneur nach Vincennes zurück.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber dem General fiel mein verstörtes Gesicht auf.

„Wie! mein armer Hérisson," sagte er zu mir, „Sie haben ja eine wahre Leichenbittermiene. Seien Sie ruhig, wir sind nicht geschlagen worden. Ich bin sogar mit diesem ersten Tage ganz zufrieden. Unglücklicherweise können wir morgen nicht fortfahren. Diese jungen Truppen entarten, wenn sie den Feind gesehen haben, mit einer Schnelligkeit! Ein bis zwei Stunden in Berührung mit dem Feinde und, trotz ihres Muthes und guten Willens, verwandeln sie sich in Viehheerden. Aber morgen werden wir das schon Alles arrangiren. Sie werden sehen."

Ich erzählte ihm mein trauriges Abenteuer.

Er schickte mich sofort mit Depeschen zum General Schmitz und sagte mir, ich solle zur Disposition des Generalstabschefs bleiben.

Der nächste Tag verging ohne Gefechte und wurde zur Reorganisation der Truppen angewendet, die nicht nur durch die Schlacht, sondern mehr noch durch die Kälte, die sie während der darauffolgenden Nacht ausgestanden, gelitten hatten. Man bestattete die Todten, grub Gräben und befestigte sich in Champigny. Man speiste und suchte sich so gut es ging zu erwärmen. Es fehlte vollständig an Decken.

Am nächsten Tage waren es die Deutschen, die den Angriff begannen, und an diesem Tage, am 2. Dezbr., wurde die fürchterliche Schlacht von Champigny geliefert.

Ich war nicht beordert worden, dem Gouverneur zu folgen; dies war also die erste wichtige Affaire, die sich vor Paris abspielte, bei der ich nicht meinen bescheidenen Antheil haben sollte. Das ärgerte mich.

Der Louvre war fast ganz leer. General Trochu und sein ganzer Generalstab waren auf dem Schlachtfelde, und außer den Verwaltungsbeamten und dem Personal der Bureaus blieben in diesem großen verlassenen Gebäude, in diesen sonst so belebten und heute so kalten und leeren Sälen, nur General Schmitz und ich übrig. Der General ließ mich durch eine Ordonnanz rufen, machte mir ein Zeichen, daß ich mich setzen solle, und selbst in einem Fauteuil vor dem Kamin Platz nehmend, sagte er:

„Ich wollte Sie heute nicht in's Feuer schicken. Das war nur gerecht, denn Sie sind schon öfter darin gewesen, als die Reihe an Ihnen war. Ich hätte Ihnen dies Gefecht gern erspart, damit Sie Ihren

Bruder pflegen können. Berthaut hat mir von ihm erzählt, und ich habe ihn besucht. Sein Gemüthszustand ist mindestens eben so ernst wie sein körperliches Befinden, und ich begreife, daß Sie in Unruhe über die Folgen der Wunde sind, die er vorgestern erhalten hat."

Unter Soldaten ist man nicht an solche Rücksichten gewöhnt, und — warum soll ich es nicht gestehen? — ich war von solcher Güte, solch väterlicher Vorsorglichkeit bis zu Thränen gerührt. Der General fuhr fort:

„Dennoch bin ich genöthigt, Sie zu bitten, augenblicklich zum General Trochu zu stoßen. Hören Sie gut zu, das ist sehr wichtig. Eben ist eine Brieftaube mit sehr ernsten Depeschen eingetroffen. Gambetta benachrichtigt uns, daß die Loire-Armee sich in Marsch gesetzt hat und daß er hofft, sie werde am 6. ihr Lager im Walde von Fontainebleau aufschlagen. Lassen Sie Ihr bestes Pferd satteln und reiten Sie los. Es ist von der allerhöchsten Wichtigkeit, daß der General das so rasch als möglich erfährt, um die Operationen des Tages mit vollständiger Sachkenntniß leiten zu können. Haben Sie gut verstanden?"

„Ja, mein General."

„Dann wiederholen Sie mir, was ich eben gesagt habe . . . Recht! Wenn Sie auf dem Schlachtfelde angekommen sind, ziehen Sie genaue Erkundigungen ein und begeben Sie sich schleunigst dahin, wo der General sich befinden wird."

Ich nahm einen Bleistift vom Schreibtisch, um durch eine Zeile meine Instruktionen zu fixiren, aus Furcht, daß mein Gedächtniß mich im Stich lassen könne, obwohl der Auftrag ja mehr als einfach war: Loire-Armee. 6. Dezember. Wald von Fontainebleau.

„Schreiben Sie nichts," rief General Schmitz, die Hand ausstreckend, um mich aufzuhalten. „Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich Ihnen doch am einfachsten einen Brief übergeben. Ihre Mission ist nur mündlich. Begreifen Sie doch, wenn Sie gefangen genommen oder todt geschossen werden, bevor Sie General Trochu erreicht haben, so würden die bei Ihnen gefundenen Erklärungen ebenso wichtig für den deutschen Generalstab sein, wie sie für uns sein können."

„Erlauben Sie," sagte ich nun meinestheils zum General, „lassen Sie mich nur machen. Ob ich getödtet oder gefangen genommen werde, die müßten sehr schlau sein, die meine Notizen entziffern könnten."

Und ich schrieb die vorhin angeführten Worte mit Bleistift in chinesischen Schriftzeichen auf meine gestärkte Hemdmanschette.

Fünf Minuten später galoppirte ich über das glatte Pflaster und den harten Macadam, den der Frost dumpf widerhallen machte.

In Joinville-le-Pont stieß ich auf die ersten Truppen. Es waren Marschkolonnen der Nationalgarde. Sie waren zur Reserve bestimmt, hatten ihre Gewehre zusammengestellt, und ihr Munitionsbrod auf die Bajonette gespießt, erwarteten sie die Ordre, vorwärts

zu marschiren. Die Redoute der Fasanerie und die am Ufer der Marne aufgestellten Batterien beschossen das Schlachtfeld beständig.

Ich überschritt die Brücken und schlug die von Bäumen begrenzte Chaussee ein, die direkt nach Champigny führt. Auf einem der Seitenwege hielt eine Reihe Krankenwagen.

Rechts in den Feldern hat man eine Art Lagerplatz für Krankenpfleger und Sänftenträger eingerichtet. Sie gehen beständig leer fort und kehren beladen zurück. Die Einen gehen in die Felder die Verwundeten aufladen, die Andern bringen sie bis zum Flusse, wo die Avisonachen, an deren Achterseite die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz flattert, sie aufnimmt. Auf einer Strecke von mehreren hundert Metern Länge folgen diese Schmerzenszüge auf einander, und mancher verwandelt sich schon unterwegs in einen Leichenzug. Dann halten die Träger an, legen den Leichnam auf die Erde, verlassen ihn da und gehen weiter, einen anderen Verwundeten aufzuladen, der bald darauf auch wieder eine Leiche ist. Dabei darf man nicht glauben, daß die Nationalgardisten, die mit dieser traurigen Arbeit beschäftigt waren, etwa düstere Mienen gehabt hätten. O nein! In unglaublich kurzer Zeit gewöhnen sie sich daran und plaudern, scherzen und lachen mitten unter den Todten und Verwundeten. Auch da, unter diesem unbeschreiblich wüsten blutigen Gewimmel, bewegen sich einige heldenhafte Pariserinnen umher, aus allen, selbst den allerhöchsten Klassen der Gesellschaft. Alle sind

schwarz gekleidet, mit weißer Schürze und der Binde der Genfer Convention um den Arm. Sie haben kleine Kochöfchen mitgebracht oder sich nachbringen lassen, ähnlich denen, die des Morgens in den Hallen den Verkäuferinnen des schwarzen Kaffees, des „petit noir," wie man sagt, dienen. Die meisten, mit bloßem Kopf und aufgestreiften Aermeln; so gehen und kommen sie, thätig, sanft, ergeben, zärtlich und schön wie tröstende Engel, in beiden Händen Tassen heißer Bouillon, dampfender Chokolade tragend. Das wär ein Schauspiel zum Herzbrechen. Bei zehn Grad Kälte!

O ihr Frauen, ihr armen, lieben Frauen! Ihr waret mehr werth als die Männer. Wenn sie die Hälfte dessen, was ihr in Hingebung leistetet, an Muth ausgegeben hätten; wenn sie von ihrem Blut nur halb so viel vergossen hätten, wie ihr von euren Thränen — so wollte ich darauf schwören, daß wir uns anders aus der Sache gezogen hätten.

Ich galoppire immer weiter. Eine Strecke von da ist der Weg so mit Soldaten überfüllt, daß ich mein Pferd zügeln muß, um nicht einige von ihnen überzureiten. Ich reite die Böschung rechts hinab; unten finde ich eine Tragbahre, die von mehreren Personen umgeben ist und auf der ein Offizier vom Genfer Kreuz liegt. Sein Pferd ist getödtet, er selbst von einem Granatsplitter verwundet worden. Es ist ein sehr bekannter Pariser, Herr Ellissen, den sein Eifer bis in's stärkste Feuer hinein gelockt hat.

Ich erkundige mich nach dem Ort, wo ich den

Gouverneur antreffen kann. Ein leicht am linken Arm verwundeter Hauptmann der Mobilgarde sagt mir, daß der General sich in Champigny befindet. Ich setze meinen Weg fort und habe bald die ersten Häuser des Dorfes erreicht, das die Deutschen des Morgens angriffen und nahmen, das wir dann wieder eroberten und das wir nun endlich in Vertheidigungszustand gesetzt haben.

Dort gab es eine solche Truppenanhäufung, daß es mir unmöglich gewesen wäre, zu passiren, wenn die Unteroffiziere, die meine Mission an meinen Achselschnüren erkannten, den Soldaten nicht den Befehl gegeben hätten, sich in Kolonnen aufzustellen. Ich reite im Schritt durch ihre Reihen durch und brauche eine gute Viertelstunde, um die letzten Häuser von Champigny zu erreichen.

Endlich habe ich das ganze Schlachtfeld vor mir.

Nie in meinem Leben, in keiner der Schlachten, die ich mitgemacht, habe ich ein so entsetzliches Getöse vernommen. Der Kanonendonner ertönt, ohne daß auch nur Pausen von einer Sekunde eintreten. Die Kanonen brüllen und speien ihr Blei und flüssiges Feuer zu hunderten, die Gewehre zu tausenden, die Mitrailleusen zu zwanzigen gleichzeitig aus. Man muß darauf verzichten, sich durch Worte verständlich zu machen.

Ich frage einen Obersten nach dem Gouverneur. Unsere Pferde stehen dicht neben einander, unsere Beine berühren sich; ich lege meinen Mund an sein Ohr, um zu sprechen, er thut ein gleiches, um mir zu antworten, und dennoch müssen wir, um uns gegenseitig zu ver-

stehen, schreien, als ständen wir jeder auf einem Hügel und hätten ein ziemlich breites Thal zwischen uns.

Er hat den General Trochu wohl gesehen, aber wieder aus den Augen verloren; er muß auf dem linken Flügel von Champigny sein. Während wir uns so in vertraulichster Haltung anschreien, fallen zwei deutsche Granaten hinter uns in die dicht zusammengedrängten Truppen. Keine von beiden platzt; die Berührung mit dem weichen Menschenkörper hat sie verhindert, hart auf den Boden aufzuschlagen und sich durch diese Erschütterung zu entzünden. Sie machten, indem sie in die Menschenmassen einschlugen, gerade ein Geräusch, wie wenn ein Stein in den Schmutz fällt: Platsch! Die eine Granate hat, ich weiß nicht durch welch ein Wunder, Niemand beschädigt, die andere hat zwei Soldaten buchstäblich zermalmt. Ihre Kameraden weichen instinktiv zur Seite und lassen in dem leeren Raum die beiden armen zerquetschten Teufel liegen, die, platt gedrückt und wie über die kalte Erde verspritzt, keine menschliche Form mehr erkennen lassen.

Ich will Champigny verlassen, indem ich mich schräg nach dem linken Flügel begebe. Ein Lieutenant, dessen Compagnie hinter der Mauer des letzten Gartens Deckung gefunden hat, nähert sich mir lebhaft, zieht mich zu sich und schreit mir in's Ohr:

„Gehen Sie nicht dort hinaus, Kapitän! Sie können nicht auf zehn Meter über dies Haus hinaus, ohne daß Sie und Ihr Pferd zerschmettert werden."

Das ist eine hübsche Aussicht, und ein kleiner Umweg ist mir daher ganz recht; es liegt mir durchaus nichts daran, getödtet zu werden, wenigstens muß ich zuerst meine Botschaft an meinen General ausgerichtet haben. Aber um ihn zu treffen, muß ich die ganze offene Strecke des Schlachtfeldes passiren, so wie die wüsten und von den Wurfgeschossen aufgewühlten Felder, wo noch vor Kurzem die nach Champigny geflüchteten Truppen Aufstellung genommen hatten.

Endlich entdecke ich einen weniger gefahrvollen Weg. Im Augenblick wo ich mein Pferd wieder in Galopp setzen will, schlägt eine Granate in ein Haus und bringt, indem sie dort platzt, einen solchen Luftdruck hervor, daß mehrere Soldaten, nicht von den Granatsplittern, sondern von den nach allen Richtungen umhergeschleuderten Trümmern des Hauses verwundet werden. Ueber meinen Kopf hinweg fliegt ein Fenster, noch mit den Fensterflügeln daran, in den benachbarten Garten und erdrückt einen Johannisbeerstrauch. Die Schornsteine stürzen herunter; ein Regen von Dachziegeln, kleinem Gebälk, Brettern, Bruchstücken von Gypsbewurf ꝛc. folgt und Staubwolken wirbeln umher, daß man einige Augenblicke gar nicht um sich schauen kann.

Ich ziehe es vor nicht länger da zu bleiben und mich ein wenig zu rühren. Ich setze mein armes Thier in Galopp; dasselbe zittert unter mir und ist, trotz einer Kälte, die meine Füße erstarren und meine Knie unter den hohen Stiefeln schmerzen macht, mit Schweiß bedeckt. Ich habe, links von Champigny, wenn man

Paris im Rücken hat, einen Weg bemerkt, der sich auf einem ziemlich hohen Damme querfeldein zieht. Ich berechne, daß diese Terrainerhöhung mir als Schutzwall dienen kann und bilde mir ein, daß ich ihr mein Leben verdanke.

Anstatt der Chaussee, auf welcher sich die unbequemen und für den Blutumlauf lästigen Metalldinger kreuzen, zu folgen, schlage ich mich in die Felder. Die auf hohen Böschungen sich hinziehende Chaussee überragt meinen Kopf und bietet mir Schutz. Ich galoppire etwa zehn Minuten lang, ohne daß ich etwas anderes zu fürchten habe, als die französischen Kugeln, die in geringer Höhe über mir hinwegpfeifen. Vor den deutschen Kugeln bin ich vollkommen geschützt, da ihre Granaten eine Schußweite haben, die viel weiter reicht.

Auf diesem Schlachtfelde, das vor Kurzem noch von Lebenden besetzt war und auf dem die Todten und Sterbenden jetzt in solchen Massen liegen, daß man meinen sollte, ganze Regimenter hätten sich zur großen Rast — ach und für die meisten ist es wirklich die große, die letzte Rast — dort gelagert, befindet sich nur ein einziges lebenskräftiges Wesen, ein Missionsprediger.

Allein, ohne die Gefahr, in der er sich befindet, scheinbar zu ahnen, erfüllt er seine Pflicht und liegt seinem heiligen Amte ob; er geht unter den Kugeln und Granaten mit demselben ruhigen langsamen Gang dahin, als wenn er des Abends, um die Beichte abzu-

nehmen, durch eine Kirche schreitet, in der Frauengestalten vor der Lampe des Allerheiligsten knieen.

Im Augenblick kniet er, in seinem schwarzen Priestergewand über ihn geneigt, neben einem Mobilgardisten, dessen kleines, bleiches, bartloses und von Schmerz verzogenes Gesicht ihm das Aussehen eines zwölfjährigen Kindes gibt. Der Geistliche hat seinen Kopf in den rechten Arm genommen, und sein Ohr an den Mund des sterbenden Soldaten gelegt, nimmt er ihm die Beichte ab. Ich nähere mich ihm, er erhebt die Augen, legt sanft den Kopf seines Mobilgardisten auf die Erde und kommt zu mir heran.

„Haben Sie den Gouverneur gesehen?"

„Ja, Herr Adjutant," sagt er, „dort unten, fünf- bis sechshundert Meter von hier, dieser Weg führt gerade zu ihm."

„Schönen Dank!"

Und ich sprenge davon. Nach kurzer Zeit drehe ich mich um. Er hat wieder seinen Mobilgardisten im Arm und läßt ihn sein Crucifix küssen.

Ach! wie dumm ist es, das unterdrücken, die Feldprediger abschaffen zu wollen und den Sterbenden, statt der alten Gebete, nur eine trunkene Marseillaise zu bieten!

Wer kann das Geheimniß der Ideenverbindungen erklären? Plötzlich fiel mir ein, als ich ihn so in halb liegender Stellung, die Arme weit vom Körper abgestreckt vor mir sah, daß er wirklich einem Raben gliche

und das dumme „Krah, Krah“ der Pariser Rangen kam mir in den Sinn.

Warum auch nicht? sagte ich zu mir. Der Vergleich ist gut. Diese Leute sind Raben, aber göttliche Raben, die sich auf dem Schlachtfelde unter dem Menschenaas niederlassen, um auf Seelenbeute auszugehen.

Einige Augenblicke später hatte ich endlich wirklich den Gouverneur gefunden; mein Pferd dicht an das seine drängend, sagte ich ihm Wort für Wort die Botschaft des General Schmitz in's Ohr. Einen Moment schien ein, von den Augen ausgehender Freudenblitz sein ernstes, strenges Antlitz zu erleuchten. Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann wandte er leicht das Haupt, wie Jemand, der kein Zutrauen zu der Botschaft hat.

„Sind Sie der Namen auch sicher?“ fragte er.

Ich war um so sicherer, da ich sie von meiner Manschette ablas.

„Gut,“ versetzte er. „Sie haben einen langen Ritt gemacht, bleiben Sie bei mir; ich werde diese Herren schon auf den Marsch bringen.“

Und nach einander mehrere Ordonnanz-Offiziere herbeirufend, entsandte er sie mit verschiedenen Befehlen, wieder einen nach dem andern.

General Trochu sah zufrieden aus und sein sonst meist verdrießliches Gesicht hatte wirklich einen heitereren Ausdruck als gewöhnlich.

Wir begaben uns bald nach dem einen, bald nach dem andern Punkt, überall wo Gefechte stattfanden und er glaubte, daß seine Gegenwart den Truppen Muth und Feuer einflößen würde.

Einmal kamen zwei- bis dreihundert Mobilgardisten in Unordnung und wilder Flucht auf uns zugestürzt. Der Generalstab entfaltete sich vor ihnen wie eine wirkliche Gendarmerieschwadron und sie hielten, ziemlich kläglich, beim Anblick des Gouverneurs, der sie anredete, Stand.

Dieser verteufelte Mensch verstand es, selbst im Feuer, liebenswürdige, überredende und zur Sache gesprochene Worte zu finden. Er sammelte sie um sich und hielt eine kurze, warme, väterliche Ansprache an sie. Dann sagte er: „Folget mir!"

Auf die deutschen Tirailleurs losmarschirend, hielt er erst an, als die feindlichen Kugeln um uns herum pfiffen, mit dem leise zischenden Geräusch, welches man so bald kennen lernt und welches anzeigt, daß das Geschoß in voller Geschwindigkeit daher saust. Es war genügende Distanz. Die tapferen kleinen Mobilen nahmen beruhigt wieder Stellung und fingen an, wie Männer zu plänkeln.

Ein Ordonnanzoffizier von Ducrot kam zum Gouverneur mit einer Meldung.

„Es ist gut," erwiderte er, „warten Sie einen Augenblick bei diesen Herren."

Wir begaben uns grade nach der linken Seite und erstiegen einen kleinen Hügel, auf dem eine unserer

Batterien, amphitheatralisch aufgestellt, Wunder that. Sie machte sich so gut, daß der Feind nur den einen Gedanken zu haben schien, sie unbrauchbar zu machen. Es verging keine Minute, ohne daß nicht bald links, bald rechts, eine Granate unter sie fiel. Zum Glück platzten nur wenige davon.

Der General schien sich den Ort ausgewählt zu haben, wo alle diese schrecklichen Geschosse sich trafen. Wir standen sämmtlich unbeweglich in diesem Feuerregen und der Gouverneur betrachtete die feindlichen Positionen, die man mit bloßem Auge deutlich unterschied, ruhig durch sein Glas. Wenn wir die Preußen manövriren sahen, konnten sie uns erst recht sehen, da wir dicht zusammen standen und eine ziemlich glänzende Masse bildeten. Bald wurden wir auch die Zielscheibe der Deutschen und die Zahl der Granaten um uns her verdoppelte sich.

Die Hartnäckigkeit des Generals, auf diesem Punkt zu bleiben, ohne daß ein besonderes Interesse ihn dort fesselte, erschien uns endlich wunderlich, uns geringeren Offizieren, und ich hörte in meiner Nähe folgende leise geführte Unterhaltung:

„Finden Sie nicht, daß es den Anschein hat, als ob der General den Tod sucht?"

„Ja, das habe ich auch eben bei mir gedacht."

„Nun, das ist seine Sache. Aber, ich muß offen gestehen, ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß wir uns mit ihm todtschießen lassen sollen."

„Bah! Was thut's?"

„Es ist nichts anders," sagte der Adjutant Ducrots, der sich zu uns gesellt hatte. „Wenn Sie Ducrot sehen könnten! Der ist vollständig verrückt. Er reitet seit heute Morgen ein schneeweißes Thier und sprengt beständig vor den Preußen hin und her. Ich möchte nur so viel Franken haben, nicht als Rente, nein als Kapital — wie heute Schüsse auf ihn persönlich abgefeuert worden sind. Sie werden es nicht glauben, daß er ganz allein die Sachsen angegriffen hat! Einen hat er mit seinem Degen durchbohrt, wie wenn er einen Kavalleriesäbel in der Hand gehabt hätte. Es ist vollständiger Wahnsinn!"

Und ein junger Hauptmann, der die beiden Ellbogen auf seine Pistolenhalfter gestützt hatte, trällerte die schon berühmt gewordenen Worte: „Todt oder siegreich!" vor sich hin.

Was bezweckte der General Trochu? War ihm die Gefahr schon so zur Gewohnheit und so verächtlich geworden, daß er sie gar nicht mehr als solche erkannte, sie vergaß, nicht mehr daran dachte und sich daher dort hingestellt hatte, wie er sich an jeden andern Ort stellen würde? Das ist möglich. Aber ich gestehe, daß ich auch eine Zeit lang fest geglaubt habe, daß er den Tod suchte.

Da jetzt eben eine Kugel vor der Nase seines Pferdes, das sich hoch aufbäumte, niederschlug, wäre ein längeres Dableiben einem Selbstmorde gleich gewesen. Der Gouverneur suchte sein Thier zu beruhigen und

wandte es dann langsam nach Champigny zurück. Wir befanden uns jetzt zwischen unsern vorrückenden Reservetruppen und dem rechten Flügel Ducrots, der vorwärts marschirte. Der Ordonnanzoffizier des Letzteren verließ uns, nachdem er die Befehle des Gouverneurs erhalten hatte.

Wir machten eine allgemeine Bewegung nach vorwärts.

Der Theil des Schlachtfeldes, den wir jetzt durcheilten, war buchstäblich mit Todten und Verwundeten gepflastert und etwa zehn Brüder der christlichen Lehre bewegten sich dazwischen und thaten einfach und heroisch ihre Pflicht. Der General grüßte im Vorbeireiten und die großen schwarzen Hüte wurden einen Augenblick grüßend erhoben.

Ein Infanterist, dem ein Granatsplitter die Schulter und den linken Arm zerschmettert hatte, richtete sich auf und stützte sich auf den rechten Arm.

„Sie sind General Trochu?" rief er . . „nun denn . . . es lebe Frankreich!"

Der Gouverneur grüßte, ohne anzuhalten und erwiderte:

„Mit Gottes Hülfe werden wir es retten."

Etwas weiter sind zwei arme abgezehrte Pferde, die an denselben Munitionswagen gespannt waren, verwundet. Man hat die Stränge durchschnitten und sie dagelassen. Das eine steht unbeweglich auf drei Beinen, das vierte Bein ist ein blutiger Stummel. Das andere, welches eine Wunde in der Flanke hat, in die ein Kind seinen Kopf hineinstecken könnte, liegt auf der Erde und

frißt ruhig das gute gefrorene Gras, welches von Reif überzuckert, zwischen seinen Zähnen kracht und es nährt, erfrischt und seinen Durst löscht. Das arme Thier benimmt sich so friedlich wie in seinem Stall; es hat wenigstens noch einmal vor dem Tode eine gute Mahlzeit gehalten.

Wir haben die gefährliche Zone hinter uns und athmen freier auf.

Vor uns, mehr als fünfhundert Meter entfernt und also an einem Platz, der so sicher und geschützt erscheint, wie das Boudoir einer jungen Frau, ist der glänzende und unglückliche Kommandant Franchetti, der Escadronschef einer Plänklerschwadron, die er selbst gebildet und ausgezeichnet montirt hat, von einem verirrten Granatsplitter, von dem man nicht weiß, woher er kam, verwundet worden. Ducrot hatte ihn zurückgeschickt, um die Reserve-Artilleriewagen vorwärts zu dirigiren. Seine Wunde war tödtlich. Armer Mensch!

Das ist einer von den Zufällen, die man, wenn sie glücklich ablaufen, von der Vorsehung geschickt, und wenn sie unglücklich ausgehen, verhängnißvoll nennt.

Im Ganzen war die Sache ja ganz gut gegangen. Wir hatten einen ersten Schlachttag gehabt. Wir hatten den zweiten Tag an Ort und Stelle verbracht, um uns zu erholen und wieder neu zu organisiren. Wir hatten uns am dritten Tage ehrenhaft gehalten. Nicht allein waren wir nicht zurückgeschlagen, sondern unsere Truppen lagerten auch auf Positionen, die der Feind besetzt gehalten hatte.

Nun? Nun . . . das ist Alles! Einen Ausfall machen? Keiner von den Generälen hatte auch nur daran gedacht; der beste Beweis ist, daß die Soldaten nicht einmal ihre Decken für die Nacht mitgenommen hatten. Und nun gar Züge mit Lebensmitteln, wie sie für eine Armee auf dem Marsche nöthig sind — das war doch unnütz, da man ja wieder heimkehrte, da man heimkehren sollte, was auch geschehen mochte, selbst wenn man den Theil der preußischen Armee, die sich vor uns befand, zerstreut, vernichtet hätte.

Nur die Nationalgardisten bildeten sich ein, daß ein Ausfall beabsichtigt sei. Arme Nationalgardisten! Ihr Geist wurde während der Belagerung hart auf die Probe gestellt, und sie begriffen nicht viel von dem, was vorging; sie dachten nicht einmal über die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten der Situation nach und Niemand hatte den Muth, sie aufzuklären, Niemand wagte ihnen zu sagen: „Meine Freunde, Eure Pflicht ist es, so lange als möglich Widerstand zu leisten und durch fortwährende Schlachten dem Feinde, den Ihr um Euch herum festhaltet, wodurch ihr das übrige Frankreich von ihm befreit, so viel Leid als möglich zuzufügen. Aber bildet Euch nicht einen Augenblick ein, daß Ihr auf nützliche Weise, das heißt, um hinauszukommen und mit den Heeren der Provinz gemeinsam zu siegen, die Cernirungstruppen durchbrechen könnt. Das hat man noch nie gesehen und wird es auch nie sehen! Der vollständigste Sieg auf einem Punkte würde Euch doch nicht die Freiheit verschaffen."

Was der Nationalgardist ferner nicht begreifen konnte, war, daß die Preußen, welche fünfhundert Meilen von zu Hause Krieg führten, doch gut gekleidet, gut genährt und immer frischauf waren, während unsere Soldaten, nur eine Stunde von der Hauptstadt, ihrer Heimath, entfernt, vor Kälte umkamen. Ich gestehe, daß ich in dieser Beziehung ebenso dumm war, wie die Nationalgarde.

Im Dezember ist es um halb fünf Nacht. Im Dunkeln, das nur ab und zu durch einige isolirte Flintenschüsse von dort unten unterbrochen wurde, ritten wir hinter Trochu die Truppen ab, die eben in der Schlacht gewesen waren. Ducrot war nicht dabei. Er hatte am Halse eine Schramme, die ihm ein Granatsplitter beigebracht hatte und ruhte einige Augenblicke.

Als wir in Vincennes eingeritten, die Ebene, welche sich vor Champigny ausdehnt, hinter uns lassend, leuchteten die Ufer der Marne, die vor dieser Ebene einen von den Parisern gut gekannten Bogen beschreibt, im Scheine großer Feuer auf, die die Soldaten angezündet hatten.

Ich habe zum Beispiel niemals recht begriffen, warum Trochu es für nöthig hielt, von seiner Rückkehr in sein Quartier im Fort von Vincennes, in wahrem Opernstil Rechenschaft abzulegen; warum er sich verpflichtet glaubte, der Weltgeschichte zu verkünden, daß er sich sehr müde fühle; warum er in seiner Proklamation erklärte, daß diese zweite Schlacht noch viel

entscheidender wäre als die erste — keine von beiden war entscheidend und sie konnten es auch nicht sein — warum endlich die ausgezeichneten Mitglieder der Regierung das Bedürfniß empfanden, ein gemeinsames und öffentliches Glückwunschschreiben an ihn zu richten und ihm darin mitzutheilen, daß sie gewünscht hätten, an seinen Strapazen, wie an seinem Ruhm theilnehmen zu dürfen. Diese Theilnahme wäre leicht zu bewerkstelligen gewesen. Es gab in Champigny Arbeit für Alle, und wenn die Herren Juristen sich nicht unter die kampffähigen Männer hätten mischen wollen, weil sie zu alt oder zu friedliebend waren, so hätten sie den Frauen bei der Pflege der Verwundeten beistehen können. Ich weiß wohl, daß das unnütz, ja sogar ein wenig lächerlich gewesen wäre. Aber warum sagt man denn, daß man etwas Unnützes oder Lächerliches wünscht?

Mein Gott, erlöse uns von der Literatur in Sachen der Regierung! . . . So geschehe es! . . .

Man durfte nicht daran denken, unsere jungen Truppen, die von der Schlacht aufgelöst und von der Kälte ganz demoralisirt waren, länger vor dem Feinde zu lassen, der sich von Stunde zu Stunde mehr zusammendrängte. Die unglücklichen Soldaten bebten vor Kälte in ihren Ueberröcken und zwei Drittel von ihnen vermochten sich kaum zu bewegen.

In der Nacht und am folgenden Morgen überbrachten wir überall die Ordre zum Rückzuge, und Alles kehrte nach Hause zurück.

Wir hatten drei Wochen Ruhe.

Was das Rendez-vous betrifft, welches Gambetta uns für den 6. Dezember im Walde von Fontainebleau gegeben hatte, so fehlten wir dabei nicht allein, denn die Loire-Armee hatte mittlerweile Orleans verloren, den Rückzug angetreten und grade am 6. Dezember trug ich eine Antwort des Gouverneurs an den General von Moltke nach Sèvres, denn derselbe hatte die Zuvorkommenheit gehabt, uns von dem Erfolg seiner Armee Mittheilung zu machen und uns anzubieten, durch einen französischen Offizier aus Paris den Sieg beglaubigen zu lassen.

Während dieser wenigen müßigen Tage beschäftigte Paris sich mit seiner Speisekammer, und plötzlich entstand das Gerücht, daß die Lebensmittel knapp würden. Während einiger Tage herrschte eine Panik, die die Regierung bekämpfen mußte. Sie that das durch folgende Erklärung: „Der Brodkonsum wird nicht eingeschränkt werden." Ein paar Tage später fing die Einschränkung an. So folgte einen Monat später die Kapitulation auch sehr rasch auf die andere Erklärung: „Der Gouverneur von Paris wird nicht kapituliren." Beachten wir wohl, daß all' diese groben Lügen von denselben Männern ausgesprochen wurden, die mit Recht dem Kaiserreich seine Lügen vorwarfen. Sie hatten von demselben nicht nur das Plebiszit, sondern auch das Lügen gelernt.

An Wein, Branntwein und Absinth war kein Mangel; ein kleiner Mangel wäre besser gewesen, denn

es wurden wirklich überraschende Massen konsumirt. In Folge davon sah man auch nie so viel Trunkenbolde wie zur Zeit der Belagerung. Es ist nur um sich zu betäuben, sagten sie, und das feste Element durch das flüssige zu ersetzen.

Man ersetzte das eine so gern durch das andere, daß der alte Clement Thomas, erschreckt über die Zunahme des Alkoholismus, ein Beispiel statuiren und öffentlich ein Bataillon brandmarken mußte, welches die Vorposten von Créteil bezog, indem es Zickzacklinien beschrieb. Der Kommandant selbst taumelte. Der General erklärte, daß die Nationalgarde, deren Chef er sei, unter diesen Umständen eine Gefahr mehr ausmache. Diese Offenheit wurde ihm nie verziehen. Er hatte damit sein eigenes Todesurtheil unterzeichnet, welches, wie man weiß, am 18. März 1871 in einem Garten des Montmartre gewissenhaft vollzogen wurde.

Eigenthümlich ist es, daß diese zu jedem Dienst unfähigen Trunkenbolde am wüthendsten die Ausfälle verlangten. Es war ebenso schwer, sie in Paris zu halten, als sie vor dem Feind standhalten zu lassen. Was für eine Welt!

Am 21. Dezember kämpfte man auf der ganzen nördlichen Hälfte des Umkreises von Paris, vom Mont-Valerien bis Nogent. Die Preußen, welche die Anzeichen, die den Ausfällen vorangingen und besonders den Thorschluß kennen gelernt hatten, waren überall auf ihrer Hut.

Um ein unerfahrenes und junges Heer, wie das französische, zu formiren, braucht man unendlich viel Zeit. Die improvisirten Offiziere verstanden nicht viel. Die improvisirten Soldaten verstanden gar nichts. Sie sind nie bereit. Man verliert, wenn man sie, Mann für Mann, in Reih und Glied stellen will, eine ungeheure Zeit. Und wenn man, wohl oder übel, Alle eingereiht hat und sich in Marsch setzt, verwirren sich die Kolonnen, die Bataillone gerathen ineinander, die Wagenzüge, die Batterien verstopfen den Weg, und so giebt's immer neue Hindernisse, von denen man sich frei machen muß.

Dort drüben genügten drei Worte von den preußischen Anführern, um ihre Bataillone, ihre Kompagnien, ohne Unordnung, ohne zu rasche Bewegungen, ihre Evolutionen ausführen zu lassen, wie die Kinder sich damit amüsiren, ihre Holzsoldaten, die auf einem beweglichen Gitterwerk befestigt sind, das sich unter dem Druck ihrer kleinen Hände verlängert oder zusammenzieht, sich concentriren, oder wieder zerstreuen zu lassen.

Die Marinesoldaten schlugen sich wie die Teufel bei Le Bourget, diesem verhängnißvollen Flecken, der uns schon so theuer zu stehen gekommen war und der jetzt einen Theil des allgemeinen Vertheidigungsplanes ausmachte. Sechs Wochen früher gehörte er nicht zu dem Vertheidigungsplan. Warum? Das weiß ich nicht.

Die Nacht war schrecklich; ich besinne mich nicht, je so gefroren zu haben wie bei den verschiedenen Ritten, die mir an dem Abend aufgetragen wurden.

Die Leute erfroren buchstäblich in den in der Hast ausgegrabenen Tranchéen und Gräben, in den allen Winden preisgegebenen, offenen Häusern. Die Kälte schläferte sie ein und eine gute Zahl von ihnen erwachte nicht wieder. An diesem Abend hörte ich zum ersten Male offen sagen: „Wir haben's satt."

Ich hatte einen Freund im Generalstab des General Blaise, und da ich nahe bei Ville-Evrard vorüberkam, machte ich einen kleinen Umweg, um ihm die Hand zu drücken, denn ich wußte, daß ich dort den General finden würde.

In der That befand er sich mit seinen Offizieren vor einem großen Feuer von Balken und Brettern, die aus den, von unsern und den deutschen Granaten zertrümmerten Häusern herrührten. Rittlings auf einem Strohstuhl sitzend, die Stiefel gegen den Kamin gestemmt, dessen Hitze ihre Füße dampfen machten, plauderten der General und seine Offiziere vertraulich, die Cigarre oder Pfeife im Munde und unterbrachen sich nur von Zeit zu Zeit, um einen Schluck alten Rums aus einer gemeinschaftlichen Feldflasche zu trinken. Ich stieg ab und band mein Pferd an einen Baum. Das größte Leiden eines Reiters ist die Kälte an den Füßen, ich war daher nicht böse, ein wenig von der angenehmen Wärme dieses Bivouaks in mich aufzunehmen. Man machte mir im Kreise Platz und die durch die Ankunft eines neuen Gastes belebte Unterhaltung wurde ganz heiter. So saßen wir da, von vorn gebraten, im Rücken aber zu Eis erstarrt, uns in

ungleichen Zeiträumen auf unserm Rost umkehrend und von Schildwachen umgeben, als plötzlich ein eigenthümliches Geräusch uns emporfahren ließ.

„Das ist eine preußische Trompete," sagte der General. „Wo zum Teufel kann das herkommen?"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die Kellerlöcher der nächsten Häuser in Flammen standen und dann sah ich ihn neben dem Feuer, mit dem Gesicht zur Erde, niederstürzen.

Einen Augenblick glaubte ich, daß wir Alle in die Luft gesprengt wären und daß das Feuer des Heerdes eine Pulverkammer erfaßt habe. Das war aber unwahrscheinlich.

Die Urheber der Katastrophe waren sächsische Soldaten, die sich in die Keller der Häuser geflüchtet, welche man zu durchsuchen vergessen hatte, Dank der allgemeinen Sorglosigkeit eines Heeres, wo Niemand die reglementsmäßigen Vorschriften kannte oder ausübte. Die Sachsen hatten wahrscheinlich gehofft, in der allgemeinen Verwirrung, die ihre Mine in unsern Reihen hervorbringen würde, zu entkommen. Sie wurden umringt und niedergemetzelt.

Nach dieser Schlacht kehrte man auch wieder nach Paris zurück und einige Tage später mußte das Plateau von Avron geräumt werden, weil das Feuer der von den Preußen neu aufgestellten und plötzlich demaskirten Batterien es unhaltbar machte.

Das war die letzte kriegerische Episode der Pariser im Jahre 1870.

Das neue Jahr 1871 erhob sich düster genug. Man tauschte dennoch Karten und Besuche aus. Einige raffinirte Geister wußten sich, ich weiß nicht woher, Rosen und Veilchen für liebe Wesen zu verschaffen. Die Konditoren konnten einige Näschereien an den Mann bringen. Aber die beliebtesten, gesuchtesten und geistvollsten Neujahrsgeschenke blieben doch die Eßwaaren. Man wurde mit Freudengeschrei empfangen, wenn man mit einem Bouquet ankam, welches aus einem mit feiner Papierkrause umgebenen Kohlkopf, oder einem ebenso geschmückten Bund Gelbrüben bestand. Einige Nabobs verstiegen sich sogar bis zu Geflügel. Die einfachen Leute beschenkten sich mit Conservebüchsen. Man erwartete das neue Jahr, aß Blutwurst, machte Buchweizenkuchen und Scherze.

Ich kenne Pariser — und von den besten — die, wenn sie in Pompeji gelebt hätten, sich über die Lava lustig gemacht haben würden und doch gewiß vom XVII. Jahrhundert in der wenig klassischen und römischen Stellung eines Bürgers, der eine tüchtige Nase bekommen hat, aufgefunden worden wären.

Man braucht nicht immer feierlich, pedantisch oder zimperlich zu sein, um seine Pflicht, ja oft mehr als dieselbe zu thun; und Niemand hat, wenigstens in Frankreich nicht, den Grundsatz aufgestellt, daß Heroismus und Frohsinn nicht zusammengehen können.

Jetzt, während ich dies schreibe, befindet sich der Frohsinn auf der Flucht, oder um der Belagerung

einen viel gebrauchten Ausdruck zu entlehnen, „zieht sich in guter Schlachtordnung zurück;“ aber ach, ich fürchte sehr, daß der Heroismus ihm in diesem Untergang der alten französischen Gefühle auch schon vorangegangen ist.

Sechzehntes Kapitel.

Buzenval. — Immer noch die Kommune. — Ein Fächer. — Ein großartiges Piedestal. — Auf den Dächern des Mont-Valérien. — Querfeldein. — Vergessen. — Durch die Bresche. — Die deutschen Gefangenen. — Die Freunde des Krieges bis auf's Aeußerste. — Ein Kriegsrath. — General Vinoy. — Der Aufstand im Rathhaus. — Füsillade. — Feuer in der Weinhalle.

Der Mißerfolg bei Le Bourget hatte die Nationalgarde so erbittert, daß der 31. Oktober daraus entstand.

Der Mißerfolg der Dezemberschlachten fachte diese Erbitterung von Neuem an und ermuthigte die Aufständischen wieder. Um die erstere zu besänftigen und die Hoffnung der Letzteren zu zerstören, hielt die Regierung es für nöthig, eine neue Schlacht zu liefern. Dieselbe war noch mörderischer und ebenso unnütz wie die vorhergegangenen; sie wurde die Ursache des 22. Januar.

Paris hatte in seinen Aufregungen nicht sehr viel Abwechslung. Bald folgte der Aufstand auf die Niederlage, bald die Niederlage auf den Aufstand. Abwechselnd

Tochter und Mutter von einander, theilten sich der Aufstand und die Niederlage in die Hauptstadt.

Nach Champigny, nach dem zweiten Gefecht bei Le Bourget, nach der Räumung des Plateaus von Avron, fingen — während die Klubs fulminante Reden hielten — die unseligen Possenreißer, die die Kommune in Scene setzen wollten, an, sich zu rühren.

Ihr Thema war immer dasselbe. Die Regierung war unfähig. Paris mußte sein Geschick selbst in die Hand nehmen.

Und die Nationalgarde schloß ein Bündniß und erließ Manifestationen. Nach und nach befestigte sich in den Gemüthern ihrer Chefs der grausame, ruchlose und doch ganz logische Gedanke, daß diese ungestüme Menge sich nicht eher ruhig verhalten würde, als bis ein Theil von ihr todt geschossen wäre und daß man, um Paris von seinem Fieber zu heilen, seine Aufregung herabzustimmen, ihm einige Liter Blut abzapfen müsse.

„Diese Kerle werden nicht eher zufrieden sein, als bis wir ihnen ad hominem bewiesen haben, daß sie unfähig sind, sich aus der Affaire zu ziehen und daß es Zeit ist, die Waffen zu strecken," flüsterte man sich ganz leise im Generalstab zu.

Das ist furchtbar, ich weiß es wohl. Aber was soll man machen, wie soll man den Leuten, die nichts von militärischen Dingen verstehen, klar machen, daß nichts übrig blieb, als regungslos, Gewehr bei Fuß, zu stehen und unter den Granaten, die auf Paris herab-

zufallen anfingen, zu warten, — denn das Bombardement war das Neujahrsgeschenk der Preußen — bis gerade noch genug Brod im Backtrog blieb, daß man Zeit hatte, anderes holen zu gehen?

Das Militär hat in solchen Fällen ein einfaches und praktisches Mittel: „Ihr wollt Euch schlagen? Vorwärts!"

Und man begab sich nach Buzenval.

Diesmal war es nicht kalt, aber es hatte geregnet; der Boden war durchweicht und die Straßen, auf denen unsere armen Kanonen unaufhörlich dahinrollten, vollständig grundlos.

Am 18. Januar hallte Paris vom Geräusch der Waffen wieder. In der Nacht vom 18. auf den 19. zogen sich die Truppen unter dem Mont-Valérien zusammen.

Ihr Ziel war Versailles, der kommandirende General Trochu, in eigener Person, und die Armee war in drei Kolonnen eingetheilt: Der linke Flügel, unter Vinoy, griff Montretout an; das Centrum, unter General de Bellemare, Buzenval, und der rechte Flügel, unter Ducrot, sich in den Park von Buzenval ergießend, dehnte sich bis nach St. Cloud aus.

Diese Armee machte demnach eine Schwenkung nach links, während der rechte Flügel marschirte und entfaltete sich so, wie ein Riesenfächer, dessen Stäbe der Mont-Valérien und die Seine bildeten.

Der rechte Flügel hatte den größten Raum zu überschreiten, um in Reih und Glied zu treten. Er verspätete sich in seinen Evolutionen durch Artillerie-

züge und wurde durch den Andrang der andern Kolonnen auf dem Marsch genirt.

Der linke Flügel und das Centrum fingen die Attacke an und um zehn Uhr war die Redoute von Montretout, wie die Mauer von Buzenval, genommen. Das ging gut.

Auf den terrassenförmigen Dächern des höchsten Gebäudes des Mont-Valérien hatte der Gouverneur sein Standquartier genommen. Das war eine auserlesene Position, die ihm gestattete, mit dem Auge wie mit dem Glas jeder Bewegung seiner Armee zu folgen — ein so großartiges Piedestal, wie es wahrscheinlich noch kein Kommandeur und kein Eroberer hatte.

Von seinem ganzen Generalstab umgeben, hatte er nur einen Befehl zu ertheilen, sofort verneigte sich der betreffende Offizier, stieg hinab, fand sein Pferd am Ausfallthor, bestieg es und — von dem Blick des Gouverneurs bis zu dem bestimmten Ort verfolgt — ließ er die Truppen unter den Augen desjenigen, der die Bewegung befohlen hatte, manövriren. Es war ein wunderbar grandioses Schauspiel.

Wir wurden der Reihe nach abgesandt. Jeder empfing auf gut Glück eine wichtige oder unbedeutende Mission, je nach seiner Nummer. Gegen elf Uhr kam ich an die Reihe. Ich hatte nach Montretout, nach dem linken Flügel, zu gehen, wo die Aktion am lebhaftesten war und die Truppen nach der Richtung des Hauses Zimmermann zu dirigiren, wo sich an demselben Abend die Mobilgardisten der Loire-Inférieure ver-

schanzten und sich, unter dem Befehl ihres tapferen Kommandanten, des Barons von Lareinty, wie Helden führten.

Neben dem Ausfallthor, wo unsere Pferde warteten, hielt eine Bedeckungsschwadron, die den Offizieren, durch eine ähnliche Abwechslung der Reihe nach, wie sie auf den Dächern des Mont-Valérien ausgeübt wurde, Ordonnanz-Kavalleristen lieferte. Das erste Gefühl jedes Mannes, der sein Leben auf's Spiel setzt, ist, sich vor allen Dingen den Begleiter, den ihm der Zufall gibt, und der ihn retten oder ihn sterben lassen kann, genau anzusehen. Der Kavallerist, der hinter mir herritt, hatte ein gutmüthiges, blondes, ehrliches und kräftiges Soldatengesicht und lenkte sein Roß auf eine durchaus beruhigende Weise.

Ich mußte warten, bis die befohlene Bewegung ihre Wirkung gehabt hatte und dann sogleich nach dem Fort zurückkehren, um dem Gouverneur Bericht zu erstatten.

Wir ritten im Trab ab, setzten uns aber bald in Galopp. Hinter uns feuerten die Batterien des Mont Valérien ohne Unterlaß, und die Richtung ihrer Schußlinie zeigte mir die an, die ich einzuschlagen hatte. Ich machte einen kleinen Bogen, um das Land unter der Schußlinie der Granaten zu erreichen und ritt dann querfeldein. Je weiter ich kam, desto undeutlicher sah ich mein Ziel vor mir und die Richtung der Kanonenschüsse verlassend, mußte ich das Knattern des Kleingewehrfeuers zum Zielpunkt nehmen.

Unsere Pferde sanken bis zum halben Bein in den Schmutz ein. Ein Hauptmann vom Generalstab kam mir, gleichfalls im Galopp, entgegen; aber, da er die Höhe erstieg, die ich hinabritt, schien sein halb eingesunkenes Pferd nicht von der Stelle zu kommen. Als wir nur noch einige Meter von einander entfernt waren, erkannten wir uns. Es war Graf Delamarre, einer meiner Kollegen vom Jockey-Klub.

„Sie gehen dorthin?" rief er mir ohne anzuhalten zu.

„Wie Sie sehen," erwiderte ich.

„Nun denn, Glück auf!"

Wir waren schon wieder getrennt, da wir alle Beide eilig waren, er zurückzukehren, ich hinzukommen, und wir waren um so weniger geneigt, uns unterwegs aufzuhalten, als er sich am Ende und ich mich am Anfang der gefährlichen Zone befand.

Dort bewegten sich Wagen hin und her, die den auswärtigen Ambulanzen angehörten. Unter dieser Menge freiwilliger Krankenpfleger war der größte Theil durchaus ehrlich und hingebend, aber wer konnte sagen, ob es nicht doch Verräther unter ihnen gab? Wenn man sich die Dinge aus der Nähe angesehen, wenn man die Zeugenaussagen, die Dokumente, all die Stöße von Untersuchungsakten gelesen hat, so verharrt man in der Ueberzeugung, daß es darunter Personen gab, die ganz geneigt waren, den Feind von Allem, was sie wußten, in Kenntniß zu setzen.

Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte

und die Bewegung ausgeführt war, kehrte ich nach dem Mont Valérien zurück; kaum hatte ich mein Pferd dahin gewendet, als eine Granate so nahe neben mir und dem mir folgenden Kavalleristen niederschlug, daß dessen erschrecktes Thier sich instinktiv dicht an das meine drängte, während ich mit Schmutz und Erde bedeckt wurde. Gleichzeitig hörte ich ein wahres Concert von dumpfen und leisen Tönen, scharfes Pfeifen, bedenkliches Schwirren, kurz all die Geräusche, die die Granatsplitter, je nach ihrer Größe und Gestalt, beim Durchschneiden der Luft hervorbringen.

Im Augenblick, wo ich mich mit meinem Pferde beschäftigte, das einen heftigen Schlag erhalten hatte und nun durchgehen wollte, schoß mein Kavallerist an mir vorbei. Er saß noch im Sattel, aber ein Granatsplitter hatte ihm den Unterleib auf- und alle Eingeweide herausgerissen. Sein Oberkörper hielt mit dem Unterkörper nur noch durch das Rückgrat zusammen, und von den Rippen bis zu den Schenkeln gähnte ein einziges großes blutiges Loch. Er streckte die Arme von sich und stürzte herab, während sein Pferd, am Widerrist verwundet, fortraste und die leeren Steigbügel ein klirrendes Geräusch von sich gaben. Es überlief mich eiskalt.

Drei Kilometer weiter hatte ich die gefährliche Zone überschritten, als ich mich plötzlich mitten in einem Bataillon von Mobilgardisten befand, die, im Kothe liegend, durch eine Terrainerhöhung vor dem Feinde geborgen waren.

„Was machen Sie da, Herr Kommandant?" fragte ich den Bataillonschef.

„Wir erwarten eine Ordre."

„Aber das ganze Regiment ist vorwärts marschirt. Sie sind nicht zahlreich genug, um eine Reserve zu bilden."

„Ja, ich glaube auch, daß wir vergessen worden sind. Wir befinden uns hier schon seit sieben Stunden."

„So gehen Sie doch vorwärts. Vinoy hat eben Hülfe verlangt."

„Das ist möglich, aber wir haben keine Ordre."

„Gut, so befehle ich Ihnen vorwärts zu marschiren."

„Ich habe von Ihnen keine Ordre zu empfangen, Kapitän."

„Sie haben Recht, denn Sie hätten von selbst vorwärts gehen müssen, als Sie merkten, daß man Sie vergessen hatte. Ich bin Ordonnanzoffizier des kommandirenden Generals, und wenn Sie nicht augenblicklich Ihre Leute sammeln, nicht augenblicklich das Manöver ausführen, das ich Ihnen vorschreibe, so wird ein Anderer als ich Ihnen den Befehl des Gouverneurs und höchst wahrscheinlich in anderen Ausdrücken übermitteln, als ich die Ehre habe, sie Ihnen gegenüber anzuwenden."

Er erwiderte Nichts, rief seine Leute zusammen und begab sich auf den Marsch, nachdem er mir einen Blick zugeworfen hatte, den ich noch lange im Gedächtniß behielt.

Wieder im Fort angelangt, gab's sofort einen neuen Auftrag, diesmal nach rechts. Am Ende des Parks von Buzenval befindet sich eine Mauer, die die Aktion auf dieser Seite zu hemmen scheint. Ich soll fragen gehen, weshalb man sie nicht mit Kanonen beschießt.

Ich komme hin und was entdecke ich?

Ein Nationalgarderegiment steht seit dem Morgen vor der Mauer und noch eine Strecke weiter in Schlachtordnung.

In der Mauer befindet sich eine Bresche, die die Preußen von der anderen Seite beschießen, um zu verhindern, daß man hinter der Mauer, die sie schützt, hervorkomme.

Die Trommeln wirbeln, der Oberst kommandirt: „Vorwärts!" Das Regiment schreit: „Es lebe die Republik!" und . . . dabei rührt sich Niemand. Das dauert schon drei Stunden. Ducrot ist in höchst eigener Person erschienen und hat „Vorwärts!" kommandirt. Man hat ihm mit Geschrei geantwortet, aber hat sich nicht bewegt.

Man hat keine Kanonen bei der Hand, um die Mauer zu zerstören. Jetzt kommt eine Kompagnie Linientruppen, die ein magerer Lieutenant, mit strengem Gesicht, kommandirt. Ich glaube, es war der Lieutenant Napoleon Ney.

Er stellt seine Soldaten vor die Nationalgarde und befiehlt einem Sergeanten, die Bresche an der Spitze seiner Sektion zu nehmen. Der Sergeant geht ab,

hört die Kugeln pfeifen und macht ein Zeichen, daß es unmöglich sei. Der Lieutenant macht Miene, ihm die Tressen herunterzureißen. Der Soldat stößt ihn zurück und geht gerade auf die Bresche zu. Er fällt, von Kugeln förmlich durchlöchert. Hinter ihm ist jetzt die ganze Kompagnie vor der Bresche angekommen, sie zögert vor dem Loche; da sehe ich, wie der Lieutenant seine Soldaten, einen nach dem andern, um den Leib faßt und sie buchstäblich in die Bresche hineinstopft. Sie gelangen hindurch, schwärmen aus und vertreiben die Preußen aus ihrer Stellung. Die Mauer ist überschritten.

Ich kehre zum zweiten Male in's Fort zurück. Wieder kommt die Reihe an mich, denn alle meine Kollegen sind während meiner Abwesenheit fortgeschickt worden. Diesmal hat der Auftrag nichts Gefährliches. Es handelt sich nur darum, etwa sechzig deutsche Gefangene nach Paris zu eskortiren. Sie rangiren sich zu vier und vier, und rechts und links von Mobilgardisten begleitet, machen sie sich auf den Weg.

Ueberzeugt, daß Niemand unter uns deutsch versteht, tauschen sie auf dem Marsch sehr naive, amüsante und charakteristische Bemerkungen aus.

„Man sagt, die Gefangenen werden todtgeschossen," sagt der Eine.

„Das ist nicht wahr," erwidert ein Anderer. „Nur soll es nichts zu essen geben."

„Was thut das," nimmt ein Dritter das Wort, „ich bin froh, daß ich ohne Verwundung davon ge-

kommen bin, und auf diese Weise werde ich wenigstens Paris sehen."

Bei diesem Wort funkelten ihre Augen: Paris, das gelobte Land, wo sie, trotz der Versprechungen ihrer Kommandanten, nicht mehr hinzukommen hofften.

Dank dieser friedlichen Mission theilte ich mit dem Gouverneur nicht die größte Gefahr, in die er während der ganzen Belagerung gerieth.

Es dunkelte schon. Um noch vor dem Einbruch der Nacht eine letzte und äußerste Anstrengung in diesem Gefecht zu versuchen, von dem er wußte, daß es das letzte sein würde, stieg General Trochu vom Fort hinab und begab sich zu den Truppen, um sie durch seine Gegenwart anzufeuern. Er ritt durch die verschiedenen Korps. Hier, die Infanteristen waren müde und verstimmt; dort, die Nationalgardisten, von denen einige Bataillone heroisch ihre Pflicht gethan hatten, während der größere Theil ihre anhaltenden und wüthenden Forderungen eines Massenausfalls durch die tollste Unordnung gekrönt hatten. Die Linientruppen interpellirten die Nationalgarde.

„Vorwärts!" riefen sie, „Ihr Herren, die Ihr den Krieg bis auf's Aeußerste wolltet. Jetzt ist der Augenblick da, wo Ihr Euch zeigen könnt."

Aber die Freunde des Krieges zeigten sich nicht.

Als er in der Nacht das Schlachtfeld verließ, nachdem er erkannt hatte, daß man auch die eroberten Positionen, die von den frisch angekommenen deutschen Reservetruppen besetzten und bedrohten Höhen verlassen

müsse, ritt der General, von seinen Offizieren umgeben und von einer Eskorte gefolgt, über ein Feld, auf welchem nach Paris heimkehrende Nationalgardisten in Unordnung vorübermarschirten.

Plötzlich rief eine Stimme: „Die Ulanen! Die Ulanen!" Sofort wurden einige Schüsse abgefeuert.

„Aber ich bin es ja, ich, Trochu!" . . . rief der General, vorwärtssprengend. Das half nichts. Das Feuern wurde fortgesetzt, und der Generalstab hatte aus nächster Nähe die Schüsse von etwa hundert Mann auszuhalten, bis es endlich gelang, ihnen ihren Irrthum klar zu machen und ihnen den Schreck zu benehmen.

Zum Glück machte die Dunkelheit ein sicheres Zielen unmöglich.

„Wir sind noch glücklich davongekommen," sagte der Gouverneur, der all' seine Leute für unversehrt hielt. In demselben Augenblick sank einer seiner Ordonnanzoffiziere, Lieutenant vom Generalstabe de Langle, über den Hals seines Pferdes. Eine Chassepotkugel hatte ihn mitten in die Brust getroffen und ihn vollständig durchbohrt. Sein Bruder, ein verdienstvoller Offizier, war schon im Anfange des Krieges gefallen.

Was für eine Rückkehr mußte das für Trochu sein, nach dieser letzten Anstrengung, dieser letzten Schlacht, welche jede neue militärische Aktion unmöglich machte, alle Operationen zum Stillstand brachte und die Generäle zwang, jetzt den Diplomaten das Wort zu lassen!

Wenn die Generäle geschickter als glücklich gewesen waren, würden die Diplomaten wohl kaum glücklicher als geschickt sein.

Das letzte Wort, welches der Gouverneur von seiner Armee hörte, war also der unheilvolle Ruf: „Die Ulanen!"

Beruhigende und hoffnungsvolle Depeschen waren den ganzen Tag auf einander gefolgt, und Paris schlief daher noch einmal voller Hoffnung ein.

Am nächsten Morgen langte die letzte Depesche des Gouverneurs an, welche den Rückzug anmeldete und die beruhigende Ansicht aussprach, daß man nicht genug Sänftenträger haben werde, um alle Verwundeten aufzunehmen.

Die Mitglieder der Regierung waren vollständig niedergeschmettert, als er in den Louvre zurückkehrte. Die öffentliche Meinung aber hatte sich energisch gegen ihn ausgesprochen und nicht nur die Meinung der Aufwiegler — die war schon seit lange bekannt — sondern auch die Meinung der Gemäßigten, der Bürger, Aller.

Man hielt sogleich eine Art großer Berathung ab, welcher außer der Regierung nicht nur die Generäle, sondern auch die Gemeindevorsteher von Paris beiwohnten.

„Es ist nichts mehr zu machen," sagten die Generäle.

„Ihre Stellung ist unhaltbar," sagten die Gemeindevorsteher zum Gouverneur. „Nehmen Sie den Abschied."

„Ich reiche meine Demission nicht ein. Setzen Sie mich ab," erwiderte der General, indem er eine lange Rede über den Zustand der Armee, über das Unzu-

trägliche junger ungeschulter Truppen hielt, wobei doch der Wunsch, seiner militärischen Laufbahn zu entsagen, durchschimmerte.

„Setzen Sie mich ab," ist bald gesagt; aber wer konnte einen General Trochu absetzen? Seine Kollegen? Er hatte eben so viel Rechte wie sie. Das Volk? Wie? Durch welch ein Verfahren?

Aber, ob abgesetzt oder abgetreten, der Gouverneur von Paris zog sich zurück, indem er nur den Regierungsvorsitz beibehielt. Er konnte der diesmal einmüthigen Haltung des Volkes gegenüber nicht anders handeln. Ich glaube, es ist nicht nöthig zu erwähnen, daß die, die in Buzenval am raschesten die Flucht nahmen, nicht die letzten waren, die ihn anklagten. Sie konnten ihm ihr klägliches Verhalten nicht verzeihen.

Am nächsten Morgen wurde ein Kriegsrath zusammenberufen, zu dem die Generäle, die Obersten, ja sogar die Kommandanten vorgeladen wurden. Alle beugten sich vor der unerbittlichen Nothwendigkeit die Waffen zu strecken.

Am selben Tage, gegen Mitternacht, überfielen Flourens' Freunde Mazas und holten ihr Idol heraus. Am folgenden Tage, am 22. Januar, versuchte man eine Wiederholung des 31. Oktober, aber diesmal wurde das Rathhaus nicht gestürmt. Die bretagnischen Mobilgardisten besetzten den Munizipalpalast; die Nationalgardisten, die sich auf dem Platz zusammengerottet hatten, schossen auf sie: sie erwiderten das Feuer. Es gab Todte und Verwundete und die Am-

bulanzen mit den weißen Fahnen und rothen Kreuzen darauf mußten, nachdem sie die Opfer der Pflicht auf den Schlachtfeldern aufgelesen hatten, die Opfer des Aufstandes von den Straßen auflesen. Chaudey, der Adjunkt des Maire von Paris, war an diesem Tage im Rathhaus. Man beschuldigte ihn, das Feuer kommandirt zu haben. Später theilte er das Schicksal Clément Thomas'.

Mit dem Oberbefehl des General Trochu hörten auch die Funktionen des General Schmitz auf. Der Generalstabschef folgte seinem Chef beim Rücktritt und General Vinoy, der den General Trochu ersetzen sollte, nahm zu seinem Mitarbeiter den General de Valdan. Unsere Mission war erfüllt.

General Trochu sagte uns am Tage nach seinem Sturz ein Wort, das mir in Erinnerung geblieben ist, weil es gleichzeitig den Stempel des Mysticismus und eines naiven, ungeheuren und fast gotteslästerlichen Stolzes trug.

„Ich bin," sagte er, „der Christus der Situation!"

Zeugte der Vergleich von gutem Geschmack? Ich weiß nicht. Jedenfalls hinkte er ein wenig, denn Christus starb und Trochu lebt noch. Christus rettete die ganze Menschheit und Trochu hat nichts gerettet.

Soll ich es gestehen? Ich verließ den Louvre ohne Bedauern. Das Handwerk eines Eichhörnchens, das immerfort in einer kleinen Bahn umherläuft, ohne jemals vorwärts zu kommen, fing an schwer auf mir zu lasten und ich sehnte mich nach Ruhe.

Die letzte Episode meines Dienstes beim General war seltsam genug. Eine deutsche Bombe, die auf einen Stückkeller der Weinhallen fiel, durchbohrte das Gewölbe und war mitten in einem Haufen Branntweinfässer, die nun brannten, geplatzt. Es gab einen Riesenpunsch, dessen bläuliche Flammen noch über das Astwerk der Bäume auf den Quais emporragten und den General beunruhigten. Ich ging nachsehen, was es gab. Aber in dem ganzen Umkreis herrschte ein solcher Alkoholduft, die Ausdünstungen desselben waren so erstickend, daß ich sofort in einen sanften Rausch verfiel und obwohl zu Pferde gekommen, zu Wagen zurückgebraucht wurde.

Im Augenblick als ich mit der Aussicht, recht lange in den Tag hinein schlafen zu können, liebäugelte, und diese Schwäche ist bei einem Manne zu entschuldigen, der lange Zeit hindurch nie ausgeschlafen hatte, packten mich die Ereignisse wieder und zwangen mich, einem Schauspiel beizuwohnen, welches, wenn es auch nicht so großartig war wie das einer Schlacht, so doch nicht weniger fesselnd, berauschend und beunruhigend war.

Ich will von den Unterhandlungen sprechen, die sich auf den Waffenstillstand, den ich noch zu erzählen habe, bezogen.

Siebzehntes Kapitel.

In Versailles. — Es ist zu Ende. — Bitte um eine Unterredung mit Herrn von Bismarck. — Als Parlamentär. — Auf der Seine. — Dante's Hölle. — In Sèvres. — Die erste Unterredung in Versailles. — Die Waffenstillstands-Bedingungen. — Ich gehe nach Versailles. — Zwei Männer, zwei Nationen. — Bei Tisch. — Welch ein Gedächtniß. — Meine kleinen Anekdoten. — Die Juden. — Garibaldi. — Die Cigarre des Kanzlers. — General d'Hautpoul. — General de Valdan. — Herr von Moltke und Vincennes. — Beim Kaiser. — Ich gehe mit Herrn von Bismarck spazieren. — Das Ende des Bombardements. — Jules Ferry. — Ich unterhandle ganz allein. — Die Fahnen. — Herr von Bismarck im Zorn. — Die erste Verproviantirung. — Jules Favre's Dankbarkeit. — Ein praktischer Rath.

Am Morgen, der auf den 22. Januar folgte, war das Volk, das über das Furchtbare: französische Hände den Deutschen im Blutvergießen Konkurrenz machend; das Chassepot-Gewehr in Eintracht mit Krupp; die Nationalgarde inoffensiv vor den Preußen, aber mörderisch vor den Franzosen — ganz entsetzt war, vollständig zum Frieden geneigt. Man hatte genug.

Am 23. Januar wurde ich von Seite Jules Favre's gebeten, mich nach dem Ministerium des Auswärtigen zu begeben. Der Minister schien sich in lebhaftester Aufregung zu befinden. Er ergriff meine beiden Hände und bat mich, am nächsten Morgen ganz früh ein Schreiben an Herrn von Bismarck zu überbringen.

Ich dürfte das Schreiben aber von Niemandem als dem Parlamentär-Offizier sehen lassen, dem ich es selbst in die Hände geben sollte.

„So ist's jetzt zu Ende?" fragte ich Jules Favre.

„Ja," erwiderte er. „Wir haben nur noch für wenige Tage Brod. Gott allein weiß, welche Prüfungen uns noch die Pariser Bevölkerung durchmachen lassen wird, wenn wir gezwungen sind, ihr die Wahrheit zu sagen. Wir müssen den möglichen und unheilvollen Folgen des patriotischen Fanatismus, der sie beherrscht, vorzubeugen suchen. Die Regierung beabsichtigt nicht, sich der Verantwortlichkeit, die sie übernommen, zu entziehen, aber ihre höchste Pflicht ist, der Hauptstadt Brod zu verschaffen. Die Verwaltung hat sich geirrt. Wir hofften noch einige Tage länger Widerstand leisten zu können, aber diese letzte Hoffnung ist uns geraubt. Uebergeben Sie dieses Schreiben und sorgen Sie, daß es Herrn von Bismarck so rasch als möglich eingehändigt werde. Treffen Sie zu diesem Zweck alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, welch großes Vertrauen ich in Sie setzen muß, um Sie mit einer solchen Mission zu betrauen und Ihnen ein solches Geheimniß zu eröffnen.

Niemand, absolut Niemand, darf etwas davon erfahren. Die Ruhe von Paris, das Leben der Bürger — Alles steht auf dem Spiel!"

In übermäßiger Vorsicht hatte der Minister gewünscht, daß ich nicht nach der Sèvres-Brücke ginge, um zu parlamentiren. Ich bemerkte ihm, daß es, da die Sache eilte, besser sei, den gewöhnlichen Ort unserer militärischen Verhandlungen zu wählen. Wenn man einen andern Punkt der Cernirungslinie wählte, hieß es sich darauf gefaßt zu machen, etwa zwei Tage auf die Antwort des Kanzlers zu warten, während wir auf dem Wege von Sèvres, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Antwort noch denselben Tag erhalten würden.

Endlich würde ich die gewöhnliche Route bei Seite lassen, da ich — Dank einem Passirschein, der allen Wachtposten auf's Schärfste anbefahl, vor mir, gleichviel ob bei Tag oder Nacht, die Zugbrücken herabzulassen — Sèvres durch das jetzt ganz einsame Bois de Boulogne erreichen könnte. Das Schreiben würde also noch vor Tagesanbruch übergeben werden, ohne daß man selbst auf den Vorposten ahnen konnte, daß man an diesem Tage parlamentirte.

In der That übergab ich am folgenden Morgen, nachdem ich fünf Viertelstunden auf den deutschen Parlamentär gewartet hatte, ihm das Sendschreiben Jules Favre's an Herrn von Bismarck, etwas vor sieben Uhr Morgens; ich benachrichtigte den Minister sofort durch einen Expreßboten davon und da ich dort Nichts zu thun hatte und nicht unnütz in der Gefahr des

Bombardements bleiben wollte, ging ich, während ich die Antwort aus Versailles erwartete, den General Dumoulin um Gastfreundschaft ersuchen, der in Boulogne die Villa des Baron von Rothschild bewohnte.

In welch bejammernswerthem Zustand fand ich dies wundervolle kokette Haus wieder! Wie fern schienen mir die Tage, und sie waren doch noch nicht lange her, wo, nach den Rennen von Longchamp, diese Villa die Elite der Aristokratie und die Blüthe europäischer Eleganz in sich vereinigte.

Gegen halb drei brachte mir ein Mobilgardist ein mit Bleistift geschriebenes Billet folgenden Inhalts:

Parlamentärpost, 2 Uhr 15 Minuten.

An den Herrn Grafen d'Hérisson.

Der preußische Parlamentär ist eben angekommen und hat mich gebeten, Ihnen mitzutheilen, daß er Ueberbringer der Antwort des Herrn von Bismarck ist. Er hat mir unter Anderem gesagt, daß der Herr Minister die Erlaubniß habe, die preußischen Linien zu überschreiten. Ein Wagen steht zur Disposition des Herrn Ministers.

Der wachthabende Offizier
Saintoin.

So wußte also der ganze Posten, daß Jules Favre sich nach Versailles begeben werde!

Eine Stunde später trat ich in das Arbeitskabinet Jules Favre's.

Beim Anblick des deutschen Schreibens zeigte er

eine außerordentliche Erregung. Seine Hände zitterten so, daß er mehrere Male ansetzen mußte, ehe es ihm gelang, das Siegel zu erbrechen.

Er fragte mich, ob es möglich zu machen sei, daß er sich noch heute nach Versailles begäbe.

Ich erwiderte ihm, daß ich zuerst alle meine Vorbereitungen so getroffen hätte, daß er Paris ganz früh am nächsten Morgen verlassen könne; als ich aber die Indiskretion des preußischen Parlamentärs erfuhr, der den französischen Posten mit Herrn von Bismarck's Vorschriften bekannt gemacht hatte, hätte ich geglaubt, richtig zu handeln, indem ich um Einstellung des Feuerns an der Sèvres-Brücke bis sechs Uhr Abends bat. Wenn er also sofort abreisen wolle, würde ich es übernehmen, ihn ohne Unfall bis zu der genannten Brücke zu bringen, vorausgesetzt, daß er mich die Ordnung und den Marsch des Gefolges bestimmen ließe.

Wenn auch die öffentliche Meinung in Paris, der Mehrzahl nach, fast zum Frieden entschlossen war, so gab es doch noch sehr viel exaltirte Köpfe, die Jules Favre's Schritt für einen Verrath gehalten haben, und die, um diesen Schritt zu verhindern, vor Nichts, selbst nicht vor einem Verbrechen, zurückgeschreckt sein würden. So genügte es, bei irgend einem Posten einigen dieser exaltirten Leute zu begegnen; es genügte, das Pech zu haben, auf solche zu stoßen, die argwöhnisch, ahnungsvoll und schon auf der Hut waren, um Alles wieder in Frage zu stellen.

Es schien mir daher klug, die Angelegenheit schnell

zu erledigen, bevor die Nachricht von der Reise des Ministers, mit den Wachtposten an der Sèvres-Brücke, nach Paris gebracht wurde.

Ich hatte im Hofe des Ministeriums des Auswärtigen das Koupé bereit, dessen sich früher der Kaiser bediente, sein Kutscher führte es, und es war mit zwei vorzüglichen Rennern aus dem kaiserlichen Marstall bespannt.

Wenn wir sofort abreisten, konnten wir, trotzdem man mit den Umwegen rechnen mußte, die durch die oft den Weg versperrenden Barrikaden nothwendig werden konnten, doch noch vor der Wiederaufnahme des Bombardements in Sèvres eintreffen.

„Es ist gut," sagte Jules Favre zu mir. „Gehen wir."

Einige Augenblicke später rollten wir in der Richtung des Bois de Boulogne dahin, der Minister, sein Schwiegersohn Herr Martinez del Rio, der darauf bestanden hatte, ihn zu begleiten, und ich.

Am Wachtposten des Bois de Boulogne drückte sich der Minister, der im Fond zwischen seinem Schwiegersohn und mir saß, hinter uns. Ich füllte mit meinem Körper das Fenster rechts aus, indem ich mich weit hinausneigte und meinen Passirschein schwenkte. Am linken Wagenschlag führte Herr Martinez del Rio dasselbe Manöver aus.

Ohne erkannt zu werden, ohne daß die Nationalgardisten sich — was Jules Favre's größte Furcht war — seinem Weiterfahren widersetzten; ohne daß wir einem zweiten Drouet begegneten, der uns vielleicht

eine zweite Auflage der Rückkehr von Varennes bereitet hätte, bogen wir in das Gehölz ein.

Auch dort ging Alles gut, obgleich wir in jedem Augenblick genöthigt waren, vor einem den Weg durchschneidenden Graben, vor einer von frisch umgehauenen Bäumen errichteten Barrikade umzukehren und unangenehme Umwege zu machen. Alle diese Hindernisse, die für einen Reiter ein Kinderspiel gewesen wären, waren für einen ziemlich schweren, mit vier Personen besetzten Wagen nicht leicht zu überwinden. Man mußte sie stets umfahren.

Wenn man das Bois verläßt, ist in gewöhnlichen Zeiten nichts leichter, als sich nach Sèvres zu begeben. Aber zu dieser Zeit wurden die einfachsten Dinge gewöhnlich zu unübersteiglichen Schwierigkeiten. So konnten wir nicht daran denken, den Quai, das Ufer des Flusses, zu verfolgen. Unsere Pferde wären von den deutschen Tirailleurs am andern Ufer getödtet worden, noch ehe sie hundert Meter zurückgelegt hätten, und unser Wagen wäre durchlöchert worden. Man mußte sich also nach links werfen. Aber da gab es eingestürzte Häuser und aus dem unbebauten Land ausgerissene Zäune, die vollständig den Weg versperrten.

Indem wir doch irgendwo einen Ausweg zu finden hofften, schlugen wir uns in eine Privatallee; wir gelangten in ein Labyrinth, das uns nirgends hinführte. Endlich schlagen wir ein großes Thor ein, durchfahren Gemüsegärten, zerbrechen ganze Reihen von Glasscheiben über Melonenbeeten und gewinnen zuletzt einen fahr-

baren und geschützten Weg, der uns bis zur Brücke führt.

Wir mußten ziemlich lange in dem Schuppen warten, wo ich gewöhnlich mein Pferd einstellte und der jetzt das Haus des Parlamentärs war. Der deutsche Offizier, ahnungslos, daß wir noch an demselben Tage wiederkehren würden, war zu seinen Penaten heimgekehrt, die, wie ich glaube, sich auf der Seite von Chaville befanden.

Wir stiegen in die kleine Barke, die vor einigen Wochen Burnside und sein Vermögen getragen hatte. Die preußischen Feldwachen hatten dieselbe bis zu ihrer Wasserlinie, wenn sie leer war, mit Schüssen durchlöchert wie einen Schaumlöffel. Da das Gewicht unserer Körper diese Linie unter das Niveau des Wassers drückte, drang dasselbe von allen Seiten durch vielleicht hundert kleine natürliche Spundlöcher ein. Es wäre ausgezeichnet gewesen, um Fische aufzubewahren, aber um gute Christen zu tragen, war es doch etwas sehr primitiv. Wir hatten wirklich Furcht, zu sinken. Wir fingen an, die größten Löcher mit Fetzen unserer Taschentücher und mit Papierkugeln zu verstopfen. Eine alte Blechkasserolle, die ich auf dem Boden der Barke fand, wurde zu einem Schöpflöffel umgewandelt, und so konnte ich wenigstens das Wasser, das durch die Fugen und kleineren Löcher eindrang, wieder ausschöpfen.

Die Seine trieb Eisblöcke von zwei bis drei Meter im Quadrat, die man vermeiden mußte, was aber

nicht schwer war, da die Strömung an dieser Stelle nicht stark ist und durch das Eis noch mehr aufgehalten wurde.

Die Nacht war schwarz, und unter dem dunklen Himmel würde die Seine wie ein Dintenstrom ausgesehen haben, wenn das brennende Saint-Cloud nicht seinen rothen Schein auf die Oberfläche des Wassers geworfen hätte. Stellenweis hätte man sagen können, es seien Blutlachen, die unter einer Kuppel von Rauch und Nebel dahinflossen. Es war biblisch, es war großartig, es war Alles, was man will, aber es war doch entsetzlich.

Mit seinem hohen Hut, seinem Ueberrock eines schlecht gekleideten Advokaten, seinem gebogenen Profil, das einem trübseligen Halbmonde glich, und seinem Ministerportefeuille war Jules Favre viel zu modern, um Dante vorstellen zu können; ebensowenig hätte ich, in meinem Waffenrock, meinem Beinkleid mit rothen Streifen und meinem Käppi, eine richtige Idee von Virgil gegeben. Aber wenn die Persönlichkeiten auch viel zu wünschen übrig ließen, sie waren doch vom Rahmen der Hölle eingefaßt, vollständig, düster, kläglich und von der Wirklichkeit in sicher viel größeren Verhältnissen gezeichnet, als die der Visionen des unsterblichen italienischen Dichters gewesen waren.

Am deutschen Ufer der Seine — der Krieg hatte diesen ungeheuerlichen geographischen Ausdruck geboren — erwarteten mehrere preußische Offiziere Jules Favre, neben einer alten geschlossenen Landkutsche, die mit

bunter Leinwand, weiß mit blauen Blumen, ausgeschlagen und von einer Eskorte Ulanen umgeben war.

Man grüßte sich und redete sich von beiden Seiten an, und ich sah, daß die deutschen Offiziere, die wahrscheinlich ihre Instruktionen erhalten hatten, so thaten, als glaubten sie, daß der Minister die preußischen Linien nur passirte, um sich nach London zu begeben, um einer Konferenz beizuwohnen, die man dort über die Regelung der Frage des Schwarzen Meeres hielt.

Vor mehreren Tagen hatte Jules Favre, der von der englischen Regierung zu dieser Konferenz eingeladen war, den Grafen von Bismarck um einen Passirschein gebeten. Anfangs hatte derselbe in die Reise gewilligt; dann aber — fürchtend, daß der Minister diese diplomatische Versammlung vielleicht benutzte, um den Beistand der neutralen Mächte anzurufen, während er nicht gestattete, daß Europa die Republick anerkannte und mit ihr verhandelte, bevor er, der Graf von Bismarck, sich entschieden hätte, ob man mit ihr verhandeln oder das Kaiserreich wieder einsetzen sollte — hatte er schließlich den Geleitsbrief verweigert. Jules Favre, dem an der Reise nichts lag, hatte sogar Herrn von Bismarck geschrieben und ihm für seinen abschlägigen Bescheid gedankt, der, wie er sagte, ihn zum Gefühl seiner Pflicht zurückführte.

Da der Minister mich nicht aufforderte, ihn noch weiter zu begleiten, sah ich auch keinen Grund ein, ihm meine Gesellschaft anzubieten. Ich ließ ihn also, von den Ulanen umgeben, in seiner Landkalesche

davonfahren. Ich sah den kleinen Zug um die Straßenecke verschwinden und blieb die Nacht in Sèvres.

Er kam an demselben Abend nicht zurück und erschien am folgenden Tage erst spät Nachmittags.

Sein erstes Wort, als er mich auf dem Quai neben meiner Barke widerfand, war:

„Ach, mein liebes Kind, ich habe Unrecht gehabt, Sie nicht mitzunehmen. Ich habe zu viel gelitten. Wenn Sie wollen, werden wir uns nicht mehr trennen, wenn ich wieder nach Versailles zurückkehre."

Wenn man in dieser Zeit mit Jules Favre sprach und auch jetzt noch, wenn man seine Depeschen, seine Korrespondenz, seine Berichte, seine Bücher durchliest, bemerkt man sofort, daß er beständig die Rolle der Person, aus ich weiß nicht mehr welchem Lustspiel spielte, die durch ein ganzes Stück nichts weiter zu thun hat, als fortwährend zu wiederholen: „Ach, wie ich leide, mein Gott, wie ich leide! O, mein Kopf, mein Kopf!" Das wirkt sehr komisch. Aber damals sprach er seine Klagen noch mit solcher Ueberzeugung aus, legte eine solche Aufrichtigkeit in seine Jeremiaden, daß er nur das Gefühl tiefsten Mitleids erregte.

Ich erwiderte ihm, daß ich ganz zu seiner Disposition stände; als wir im Koupé des Kaisers zurückkehrten, erzählte er mir ausführlich seine beiden Unterredungen mit dem Kanzler. Seine Erzählung, die ich noch an demselben Abend niederschrieb, weicht erheblich von der ab, die er, nach seiner Behauptung in seinem Buch, am nächsten Tage diktirt und veröffentlicht hat.

Er war direkt nach dem Hotel der Wwe. Jessé in Versailles, Rue de Provence Nr. 23, geführt worden, einer sehr bescheidenen Wohnung, die Herr von Bismarck bewohnte und die ihn wohl nur wegen der Nähe der Präfektur fesselte, wo der König von Preußen, der seit kaum einer Woche Kaiser von Deutschland geworden war, logirte.

Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht, hatte Jules Favre gesagt, daß er gekommen sei, um die Unterhandlungen von Ferrières wieder aufzunehmen. Herr von Bismarck hatte darauf in brüskem Tone erwidert:

„Die Situation ist nicht mehr dieselbe, und wenn Sie Ihrem Prinzip von Ferrières: „nicht einen Stein, nicht einen Zoll" — treu bleiben, so ist es nutzlos, weiter darüber zu sprechen. Meine Zeit ist kostbar, die Ihrige auch. Ich sehe nicht ein, warum wir sie vergeuden sollen."

Dann abbrechend fügte er, sein Gegenüber betrachtend, hinzu:

„Sie sind sehr weiß geworden seit Ferrières, Herr Minister."

Jules Favre führte als Ursache davon die Regierungssorgen, die Bitterkeiten der Niederlagen ꝛc. an, und der Kanzler, auf den Gegenstand der Unterhaltung zurückkommend, sprach die Ansicht aus, daß der Minister sehr spät käme und daß er im Begriff stehe, mit einem Abgesandten Napoleon III. zu unterhandeln.

Die Scene trug sich in einem kleinen Salon, im ersten Stock des Hauses zu und Herr von Bismarck bezeichnete seinem Gefährten eine Thüre, hinter welcher, wie er sagte, der Gesandte des Kaisers wartete.

Er erklärte, daß ihm nichts leichter sein würde, als den entthronten Herrscher wieder zurückzurufen und ihn Frankreich aufzuoktroyiren, daß Napoleon III. unter den in Deutschland gefangenen Franzosen wohl ein Heer von hunderttausend Mann, die ihm ganz ergeben seien, finden und daß das genügen würde, um sich an dem Tage, an dem die Deutschen abziehen würden, zu halten; daß im schlimmsten Falle noch das Hülfsmittel übrig bliebe, das alte Corps législatif zusammenzuberufen und mit ihm zu unterhandeln.

Er wurde im Sprechen immer lebhafter und sagte ungefähr Folgendes:

„Uebrigens, warum soll ich denn auch eigentlich mit Ihnen unterhandeln? Warum soll ich Ihrer Republik den Anschein der Legalität geben, indem ich einen Vertrag mit ihrem Repräsentanten schließe? Ihr seid im Grunde ja nichts weiter als eine Bande von Empörern! Wenn Euer Kaiser zurückkehrt, hat er das volle Recht, Alle als Verräther und Rebellen erschießen zu lassen."

„Aber wenn er wiederkommt," rief Jules Favre ganz entsetzt aus, „so gibt's Bürgerkrieg, Anarchie!"

„Sind Sie dessen so sicher? Und dann, was könnte der Bürgerkrieg uns Deutschen schaden?"

„Aber Herr Graf, denken Sie denn nicht daran, daß Sie uns in Verzweiflung stürzen? Haben Sie denn nicht Furcht, unsern Widerstand auf's Aeußerste zu reizen?“ . . .

„Ah! Sie sprechen von Ihrem Widerstand,“ unterbrach ihn der Kanzler heftig. „Ah! Sie sind stolz auf Ihren Widerstand? Nun denn, ich sage Ihnen, Herr, wenn Trochu ein deutscher General wäre, ich ließe ihn noch heute füsilieren. Man hat nicht das Recht, hören Sie wohl, man hat nicht das Recht vor Gott und vor der ganzen Menschheit, um eines eitlen militärischen Glorienscheines halber, wie er es in diesem Augenblick thut, eine Stadt von mehr als zwei Millionen Seelen den Schrecken einer Hungersnoth auszusetzen. Das Eisenbahnnetz ist überall unterbrochen. Wenn es uns nicht gelingt, dasselbe in zwei Tagen wieder herzustellen, was nicht gewiß ist, so werden Ihnen in Paris täglich hunderttausend Personen Hungers sterben. Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Widerstand: er ist ein Verbrechen!“

Jules Favre, ganz aus der Fassung gebracht, hatte gebeten, ja angefleht, Frankreich nach all seinem Unglück nicht die Schmach auferlegen, einen Bonaparte dulden zu müssen. Dann hatte er angefangen, alle Vortheile der Republik, dieser unpersönlichen Regierungsform zu rühmen, die allein im Stande sei, die harten und schmerzenden Bedingungen des Siegers, ohne dadurch vernichtet zu werden, zu ertragen; die allein fähig sei, Deutschland die Ausführung der Verträge zuzusichern.

Kurz bevor sie sich trennten, hatte Herr von Bismarck Jules Favre aufgetragen, die Bedingungen, die ihm wünschenswerth erschienen und die sie besprochen hatten, schriftlich aufzusetzen. Am nächsten Morgen und nachdem er den Kaiser und Herrn von Moltke gesprochen, hatte der Kanzler dem Minister den Entwurf eines Konventionsplanes vorgelegt.

Einundzwanzigtägiger Waffenstillstand. — Entwaffnung der Armee, die in Paris kriegsgefangen bleiben solle. — Die alten Bataillone der Nationalgarde, sechzig an der Zahl, sollten bewaffnet bleiben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; die andern sollten, ebenso wie alle Freikorps, aufgelöst werden. — Die Armee sollte ihre Waffen und *ihre Fahnen* abliefern; die Offiziere sollten den Degen behalten. — Der Waffenstillstand würde über ganz Frankreich ausgedehnt werden und die respektive Situation beider Heere würde genau vorgezeichnet werden. — Paris müßte eine Kriegskontribution zahlen und seine Forts den Deutschen übergeben. — Diese würden während der Dauer des Waffenstillstandes die Stadt nicht betreten. Die Kanonen, die die Festungswerke garniren, sollten in die Gräben gestürzt werden. — Legislative Wahlen würden stattfinden, um ein Oberhaupt zu ernennen, das sich über den definitiven Friedensvertrag auszusprechen habe.

Dies war natürlich nur die Grundlage zu dem Waffenstillstand, der am 28. Januar in Versailles unterzeichnet wurde. Jules Favre hoffte noch viele

Härten desselben zu mildern und so wurden die Unterhandlungen zwischen ihm und dem Grafen Bismarck bis zum Tage der Unterschrift fortgesetzt. Mehrmals wurden, um militärischer Angelegenheiten willen, Herr von Moltke und seine Offiziere, sowie zwei französische Generäle zugezogen.

Ich wohnte, in der Eigenschaft eines Sekretärs und Adjutanten des Ministers, wenn man das so nennen kann, allen Unterredungen, mit Ausnahme der ersten, wie ich es schon erwähnte, bei. Es wäre für den Leser überflüssig und langweilig, ihnen Schritt für Schritt zu folgen; daher werde ich nicht all die Unterhandlungen, die sich ja immer in demselben Kreise drehten, wiederholen. Sie gaben jedoch Veranlassung zu witzigen Ausfällen, zu charakteristischen, interessanten Begebenheiten, die mir in der Erinnerung haften geblieben sind und von denen ich glaube, daß es gut ist, sie zu berichten.

Als er von seiner ersten Zusammenkunft mit dem Kanzler zurückkam, erzählte mir der Minister den Inhalt der Unterhaltung, die ich vorhin erzählt habe. Er hatte bei der Heimkehr seine Kollegen im Ministerium versammelt gefunden und hatte ihnen die ersten Resultate seiner Konferenz auseinandergesetzt. Sie hatten ihm dazu gratulirt, da das, was er erreicht habe, in der verzweifelten Lage, in der man sich befände, Alles sei, was man nur irgend wünschen könne. Man hatte dann über die Kriegskontribution berathen und Jules Favre war ermächtigt worden, bis auf 500

Millionen zu gehen, falls Herr von Bismarck so viel verlangen würde.

Am folgenden Morgen blieb ich nicht in Sèvres, sondern stieg mit Jules Favre in die Landkalesche und betrat hinter ihm das Haus Jessé.

Herr von Bismarck, der gewöhnlich nicht früh aufstand, kam bald zu uns in den Parterre-Salon. Der Minister stellte mich jetzt dem Kanzler vor, der mich etwa zwei Sekunden lang ansah, wie Jemand, der einem schon bekannt ist. Er führte uns dann in den ersten Stock.

Die Unterhandlung begann. Wir saßen alle drei um einen runden Tisch. Der Kanzler sprach, Jules Favre antwortete; ich machte Notizen und schrieb die Dispositionen und die Einzelheiten, über die die beiden Männer sich geeinigt hatten, nieder.

Zuerst frappirte mich der Kontrast, den die beiden Redenden bildeten. Graf Bismarck trug die Uniform eines Obersten der weißen Kürassiere: weißen Waffenrock, weiße Mütze mit gelbem Rand. Er sah aus wie ein Koloß. In seine Uniform eingezwängt, mit gewölbter Brust, eckigen Schultern, strotzend von Gesundheit und Kraft, erdrückte er durch seine Nähe den gebeugten, mageren, langen, traurigen Advokaten in seinem Ueberrock, der überall Falten schlug und seinen lang herabfallenden weißen Haaren. Ach! Man brauchte nur einen Blick auf die beiden Unterhändler zu werfen, um den Sieger und den Besiegten, den Mächtigen und den Schwachen heraus zu erkennen.

Jules Favre bestand an diesem Tage besonders darauf, daß der ganzen Nationalgarde die Waffen gelassen werden sollten. Er hatte schon auf die Mobilgarde und die reguläre Armee, von der nur eine Division bewaffnet bleiben und mit der die Polizeimannschaft und die Feuerwehr vereinigt werden sollten, verzichtet. Aber die Nationalgarde lag ihm zu sehr am Herzen. Er setzte auseinander, daß es unmöglich sei, sie zu entwaffnen; sie würde sich empören, es würde Blut fließen; daß sie, nur wenn es ihr gestattet wäre, die Waffen zu behalten, überhaupt den Waffenstillstand ertragen würde.

Das dauerte ziemlich lange, denn wenn General Trochu nicht da war, um ihn in den Schatten zu stellen, konnte auch Jules Favre sehr weitschweifig sein.

Endlich gestand Graf Bismarck das zu; aber ich erinnere mich, daß er folgendes prophetische Wort sprach:

„Sei es denn, aber glauben Sie mir, Sie begehen eine Dummheit. Früher oder später werden Sie mit den Gewehren rechnen müssen, die Sie so unklug sind, jenen Hitzköpfen zu lassen."

Dann wurde wieder von der Kriegskontribution gesprochen und der Kanzler sagte lachend, daß Paris eine sehr große Dame und eine so reiche Person sei, daß es eine Beleidigung für sie wäre, weniger als eine Milliarde zu verlangen.

„Das werden wir nie bezahlen können, Excellenz," versetzte Jules Favre. „Der Krieg hat Paris total

ruinirt. Wir werden mit großer Mühe hundert Millionen aufbringen."

Endlich wurden sie, wie man weiß, auf zweihundert Millionen einig.

Die Mittagsstunde hatte geschlagen und der Kanzler lud uns ein, uns zu Tisch zu begeben. Jules Favre, der die von mir gemachten Notizen gleich auszuarbeiten wünschte, entschuldigte sich und bat, ihm sein Mittagessen hinauf zu schicken. Ich folgte also allein dem Kanzler nach dem Speisesaal im Parterrestock, wo etwa ein Dutzend Offiziere und Beamte aus der Kanzlei, alle in großer Uniform, warteten.

Der Kanzler, der die Mitte der Tafel einnahm, bot mir den Platz zu seiner Rechten an.

Ich erinnere mich, daß der Tisch, der übrigens sehr gut besetzt und mit dem massiven Silberzeug einer Landeinrichtung geschmückt war, nur von zwei Kerzen Licht erhielt, die in die Hälse zweier leerer Flaschen gesteckt waren. Nur dieses, vielleicht ein wenig berechnete Detail, erinnerte an das Lagerleben.

Kaum hatte man sich gesetzt, so fing der Kanzler an mit gutem Appetit zu essen, wobei er plauderte und abwechselnd in großen Zügen Bier und Champagner, aus einem großen silbernen Becher mit seinem Namenszuge, trank.

Alle unterhielten sich in französischer Sprache.

Plötzlich sagte Herr von Bismarck zu meinem größten Erstaunen zu mir:

„Dies ist nicht das erste Mal, Herr von Hérisson, daß ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen."

„Das ist wahr, Excellenz. Aber ich hätte nicht gedacht, daß ein Ereigniß, das ebenso unbedeutend für Sie, wie bemerkenswerth für mich war, in Ihrem Gedächtniß haften geblieben, wo so wichtige Interessen, so weitgehende Pläne und so großartige Erfolge sich um den Platz streiten."

„Warten Sie," fuhr er fort, „es war im Jahre 1866 in Baden, auf der Freitreppe des Hauses Mesmer, wo der König von Preußen wohnte. Sie wurden mir von der Fürstin Menschikow vorgestellt."

Das war richtig und ich stimmte daher gern in den Chorus der Offiziere und Kanzleibeamten ein, die sich vor Bewunderung auf ihren Stühlen hin- und herwiegten und ausriefen:

„Welch ein Gedächtniß! Das ist wunderbar! Welch ein erstaunlicher Mann! Er steht einzig da!"

War es wegen der flüchtigen Beziehungen, die sich vor Zeiten zwischen uns angeknüpft hatten? Oder fühlte der Kanzler, der seit mehr als sechs Monaten nur gefangene oder gedemüthigte französische Offiziere gesehen, nur mit Civilbeamten gesprochen hatte, um ihnen Opfer aufzuerlegen oder Bitten abzuschlagen, eine unfreiwillige moralische Erleichterung vor einem freien Offizier, den er, da er mit ihm am Tische saß, weder als Feind, noch als Untergebenen behandeln konnte? Kontrastirte meine freie sorglose Haltung gegen die Jules Favre's, der am vorigen Tage während der

ganzen Mahlzeit wie auf seinem Stuhl fest genagelt, unter seinen langen Haaren wie begraben da saß und wenn man ihn ansprach, plötzlich wie aus einem schweren Traum auffuhr und sich von Zeit zu Zeit mit der Serviette über die Augen fuhr — und gefiel dieser Kontrast dem Kanzler? Oder machte ihm, der selbst ein tüchtiger Esser und Trinker war, mein jugendlicher Appetit Vergnügen, denn da die Entbehrungen der Belagerung appetitreizend auf mich gewirkt hatten, aß ich ordentlich und trank tapfer?

Wie dem auch sein mochte, ich bemerkte bald an kleinen unscheinbaren Anzeichen, daß ich dem Grafen Bismarck nicht unangenehm war. Er suchte mich in die Enge zu treiben, antwortete mir, regte mich zum Sprechen an. Man hätte ihn für eine Herrin des Hauses halten können, der es daran lag, einen ihrer Gäste in glänzendes Licht zu setzen.

Als ich sah, daß das zog, wie man vertraulich zu sagen pflegt, ließ ich mich los und fing an, diesen Herren von der Kanzlei auf echt Pariserisch „vorzuräubern."

„Glauben Sie nicht," sagte ich unter anderen Geschichtchen, „daß wir so sehr ausgehungert seien. Und überdies gibt's bei uns solche Hülfsquellen, daß wir über das, was andere Nationen schwer niederdrückt, lachen und scherzen. So hatte man, am Anfange der Belagerung, einen großen Haß auf die Stadtsergeanten geworfen. Man wollte sie Alle ersäufen, nicht mehr, nicht weniger. Da schnitten sie sich ihre Schnurrbärte

ab und machten immer zu Dreien ihre Runden, um sich, wenn nöthig, gegenseitig beizustehen. Heute denkt man gar nicht mehr an sie, und sie gehen auch nur zu Zweien herum. Man behauptet, daß sie nicht anders können, weil die zwei Uebriggebliebenen den Dritten aufgegessen haben."

Und die Bewunderer des Grafen Bismarck, die in ihren Redewendungen nicht viel Abwechslung zu haben schienen, riefen aus:

„Welche Heiterkeit! Das ist wunderbar! Diese Pariser sind wirklich erstaunlich! Sie stehen einzig da!..."

Dann fing ich an, ihnen von dem Feldzug in China zu erzählen, Geschichten aus einer anderen Welt.

Das schien mir besser, als von Politik zu reden, von der ich Nichts verstand, oder vom gegenwärtigen Kriege, wo ich nur für mich betrübende Themata gefunden hätte.

Meine Rolle hatte weder die Bedeutung noch den Charakter von der Jules Favre's; ja, ich bin sogar überzeugt, daß ich die kleinen Konzessionen, die ich, wie man sehen wird, Herrn von Bismarck persönlich abnöthigte, nur meiner guten Laune, der beständigen Heiterkeit, die mir eigenthümlich war und einer Freimüthigkeit des Geistes, die ich affektirte, verdankte.

Herr von Bismarck gleicht unseren Staatsmännern in keiner Beziehung. Er ist nicht im Geringsten feierlich. Er ist sogar von Grund aus heiter und schleudert manchmal mitten in die ernstesten Fragen einen Scherz

hinein, einen humoristischen Einfall, durch den man immer die gewaltige Tatze des Löwen hindurchfühlt.

Ich muß außerdem annehmen, daß meine Anekdoten ihm nicht mißfielen, denn ich las in dem Buch des Dr. Moritz Busch, seines Sekretärs, betitelt: Graf Bismarck und seine Leute im französischen Kriege:

„Zum Danke für diese und andere Histörchen erzählte unser Chef Herrn v. Hérisson verschiedene Dinge, die man in den Pariser Klubs und Salons noch nicht wissen konnte und die man dort mit Vergnügen hören würde. Zum Beispiel, wie Rothschild sich in Ferrières betrug und die Metamorphose, durch welche der Großvater Amschel, Dank dem Kurfürsten von Hessen, aus einem kleinen Juden ein großer wurde. Er nannte ihn zu verschiedenen Malen den Hofjuden und ging dann darauf über, die Juden des polnischen Adels zu charakterisiren."

Herr von Bismarck erzählte mir in der That, daß die Deutschen sich über den ihnen in Ferrières bereiteten Empfang sehr zu beklagen gehabt hätten. Nach seiner Ansicht war mehr der Intendant des Baron von Rothschild Schuld daran, als der Baron selbst. „Aber," fügte er hinzu, „wie der Herr so der Knecht."

Ich erlaubte mir, ihm zu bemerken, wie er begreifen müsse, daß ich seine Gefühle nicht theilen könne, sondern daß ich als französischer Offizier um so mehr geneigt

sei, den Muth des Baron von Rothschild zu bewundern, da er, indem er solchen Muth bewies, viel mehr riskirte als viele Andere.

Im Uebrigen beeilte ich mich, die Unterhaltung von dem etwas antisemitischen Thema abzuleiten, das Herr von Bismarck angeschlagen hatte und brachte ihn auf Jagdgeschichten. Da ist er unerschöpflich.

Als wir wieder zu Jules Favre hinaufgingen, der noch immer schrieb, war das Eis gebrochen und der französische Bevollmächtigte schien sehr erstaunt über die vertraulichen Ausdrücke, mit denen der Kanzler die bei Tisch angesponnene Unterhaltung beendete.

Noch an demselben Abend ließ Herr von Bismarck, nachdem er mich durch seinen funkensprühenden Geist und einen gleichzeitig derben und doch reizenden Humor geblendet hatte, mich die Blitze eines furchtbaren Zornes kennen lernen. Um mich eines, für diesen wahrhaft großen Mann passenderen Bildes zu bedienen — ich hatte den ruhenden Löwen wie eine Katze, die man streichelt, schnurren gehört und sollte ihn jetzt, aufrecht stehend mit gesträubter Mähne brüllen hören.

Im Verlauf dieser langen und peinlichen Unterhaltungen besinne ich mich, den Kanzler des deutschen Reichs dreimal ernsthaft in Zorn gesehen zu haben. Ich werde diesen ersten Anfall von Jähzorn erzählen; der zweite brach über die Vertheidigung von Saint-Quentin aus, denn Herr von Bismarck war als deutscher Chef wüthend darüber, daß eine offene Stadt, durch ihren unerwarteten Widerstand, eine deutsche Armee gezwungen

hatte, umzukehren und den Rückzug eines französischen Heeres zu decken. Er konnte es dem Muth und Patriotismus eines einfachen Lieutenants, der durch die Macht der Verhältnisse Kommandeur geworden war, nicht verzeihen, daß er den großen deutschen Generalstab überrascht und dessen Berechnungen umgestoßen hatte. Dieser Lieutenant war mein Freund, Xavier Feuillant.

Endlich hatte ich die Ehre, die Veranlassung der dritten Krise dieses großartigen Zornes unter Umständen zu sein, die ich bald erzählen werde und wobei ich mehr Glück als Verstand hatte: felicior quam prudentior, sagt die Syntax des guten Lhomond.

Also, an diesem Abend handelte es sich um Garibaldi.

Als er wieder nach oben ging, hatte der Kanzler auf dem kleinen runden Tisch, um den wir uns setzten, eine weiße Untertasse mit drei süperben Havannacigarren stellen lassen. Seine Verehrer schickten ihm von Hamburg zahlreiche Kisten davon, die auf der Kommode aufgestapelt waren. Uebrigens ließ der Nationalenthusiasmus ihn während des ganzen Feldzuges an nichts Mangel leiden, und Hans Jessé sah die auserlesensten Produkte der deutschen Gastronomie, die feinsten Weine, das beste Bier, das je jenseits des Rheins gebraut worden ist, in seinen Mauern.

Er wiederholte seinen Vertrauten oft: „Wenn ich gut arbeiten soll, muß man mich gut nähren.“ Und zum Kronprinzen, den er zu Tische geladen hatte und der über die guten Dinge, die ihm vorgesetzt wurden, erstaunt war, sagte er: „Sehen Sie, Kaiserliche Hoheit,

die Einwohner der Staaten des Norddeutschen Bundes wollen absolut einen fetten Kanzler haben." Diese guten Einwohner bekamen ihren Kanzler so wieder, wie sie ihn gewünscht hatten, denn später, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, mußte er eine Kur brauchen, die ihn wieder magerer machte. Und wenn er in Versailles gut arbeitete, so aß er unstreitig noch besser und speiste seine Gäste, dies sei nebenbei erwähnt, ausgezeichnet.

In dem Augenblicke, als die Unterhaltung begann, nahm der Kanzler die Untertasse mit den drei Cigarren, reichte sie Jules Favre und fragte:

„Rauchen Sie?"

Jules Favre verneigte sich dankend und sagte, daß er nie rauche.

„Da thun Sie Unrecht," sagte der Kürassier-Diplomat treuherzig. „Wenn eine Unterhaltung sich entspinnt, die vielleicht zu Diskussionen führen, eine heftige Sprache veranlassen kann, ist es entschieden besser, beim Sprechen zu rauchen. Sehen Sie, wenn man raucht," fuhr er fort, indem er seine Havannah anzündete, „so lähmt die Cigarre, die man hält, die man doch nicht fallen lassen will, in etwas die physischen Bewegungen. In moralischer Beziehung besänftigt sie uns, ohne die Funktionen unseres Gehirns im Geringsten zu hemmen. Die Cigarre ist eine Ablenkung; der sich emporringelnde blaue Rauch, dem man unwillkürlich mit den Augen folgt, bezaubert uns und macht uns versöhnlicher. Man ist glücklich, denn das Auge ist beschäftigt, die

Hand gefesselt, der Geruchssinn befriedigt. Man ist geneigt, sich gegenseitig Konzessionen zu machen. Und unsere Arbeit, bei uns Diplomaten, besteht aus beständigen gegenseitigen Konzessionen. Sie haben als Nichtraucher einen Vortheil über mich, der ich rauche: Sie sind aufgeweckter, und einen Nachtheil: Sie lassen sich leichter hinreißen, sind leichter geneigt, dem ersten Impuls zu folgen," fuhr er mit einer etwas spöttischen Absichtlichkeit fort. „Uebrigens bin ich sicher, daß der Kapitän raucht."

Und er schob mir die Untertasse hin. Ich gestehe, wenn ich mich auch auf einen weniger erhabenen Gesichtspunkt als der Kanzler stelle, daß eine gute Cigarre mich stets gelockt hat. Dennoch hielt ich es für richtiger, abzulehnen. Ich wollte ganz Ohr sein, mich durch nichts zerstreuen lassen, und dann fühlte ich mich diesen beiden Männern in hierarchischer Beziehung zu untergeordnet, als daß ich mir erlaubt hätte, mich mit ihnen auf gleichen Fuß zu stellen, wie Personen, die in Gemeinschaft rauchen.

Die Unterhaltung fing gesetzt und ruhig an. Mit erstaunlichem Freimuth und bewundernswerther Logik sagte der Kanzler einfach und aufrichtig, was er wünschte. Er ging gerade auf's Ziel los, was Jules Favre, der an seine Advokatenkniffe und diplomatische Durchsteckereien gewöhnt war, ganz verdutzt machte. Er verstand Nichts von dieser vollkommenen Loyalität, dieser stolzen und mit dem alten Schlendrian wenig übereinstimmenden Art, die Fragen zu behandeln.

Der Kanzler drückte sich mit einer Leichtigkeit in der französischen Sprache aus, die ich bisher nur bei den Russen gefunden hatte, die sich unsere Sprache so rasch und glücklich aneignen und für die alle fremden Idiome wegen der Schwierigkeit ihrer Sprache kinderleicht sind. Er bediente sich kräftiger und eleganter Ausdrücke und fand ohne Anstrengung und ohne es zu suchen, stets das rechte Wort, um einen Gedanken zu klassifiziren, eine Situation zu erklären.

Während ich der Reihe nach die Schriftstücke aus dem Ministerportefeuille herausnahm, die gebraucht wurden und die Notizen dazu schrieb, die mir diktirt wurden, genoß ich diese unerwartete Lektion in der Rhetorik und Unterhaltungskunst.

Als die Rede auf Garibaldi und die Dijon-Armee kam, funkelten die Augen des Kanzlers und nahmen plötzlich den Ausdruck des heftigsten Zornes an. Man fühlte, daß er nur mit Mühe seinen offenen und gewaltigen Groll zurückhielt.

„Ich denke," sagte er zu Jules Favre, „daß wir ihn, ihn und seine Armee, aus unsern Waffenstillstandsbedingungen herauslassen. Er ist nicht einer der Ihrigen, Sie können ihn mir daher wohl überlassen. Er hat ein kleines Armeekorps sich gegenüber, dessen Effektivbestand ungefähr dem seiner Truppen gleichkommt. Mögen sie mit einander fertig werden, wie sie können. Wir haben mit ihnen Nichts zu thun."

Jules Favre erwiderte, daß das ganz unmöglich sei. Man hatte Garibaldi nicht um seinen Beistand

gebeten, das war wahr. Er hatte schon früher seine und seiner beiden Söhne Mitwirkung der Regierung der nationalen Vertheidigung am 5. September früh durch eine an Rochefort gerichtete Depesche angeboten. Man hatte ihm abschlägig geantwortet. Aber da die Verhältnisse aus dem italienischen Condottiere den General einer französischen Armee gemacht hatten, wäre es eine Feigheit von ihm, dem Repräsentanten Frankreichs, Garibaldi zu verlassen, ihn von einem Waffenstillstand, der Allen zu Nutzen kommen sollte und in der Rückwirkung also auch sein Armeekorps, das fast nur aus Franzosen bestand, davon auszuschließen.

Die Provinz hatte übrigens, indem sie Garibaldi's Dienste annahm, die Paris ablehnen zu müssen geglaubt hatte, diesen Fremden mit den Falten ihrer Nationalflagge zugedeckt und es war unmöglich, ihn im Stiche zu lassen.

Während dieser Ansprache, die viel länger und gewiß viel beredter war, als der schwache Umriß, den ich davon zeichne, und während Jules Favre den Beweis führte, daß die Ehre des Vaterlandes in einer solchen Frage enthalten sei, hatte der Zorn des Grafen Bismarck immer zugenommen.

Er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl hin und her; er hatte sogar seine halb aufgerauchte und noch brennende Cigarre auf den Rand der Untertasse gelegt und mit dem Zeigefinger heftig auf den Tisch schlagend, rief er:

„Ich muß ihn aber haben, denn ich will ihn in Berlin herumführen lassen, mit einer Tafel auf dem Rücken, auf der die Worte stehen: „Das ist die Dankbarkeit Italiens.“ Wie! Nach Allem was wir für die Menschen gethan haben! . . . Das ist eine Schmach!“

Ich nahm mir jetzt eine große Kühnheit heraus, die einem Manne von der Erziehung und Distinktion des Grafen Bismarck gegenüber, eine Chance zu gelingen hatte und die auch wirklich gelang.

Ich nahm die Untertasse mit den Cigarren halb lächelnd, halb mich verbeugend und in der Haltung der Hochachtung und Bitte, hielt ich sie ihm hin.

Einige Augenblicke lang schien er nicht zu verstehen, dann erlosch das Feuer in seinen Augen plötzlich.

„Sie haben Recht, Kapitän,“ sagte er, „es ist nutzlos, zornig zu werden. Das führt zu Nichts . . . im Gegentheil!“

Und die Unterhaltung nahm ihren gewohnten, gemäßigten Ton wieder an. Garibaldi's Armee und er selbst wurden in den Waffenstillstand mit einbegriffen.

Indessen konnten die beiden Herren nicht für sich allein über Alles Entscheidungen treffen. Es gab technische Fragen zu lösen, bei denen die Vermittelung von Militärs nothwendig war, und man kam überein, daß die Regierung von Paris einen General auswählen sollte, der mit der Vollmacht des Gouverneurs versehen, am nächsten Morgen zuerst mit Herrn von Bismarck und dann mit Herrn von Moltke konferiren sollte.

An demselben Abend, nachdem wir nach Paris zurückgekehrt waren, wurde beschlossen, den General de Beaufort d'Hautpoul mit dieser unangenehmen Mission zu betrauen und ich wurde gebeten, ihm ein Schreiben zu überbringen, welches ihm befahl, den Minister als militärischer Unterhändler zu begleiten.

Dieser ehrwürdige und tapfere General, der in der Avenue de Neuilly wohnte, zeigte, als er von dem Inhalt der Zuschrift Kenntniß genommen hatte, außerordentlichen Kummer und Ueberraschung. Er lief mit großen Schritten in seinem Salon hin und her, heftig gestikulirend und ausrufend:

„Es ist unmöglich, so etwas von mir zu verlangen! Man hat nicht das Recht, die ehrenvolle Laufbahn eines alten Soldaten zu beschimpfen, indem man ihn zwingt, seinen Namen unter eine solche Kapitulation zu setzen. Bin ich denn dafür verantwortlich? Bin ich denn kommandirender General gewesen? Niemals werde ich das thun . . . lieber sterben!"

Und er fing an zu weinen wie ein Kind. Die Thränen rieselten über seine rothen Backen und tropften an seinem weißen Schnurrbart nieder. Es war wirklich herzzerreißend. Er kam immer auf dasselbe zurück.

„Aber warum hat man mich gewählt? Warum mich eher als einen Anderen?"

Man wird begreifen, daß ich nicht fortgegangen war, ohne im Voraus zu wissen, was ich auf seine Einwendungen, die der Generalstab und die Regierung erwartet hatten, antworten sollte. Ich gab dem General

daher zu bedenken, daß er der älteste Divisionsgeneral der Pariser Armee sei.

„Das ist nicht der Fall," rief er lebhaft. „Es gibt in Paris Divisionsgeneräle, die vor mir rangiren."

Ich erwiderte, das sei wohl wahr, aber unter diesen Divisionsgenerälen sei er der älteste Brigadier.

Darauf hatte er Nichts mehr zu erwidern. Die Mission, die man ihm aufbürdete, war fürchterlich; sie mußte seiner Ehre als alter Soldat sicher sehr schwer fallen; aber grade seine Ehre nöthigte ihn, das Opfer, das man von ihm verlangte, zu bringen, und machte ihm begreiflich, daß die Pflicht forderte, sich zu fügen und zu gehorchen.

Einige Stunden später befanden wir uns wieder in Versailles, und saßen um den Tisch bei Herrn von Bismarck. Der arme General d'Hautpoul zeigte auf seinem Antlitz die Spuren des schrecklichen Kampfes, den die Pflicht und sein Stolz in ihm ausgefochten hatten. Seine Züge waren thatsächlich verzerrt; er war während der Fahrt um zehn Jahre gealtert. Schroff, düster, schweigsam saß er da, die Serviette auf den Knieen, kaum anrührend, was man ihm anbot, denn die Kehle war ihm wie zugeschnürt; auch antwortete er nur einsilbig auf die von höflichem Mitgefühl und Rücksicht diktirten Worte, die der Kanzler an ihn richtete.

Er trank rasch nach einander drei große Gläser Wasser aus und plötzlich, ich weiß nicht mehr in Folge welcher von einem deutschen Offizier gemachten

Bemerkung, brach er, wie wenn eine Sprungfeder in ihm losgegangen wäre, lebhaft in die Worte aus:

„Ah! Es ist ein Glück für Sie, daß wir hierher gekommen sind, um zu unterhandeln, denn unsere Truppen sind von den vortrefflichsten Gefühlen beseelt. Meine Mobil- und Nationalgardisten sind vollkommene Soldaten geworden und wenn es von mir abgehängt hätte, würden Sie, anstatt ruhig hier zu speisen, wie Sie es jetzt thun, mitsammt Ihrem Diner, weit von hier entfernt sein."

Wenn bei Tisch, nach einer lebhaften Unterhaltung, plötzlich ein tiefes Schweigen eintritt, pflegt man zu sagen: „ein Engel fliegt durch's Zimmer;" Andere behaupten, daß eine große Erstarrung einträte. In der That gab es eine große Erstarrung, oder, da mir die erste Metapher besser gefällt, ein Engel flog durch's Zimmer. Der Engel des Patriotismus war es, der über unseren Häuptern schwebte.

Die Mahlzeit verlief auf's Peinlichste. Als wir von der Tafel aufstanden, hatte ich mich hinter Jules Favre gestellt. Herr von Bismarck machte eine Handbewegung nach der Thüre des Salons. Seine Gäste verstanden den stummen Befehl ihres Chefs und verschwanden. Der Kanzler gesellte sich wieder zu uns und über die Achsel nach dem General d'Hautpoul hinzeigend, der am andern Ende des Zimmers in fieberhafter Aufregung mit den Fingern auf einer Fensterscheibe trommelte, sagte er zum Minister:

„Wenn Sie die Absicht haben, den Herrn wieder

mitzubringen, so heißt das so viel, als Sie wollen nicht unterhandeln, und da können wir sofort die Verhandlungen abbrechen."

Jules Favre bat um Entschuldigung. Er erklärte, daß der General sehr wider seinen Willen und einzig und allein um zu gehorchen, um eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen, mitgekommen sei. Er versprach dem Kanzler, daß ihn am nächsten Tage ein anderer militärischer Bevollmächtigter begleiten werde.

Die Deutschen haben, um diese unerwartete Scene zu erklären, erzählt, daß der General zu viel getrunken habe, daß er betrunken gewesen sei. Armer, wackerer Mann! Er hatte Nichts genossen als drei Gläser Wasser. Sie haben bei dieser Gelegenheit ungefähr ebensoviel Redlichkeit bewiesen, als wenn sie mit Aplomb versicherten, niemals auf einen Parlamentär geschossen zu haben.

An diesem selben Tage hatte ich mich, als ich nach Versailles kam, eines Auftrages entledigt, den mir General Trochu am Abend vorher ertheilt hatte. Jeder militärischen Macht entkleidet, war er auf seine Funktionen als Regierungspräsident beschränkt und hatte fast alles Prestige, allen Einfluß auf seine Kollegen verloren. Er hatte mich zu sich rufen lassen und mir gesagt:

„Mein lieber Kapitän, da Sie jetzt täglich nach Versailles gehen, können Sie mir einen Gefallen thun. Ich kenne den Prinzen Wittgenstein, den Adjutanten des Kaisers, persönlich. Ich bitte Sie, ihm diesen Brief eigenhändig abzugeben.

Ich streckte die Hand danach aus.

„Halt, halt," fuhr er fort. „Ich will Sie, jetzt wo ich keine militärischen Dokumente mehr durch Sie zu befördern habe, nicht wieder in einen Briefträger verwandeln. Und wenn ich, trotz der Unterhandlungen, die der Minister des Auswärtigen leitet, einen Brief nach Versailles schreibe, wünsche ich, daß Sie von dem Inhalt desselben Kenntniß nehmen."

Ich wollte aus Höflichkeit und Diskretion dankend ablehnen, als mir zur rechten Zeit eine Bemerkung einfiel, die der General von Montauban vor Zeiten zu mir gemacht hatte. Es war in Indien; wir hatten eine Fahrt im Wagen durch Singapore zu machen. Der General hatte mich aufgefordert zuerst einzusteigen und ich hatte dagegen protestirt, weil ich mich einem solchem Uebermaß von Ehre, wie ich meinte, entziehen wollte. Ich mußte aber doch nachgeben und als wir im Wagen saßen, sagte der General zu mir: „Ich habe Sie zuerst einsteigen lassen, weil Sie sich jetzt als Dolmetscher an dieser Seite des Wagens halten müssen. Ich bin Ihnen nicht böse, daß Sie mir den Vortritt lassen wollten; aber, merken Sie sich das: die erste Pflicht der Höflichkeit, besonders unter Soldaten, ist der Gehorsam."

Ich fühlte mich gedemüthigt und diese Lektion hatte sich in mein Gedächtniß eingegraben. Daher hörte ich denn auch ohne Widerspruch den Brief des Generals an den Prinzen Wittgenstein an. Der Ex-Gouverneur wandte sich an das Herz seines alten Kameraden, an

seine Gefühle der Gerechtigkeit, der Ehre und bat ihn, ohne sich zu erniedrigen, so viel es in seinen Kräften stände, seinen Einfluß bei dem Kaiser, dessen Adjutant und Freund er war, aufzubieten, damit das geschlagene Paris geachtet würde, wie es es verdiente.

Nach der Vorlesung fügte der General hinzu: „Man soll nicht sagen, daß ich nicht Alles im Interesse der Stadt gethan habe, die ich zu vertheidigen beauftragt war."

Ich siegelte selbst den Brief und nahm ihn mit mir.

Der Kaiser wohnte in der Präfektur, in demselben Gebäude, welches bald Thiers' Palais werden sollte. Prinz Wittgenstein hatte Dienst bei dem Kaiser. Ich begab mich daher nach der kaiserlichen Wohnung, vor deren Thür eine Schildwache mir das Bajonett entgegenstreckte. Der brave Sachse konnte nicht begreifen, daß ein bewaffneter französischer Offizier die Kühnheit haben könne, bei seinem Herrscher eindringen zu wollen. Der wachthabende Offizier theilte die Besorgnisse der Schildwache nicht und ließ mich von einer Ordonnanz nach den Gemächern des Prinzen führen.

Wenn ich diese an sich unbedeutende Episode erzähle, so geschieht das, weil das Schauspiel, welches das Vorzimmer des Gerichtshofes, das jetzt als Wartesalon vor den kaiserlichen Zimmern diente, mich frappirte und tief bewegte.

Dort wartete ein wahres Heer von Generälen und Offizieren jedes Ranges, jedes Alters und jeder Waffengattung, Alle in großer Uniform, funkelnagelneu, mit Stickereien, dicken Schnüren und Orden jeder Art über-

laden. Die Helme funkelten, die Spornrädchen klapperten, die Säbel hallten auf den Marmorfliesen wieder. Und was für athletische und stolze Gestalten! Welch' freudestrahlende, vor Stolz funkelnde Blicke! Welch' eine ruhige, gehaltene Sicherheit!

Alles athmete Gesundheit, Erfolg, Reichthum und Kraft.

In demselben Augenblick als ich eintrat, kam der Kaiser heraus. Die Grenadiere präsentirten das Gewehr; auf dem Hof hörte man das Geräusch eines sich in Reih' und Glied stellenden Korps, das Scharren und Wiehern einer Heerde muthiger Rosse, die ihrer Herren warteten, einige kurze Kommandoworte der Offiziere und in der Mitte lebender Hecken sich verbeugender Militärs, über deren gebeugte Rücken vielfarbige Schnüre blitzten, sah ich aus der Ecke, in die ich mich eiligst geflüchtet und versteckt hatte, den modernen Karl den Großen, der vor einer Woche in dem großen Spiegelsaal im Palais Louis XVI. zum Kaiser proklamirt war, den allmächtigen Herrscher, der uns Allen das Knie auf die Brust gesetzt hatte, ruhig und lächelnd einherschreiten, den Helm in der Hand, sein Greisenhaupt und sein frisches väterliches Antlitz zeigend.

Und als ich im Geiste, mit Blitzesschnelligkeit, den schon so oft durchlaufenen Weg wieder einmal durcheilte und unsre traurigen düsteren Generäle vor mir sah, ohne Gefolge, ohne Eskorte, fast vor denselben Truppen fliehend, die sie bisher kommandirt hatten, in schmutzigen Uniformen, müde von den Anstrengungen

der Belagerung — und dann diese armen, abgerissenen Soldaten — da fand ich, daß der herzzerreißende Kontrast, den mir, in dem kleinen Salon der Rue de Provence, die Minister der beiden Nationen, Bismarck, der Koloß, und Jules Favre, das Thränenkrüglein, täglich vor Augen führten, sich noch vergrößerte, ja sich bis zur Höhe eines Epos steigerte.

Ich biß mir die Lippen blutig, um nicht vor dieser unfreiwilligen Auferstehung unseres Unglücks und unserer Schmach, gegenüber diesem Ruhm und diesem Glück — laut aufzuschluchzen . . .

Noch an demselben Tage wohnte ich einem eigenthümlichen Meinungs- und Gedankenaustausch zwischen Herrn von Bismarck und Jules Favre bei, denn man muß nicht glauben, daß sie die ganze Zeit einzig und allein nur von dem Gegenstand ihrer Mission sprachen. Die Unterhaltung, die der Kanzler meistens leitete, schweifte oft ab und berührte launenhaft alle möglichen Themata.

Jules Favre hatte von Frankreichs Freiheitsliebe, von seiner Neigung zur Republik, von seinen republikanischen Gefühlen gesprochen.

„Sind Sie sicher, daß Frankreich so republikanisch gesinnt ist, wie Sie sagen?" fragte der Kanzler.

„Gewiß," versetzte Jules Favre.

„Nun, ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht, Herr Minister. Bevor wir mit Ihnen zu unterhandeln anfingen, haben wir, wie Sie sich wohl denken können, den moralischen Zustand Ihres Vaterlandes studirt und

uns genau darüber orientirt. Trotz dieses für Sie unglücklichen Krieges, den die französische Nation Napoleon III. mehr aufdrängte, als daß er ihn gewünscht hätte, wie ich Ihnen schon gesagt — und das hat uns gestattet, nachdem wir das Kaiserreich gestürzt, noch mit Frankreich, unserer alten und richtigen Feindin zu kämpfen — trotz des Unglücks und der Niederlagen Eurer Armee war, glauben Sie mir, nichts leichter, als das Kaiserreich wieder herzustellen. Ich will nicht behaupten, daß es in Paris mit Freuden begrüßt worden wäre, aber man hätte es sicherlich angenommen oder geduldet. Und ein Plebiszit hätte dann das Uebrige gethan.

Nein, wenn wir nicht mit den Bonaparte unterhandelten, so geschah es, weil es uns vortheilhafter erscheint, mit Ihnen einen Vertrag zu schließen. Was aber die vorgebliche Liebe Frankreichs zur Republik anbetrifft, die wäre mit wunderbarer Geschwindigkeit verschwunden.

Sie sind noch nicht lange am Ruder. Warten Sie nur. Wenn Sie die Menschen erst einige Jahre regiert haben werden, werden Sie aus einem Liberalen, der Sie jetzt sind, ein Machthaber, aus dem Republikaner ein Monarchist werden. Glauben Sie mir: Man kann eine große Nation nicht leiten, sie nicht prosperiren lassen, ohne das Prinzip der Macht, das heißt der Monarchie."

Und da Jules Favre dagegen protestirte, fuhr der Kanzler fort:

„Sie werden schon dahin kommen, vielleicht gegen Ihren Willen, das will ich zugeben, aber Sie kommen trotzdem schon dahin. Sie sind zu scharfsichtig, um das nicht bald einzusehen und zu guter Patriot, um dann in Ihrem Irrthum zu verharren. Sehen Sie mich an. Wie hab' ich denn angefangen? Ich war liberal und nur durch die Macht der Urtheilskraft, durch den Beweis der Thatsachen und durch die Erfahrung an den Menschen, bin ich, weil ich mein Vaterland liebte, sein Wohl und seine Größe wollte, konservativ, wenn es Ihnen besser gefällt, Machthaber geworden. Der Kaiser hat mich dazu bekehrt. Meine Dankbarkeit gegen ihn, meine hochachtungsvolle Liebe datiren aus jener fernen Zeit und jener schweren Epoche, wo er ein solches Vertrauen zu mir gefaßt hatte, daß er mich allein gegen Alle schützte und hielt. Wenn ich heute der Mann bin, als den Sie mich vor sich sehen, wenn ich meinem Vaterlande einige Dienste erwiesen habe, so verdanke ich das einzig und allein dem Kaiser und ich werde ebenso wenig müde das zu sagen, als ich müde werde, meinen Herrscher zu lieben."

Jules Favre erwiderte Nichts auf dies Glaubensbekenntniß; aber ich glaube, später, als er Gott und die Menschen um Vergebung bat, hat das schon ferne Echo der Worte des Kanzlers in seinem armen müden Hirn nachzittern müssen.

Ich habe schon erzählt, wie die militärische Mission des General d'Hautpoul an demselben Tage ihr Ende nahm, an dem sie begonnen hatte. Der Generalstabs-

chef des neuen Gouverneurs, General von Valdan, Nachfolger des General Schmitz, wurde beauftragt, die Bedingungen des militärischen Theiles des Waffenstillstandsvertrages durchzusprechen. Diese Berathung wurde nicht von Herrn von Bismarck geleitet. Sie fand in dem Hotel statt, welches Feldmarschall von Moltke bewohnte.

Gegenwärtig waren: der Feldmarschall, ein General und zwei Obersten des deutschen Generalstabs, Herr von Bismarck, Jules Favre, General von Valdan und ich.

Nachdem sie besprochen waren, diktirte der Feldmarschall von Moltke die verschiedenen Paragraphen der Militärkonvention, deren Wortlaut in zwei Exemplaren, von einem deutschen Obersten und mir, abgeschrieben wurde.

Wir saßen in einem ziemlich großen, zweifenstrigen Zimmer. Der Feldmarschall präsidirte, mit dem Rücken nach dem Licht sitzend; neben ihm zur Linken saß General von Valdan, zu seiner Rechten Herr von Bismarck; neben dem Kanzler saß Jules Favre, von den übrigen deutschen Offizieren durch einen Tisch getrennt, auf welchem der preußische Oberst, der den Sekretär machte, und ich schrieben.

Mit seinem glatt rasirten, leidenden und wie von zahllosen kleinen Falten gefurchten Gesicht, hatte Herr von Moltke nicht das Aussehen eines Soldaten, wie wir sie uns in Frankreich vorstellen. Er glich eher einem Benediktiner, einem Asketen oder einem alten Schauspieler.

Jedes seiner Worte, die klar, scharf, präzis heraus-kamen, schien durch das Vibriren eines stählernen Züngleins hervorgebracht. Man fühlte instinktiv heraus, daß es diesem Manne einen hohen Genuß bereitete, die demüthigen Bevollmächtigten des gedemüthigten Frankreichs, des besiegten Paris, in seiner Hand zu haben.

In einer äußerst einfachen Uniform, trug er das Band des eisernen Kreuzes, nicht auf die Brust genäht, sondern in's Knopfloch geknüpft. Die meisten deutschen Offiziere tragen diesen Orden ebenso und die russischen Offiziere machen es mit ihrem höchsten militärischen Orden, dem St. Georgskreuz, gleichfalls so. Um den Hals trug er ein blaues Emailkreuz, welches einem Malteserkreuz glich.

In seiner weißen Uniform, die einfach und imposant war, sah Graf Bismarck, trotz der Nähe des Siegers über all' unsere Armeen, umgeben von diesem kleinen Generalstab, wie ein Monarch mit seinem Hofstaat aus.

General von Valdan trug gewöhnliche Dienst-Uniform mit Epaulettes und Jules Favre's Uniform bestand natürlich immer und ewig in seinem langen Ueberrock, der, wenn der Minister saß, über der Brust Falten schlug, wie eine Ziehharmonika. Der General und der Minister zeigten traurige und düstere Mienen, was übrigens sehr begreiflich war.

Als man über die verschiedenen Punkte, die rund um Paris vom preußischen Heer besetzt werden sollten, schlüssig werden wollte, und die dazu gehörigen Forts

aufzuzählen begann, sprach General von Valdan den Wunsch aus, den Parisern die Demüthigung zu ersparen, auch das Fort von Vincennes übergeben zu müssen.

Es knüpft sich, fügte er hinzu, für uns eine bedeutende historische Erinnerung daran. Vincennes wurde zur Zeit der Invasion vom General Daumesnil auf ruhmvolle Weise gerettet.

Feldmarschall von Moltke erwiderte sehr lebhaft und sehr trocken, daß es ihm leid thäte, daß man aber nicht zusammengekommen sei, um geschichtliche Fragen oder Gefühlssachen zu erörtern und daß es, angesichts der Lage des ganz von Wald umgebenen Forts, von der höchsten strategischen Wichtigkeit sei, es durch deutsche Truppen besetzt zu halten.

General von Valdan erklärte, daß er die Lage nicht für so wichtig hielte, und daß, wenn ihm so viel daran läge, das Fort von preußischer Besatzung zu befreien, es nur deshalb geschähe — er bäte den Feldmarschall um Verzeihung — um den Parisern einen Schein patriotischer und moralischer Genugthuung zu geben, eine Genugthuung, die, ihrer Art nach, eine politische Frage sei, welche beide Nationen interessiren und ihre Beziehungen zu einander erleichtern könne.

Der Feldmarschall beharrte bei seinem Willen und man wollte fortfahren, als ich glaubte, mir eine schüchterne Einwendung erlauben zu dürfen.

„Herr Feldmarschall," sagte ich, „ich bitte Ew. Excellenz tausendmal um Entschuldigung, aber ich glaube, Sie täuschen sich."

„Und worin, Herr Hauptmann?“ fragte Herr von Moltke, indem er mich ansah und dabei die Augen kniff, wie wenn man einen Gegenstand in der Ferne erkennen will.

„Aber ... weil das Fort von Vincennes durchaus nicht von Wald umgeben ist. Der Wald von Vincennes liegt wohl daneben, aber man kann nicht sagen, daß ein Fort, in der Nähe eines Gehölzes, von Wald umgeben sei.“

„Ich bitte meinerseits um Vergebung, Herr Hauptmann,“ versetzte der Feldmarschall; „das Fort ist vollständig von Wald umgeben. Uebrigens ist es leicht, sich davon zu überzeugen.“

Und die Karte ergreifend, die einer seiner Offiziere sich ihm zu reichen beeilte, breitete er sie auf dem Tische, auf dem wir schrieben, aus.

Die Karte war kolorirt und in der That war das Fort von Vincennes ganz von einem Streifen grüner Farbe umgeben.

„Aber diese Karte ist unrichtig!“ rief ich rasch aus. „Auf dieser Seite liegt kein Wald. Und dann hier rechts hat man ganz vergessen, das Manöverfeld von Saint-Maur anzugeben.“

„Sind Sie dessen sicher?“ fragte der Feldmarschall, erstaunt über die Zuversicht, mit der ich meine Behauptungen machte.

„Vollkommen sicher, Excellenz, und dabei ist kein großes Verdienst: Mein Bruder, der Ordonnanz-Offizier des General Berthaut, ist mit der Mobilgarde, die der

General kommandirte, lange genug in St. Maur im Quartier gewesen, daß ich alle Muße hatte, die Umgebungen des Forts von Vincennes zu studiren."

„Zeigen Sie mir Ihre Karte," sagte, sich lebhaft umwendend, der Feldmarschall zum General von Valdan.

Dieser zuckte leicht mit den Achseln, indem er beide Hände aufhob, um anzuzeigen, daß er keine Karte bei sich habe; dann wandte er sich seinerseits an Jules Favre, der sich auch nicht mit einem Gegenstand versehen hatte, den man eigentlich für unerläßlich halten müßte.

Diese rasch abgespielte Scene erinnerte mich an ein Duell, bei dem ich mit dem Grafen Exelmans als Sekundant fungirte. Jede von beiden Gruppen von Zeugen hatte geglaubt, daß man sich mit den Degen des Gegners schlagen werde, so daß, als man auf dem gewählten Platz, ziemlich weit von Paris entfernt, ankam, während die traditionellen Landauer im Walde warteten, nur eins zum Duelliren fehlte: die Degen.

Jules Favre hatte sich auf den General und der General wahrscheinlich auf Jules Favre verlassen.

Glücklicherweise hatte ich die Karte bei mir, die General Schmitz unter alle Offiziere vom Generalstab hatte vertheilen lassen: sie verließ mich nie. Ich bewies nun auf unumstößliche Weise, daß das Lagerfeld von Saint-Maur weder ein Mythos noch ein Traum sei, zur unangenehmen Ueberraschung des Feldmarschalls von Moltke.

Derselbe schien nicht erstaunt zu sein, daß ich den

Ort besser kannte als er, aber es schien ihn zu ärgern, daß vor so viel Zeugen konstatirt wurde, daß er eine unrichtige Karte hatte. Er war fast ein wenig in Verlegenheit gerathen. Man änderte jetzt die mit Rothstift gezeichnete Linie, die die Grenze der deutschen Okkupation bezeichnete.

Und so wurde das Fort von Vincennes ... „durch den General von Valdan", so schrieb Jules Favre, davor bewahrt.

Man schrieb den 26. Januar. Noch war offiziell Nichts beendet, aber die Dinge waren soweit gediehen, daß man im Voraus behaupten konnte, die Unterhandlungen würden zum Ziele führen und ein Bruch sei unmöglich.

Wir, Jules Favre und ich, schrieben in der ersten Etage des Hauses Jessé seit ungefähr zwei Stunden. Da meine Arbeit vollendet war, ging ich in den Garten des Kanzlers hinab, um Luft zu schöpfen und meine für die büreaukratische Unbeweglichkeit wenig geschaffenen Beine wieder etwas gelenkig zu machen. Ich befand mich kaum einige Minuten dort und schritt grade die hinterste Allee hinauf, als Herr von Bismarck sich zu mir gesellte und mich mit seiner gewohnten Höflichkeit fragte, ob ich, anstatt wie ein Eichhörnchen in diesem Garten umherzulaufen, es nicht vorzöge, mit ihm einen Spaziergang durch die Stadt zu machen.

Ich sah den Kanzler zuerst etwas erstaunt an, denn der Waffenstillstand war noch nicht unterzeichnet und der Spaziergang des Grafen Bismarck mit einem

Ordonnanzoffizier des General Trochu erhielt natürlich eine politische Bedeutung.

Selbstverständlich beeilte ich mich zuzustimmen, bat aber zunächst um die Erlaubniß, den Minister fragen zu dürfen, über wieviel Zeit ich frei disponiren könne. Der Kanzler verstand sofort, daß das nur ein höflicher Vorwand sei; daß ich Jules Favre davon benachrichtigen und nicht allein die Verantwortung übernehmen wolle, eine französische Uniform neben einer deutschen in Versailles spazieren zu führen.

In zwei Worten setzte ich Jules Favre von dem Vorgefallenen in Kenntniß.

„Gehen Sie," sagte er; „so schmerzlich und falsch auch die Lage sein mag, in der Sie sich befinden, Sie müssen seine Aufforderung doch annehmen. Der Kanzler hat seine Gründe. Er wünscht wahrscheinlich ganz Versailles und damit auch ganz Europa zu zeigen, wie weit die Dinge gediehen sind und daß er einen Bruch nicht mehr für möglich hält.

Herr von Bismarck erwartete mich unten an der Straßenthüre. Ich bemühte mich ihm den Vortritt zu lassen, aber er bestand darauf, daß ich zuerst hinausginge. Ich notire all' diese Kleinigkeiten, weil sich auch das Unbedeutendste dieser Tage unauslöschlich meiner Erinnerung eingeprägt hat.

Wir befanden uns in der Rue de Provence, wandten uns nach rechts und gelangten bald auf den Boulevard de la Reine.

Dieser Boulevard war von deutschen Offizieren und

Damen belebt. Es war die Stunde, in der die eleganten preußischen Damen, die ihren Gatten gefolgt waren, sich vor den Offizieren der verschiedenen Stäbe sehen ließen. Man bezeugte Herrn von Bismarck eine fast ebenso tiefe und geschäftige Hochachtung, wie man sie sonst überall, mit Ausnahme von Frankreich, den Gliedern der Herrscherfamilien erweist.

Diese ganz natürliche Verehrung, die nie zögert, sich zu bethätigen, setzte mich nicht in Erstaunen. In Deutschland erzogen, kannte ich, da ich ihr nahe gestanden, sie bewundert und beneidet hatte, die soziale Hierarchie, die in diesem Lande herrscht, wo das Volk nicht Alles zu seinem Niveau herunterziehen will und wo jede Klasse der Gesellschaft den höheren Klassen dieselbe Ehrfurcht entgegenbringt, die sie von den niederen Klassen erhält.

Die Ueberraschung, als man einen französischen Offizier an der linken Seite des Grafen Bismarck und mit ihm plaudern sah, war groß. Die Nachricht von diesem Spaziergang, dessen Bedeutung Jeder sofort erfaßte, verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit. Es wurde nach London, Berlin und Wien telegraphirt, daß der Kanzler des Deutschen Reiches an einem öffentlichen Ort mit dem Adjutanten des französischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten spazieren gegangen sei.

Wie viel Frauen, Mütter und Töchter mögen am nächsten Tage Gott gedankt haben, weil er ihnen auf

diese Weise die nahe Rückkehr geliebter Wesen anzeigte, für die sie jeden Tag gezittert hatten!

Des Abends, als er uns verließ und im Augenblick, als wir in den Wagen stiegen, sagte Herr von Bismarck zu Jules Favre:

„Wir sind jetzt über alle Punkte einig, nicht wahr?"

„Vollkommen," versetzte Jules Favre.

„Dann ist es unnöthig, noch länger unser Pulver zu verknallen. Ich schlage Ihnen also vor, noch heute, um Mitternacht, das Bombardement einzustellen. Herr von Moltke ist bereit, deshalb überallhin zu telegraphiren. Ist Ihnen das recht?"

„O, Herr Kanzler!" rief Jules Favre, sich auf die Hand stürzend, die ihm der Graf entgegenstreckte. „Sie machen mich sehr glücklich, ich wagte nicht, Sie darum zu bitten. Gestatten Sie aber, Excellenz, daß Paris den letzten Kanonenschuß abfeuere."

„Es sei. Adieu!"

Obgleich ich sehr ermüdet war, wollte ich mir doch das Vergnügen, diesen ganz psychologischen Moment, wie der Kanzler sagte, mitzumachen, nicht versagen; ich ging daher auf den Quais spazieren. Die Batterien von Meudon und Chatillon wütheten.

Ich erinnere mich, daß ich mich gerade vor dem Palais de Justice befand, als die Uhr zum ersten Schlage von Mitternacht aushob.

Man muß annehmen, daß die Uhren der deutschen Heere sehr gut regulirt waren; übrigens waren die unserigen das auch, denn bevor der zweite Schlag sich

aus der alten Uhr emporgeschwungen hatte, herrschte überall ein imposantes, feierliches, düsteres Schweigen.

Man mag mir glauben oder nicht, aber mir war als fehlte mir etwas.

Ich bin auch nicht sicher, ob nicht eine gute Anzahl Pariser, die schon in der Stadt ohne Gasbeleuchtung schliefen, wo sich jetzt Niemand Abends verspätete, nicht plötzlich, in Folge der eingetretenen Ruhe, aus dem Schlaf auffuhren.

So erwachen die Bewohner des Marktviertels, die jede Nacht vom Rollen der Gemüsewagen eingewiegt werden, wenn sie sich auf dem ruhigen Lande befinden, oft plötzlich.

Am folgenden Morgen wußte Paris, daß man unterhandelte und daß ein Waffenstillstand unterzeichnet werden sollte. Einige exaltirte Köpfe protestirten dagegen, meldeten verzweifelte Entschlüsse an, sprachen davon, einen Ausfall zu machen, sich in die Luft zu sprengen. Aber Niemand machte einen Ausfall. Nichts sprang in die Luft. Im Grunde genommen hatte Paris genug. Es fühlte das Bedürfniß, zu etwas Anderem überzugehen.

Bevor ich die Erzählung dieser Unterhandlungen durch eine dramatische und unvorhergesehene Episode schließe, will ich noch ein Ereigniß erzählen, welches ich mit Stillschweigen übergehen würde, wenn die Person, die es betrifft, nicht seit dieser Zeit, in politischer Beziehung, ihr Glück gemacht und eine hervorragende Stellung im Lande eingenommen hätte.

Offiziell stand die Proviantirungsfrage allen andern Fragen voran; ich sage offiziell, weil ich überzeugt bin, daß nur sehr Wenige die genaue Wahrheit in Betreff der Subsistenzmittel kannten, und daß wir in Wirklichkeit viel weniger auf dem Trockenen saßen, als man es gesagt hat. Zuerst hatte man den Monat März als das äußerste Ziel genannt, bis wohin die Lebensmittel reichen würden. Dann erklärte man, sich geirrt zu haben und nur bis zu den ersten Tagen des Januar reichen zu können. Hatte man sich wirklich geirrt? Ich glaube es nicht. Der beste Beweis ist, daß noch Ueberfluß in Paris herrschte, bevor, nach mathematischer Berechnung, die Proviantzüge in die Bahnhöfe eingelaufen sein konnten; und daß ich lange nach dem Frieden, fast überall konstatirt habe, daß es Haufen verdorbenen Mehles, verfaulter Kartoffeln, ranzigen Speck ꝛc. ꝛc. gab. Ich tadle die Regierung nicht, daß sie dem Augenblick, wo das Brod thatsächlich fehlen würde, zuvorkommen wollte, und wenn es ihr an Entschuldigungen gefehlt hätte, hätte sie Grund genug in der erschrecklichen Zunahme der Sterblichkeit, namentlich der Kinder, während der letzen Wochen der Belagerung gefunden, um die Kapitulation zu erklären.

Da also offiziell die wichtigste, die brennendste Frage, die, welche Jules Favre nach Versailles geführt hatte, die Proviantirungsfrage war, so war es auch natürlich, daß die Eisenbahndirektoren und Ingenieure sich mit den deutschen Mächten in Einvernehmen setzten wegen der Verbindung des durchschnittenen Netzes,

wegen der Wiederherstellung der Brücken, der Tunnele, wegen der Miethe von fahrbaren Materialien, die übrigens schon im Voraus von den Deutschen in Bereitschaft gehalten wurden — denn dieselben zeigten sich, nachdem der Waffenstillstand erst unterzeichnet war, nicht nur durchaus korrekt, sondern sogar zuvorkommend.

Es war daher auch natürlich, daß Jules Ferry in seiner Eigenschaft als Maire von Paris wegen der Verproviantirung nach Versailles kam. Er ging mehrmals hin und ich machte als Dritter mit ihm und Jules Favre die Fahrt, immer in dem Koupé des Kaisers, das uns schon so gute Dienste geleistet hatte.

Herr Jules Ferry war viel eleganter als Herr Jules Favre. Zwei Juliusse! Uebrigens fehlten dieselben in der Regierung nicht: Simon hieß Jules, selbst Trochu war mit diesem für unsere regierenden Häupter etwas zu banalen Vornamen behaftet, die nichts als das mit Julius Cäsar gemein hatten. Herr Jules Ferry trug einen kurzen, gezierten Rock, trotz der Jahreszeit, hellgraue Beinkleider und perlgraue Handschuhe. Er war ein großer Schwadroneur.

Obgleich Jules Ferry es zu wiederholten Malen für nothwendig hielt, in dem engen Wagen leise Jules Favre in's Ohr zu sprechen, was von zweifelhafter Höflichkeit gegen den dritten Reisenden spricht, begriff ich doch vollkommen, daß die Hauptsachen, die den Geist dieser beiden ehrenwerthen Männer beschäftigten, die Wahlen in der Provinz waren, die absolut in republi-

kanischem Sinne ausfallen sollten; die Haltung Gambetta's, der von dem Waffenstillstand gar nicht entzückt schien; die absolute Nothwendigkeit, daß die Nationalgarde ihre Waffen behielt — auf diesem Punkt bestand Herr Ferry ebenso kategorisch wie Jules Favre — und endlich und vor allen Dingen die Aufrechterhaltung der Republik.

Ich muß gestehen, ich hätte sie lieber etwas weniger von ihren kleinen politischen Kombinationen und etwas mehr von dem großen Dilemma sprechen hören, welches sie ganz vergessen zu haben schienen: Sollte man Frieden schließen, oder den Krieg fortsetzen?

Sie hätten mich ausgelacht, wenn ich ihnen davon gesprochen hätte. Seit lange dachten sie, wie die Majorität der Franzosen und fast das ganze Militär, daß man sich zum Frieden entschließen müsse.

Es war zu Ende. Die militärischen Unterhandlungen waren abgeschlossen, der Waffenstillstands-Vertrag in zwei Exemplaren geschrieben. Jules Favre nahm das Duplikat, das der preußische Oberst geschrieben, mit, um es der definitiven Annahme seiner Kollegen zu unterbreiten. Das andere, welches ich geschrieben hatte, blieb in den Händen der Deutschen.

Als die Regierung im Rathhause Session gehalten hatte, brachte Jules Favre den unterzeichneten Vertrag in seinem Portefeuille zurück und beauftragte mich, ihn am folgenden Tage zu früher Stunde dem Grafen Bismarck zu überbringen.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich den Inhalt des Schriftstückes, obwohl es versiegelt war, auswendig wußte, da dieser Inhalt mir Wort für Wort diktirt war und ich der mühsamen Entstehung jedes der Sätze des Vertrages beigewohnt hatte.

Während ich in dem kaiserlichen Koupé ganz allein nach Versailles fuhr, durchzuckte eine toller Gedanke mein Hirn; er kam immer wieder und setzte sich endlich mit verzweifelter Hartnäckigkeit in meinem Geiste fest. Es handelte sich darum, eine kleine Extraunterhandlung, auf meine eigene Gefahr, zu unternehmen.

„Was riskire ich denn?" fragte ich mich. „Niemals wird Herr von Bismarck mir solche Dreistigkeit zutrauen, um zu glauben, daß die Bemerkungen, die ich machen, die Beschränkungen oder Zufügungen, um die ich ihn bitten will, mir nicht von der Regierung diktirt wären. Wenn meine patriotische Kriegslist herauskommt, werde ich mich von diesen Herren von Paris desavouiren, tadeln, strafen lassen; und weder Tadel, noch Strafe, noch Desavouirung mit dem Wunsch, meinem Vaterlande zu dienen und dem Ruhm, ihm nützlich zu sein, in Rechnung bringen. Nun bietet sich ganz ausnahmsweise eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, diesen Ruhm zu erwerben. Vorwärts! Man wird mich nicht gleich todtschießen. Ich weiß jetzt, wie man sich benimmt, um unter Diplomaten zu verhandeln. Ja, man hätte mir das Verfahren nicht zeigen müssen. Man soll niemals etwas Wichtiges in Gegenwart der Kinder thun."

Nachdem ich reiflich das Für und Wider erwogen, nachdem ich über das nachgedacht, was ich thun sollte, meine Sätze wiederholt, meine Rolle durchdacht hatte, mit einem Wort — ich kam ganz entschlossen bei Herrn von Bismarck an, das Packet zu riskiren, wie der Pariser Gamin sagt.

Man führte mich in den Speisesaal im Parterre, der mit dem Flur durch vier oder fünf Stufen in Verbindung stand. Der Kanzler war beschäftigt, man bat mich einige Augenblicke auf ihn zu warten.

Der Tisch war zum Frühstück gedeckt. Etwa zehn Kouverts waren auf einem an mehreren Stellen befleckten Tischtuch aufgelegt und diese Flecken bewiesen, was ich auch aus Erfahrung wußte, daß das Bier nicht das einzige Getränk der Krieger und Diplomaten des Nordens sei.

Der gewöhnliche Platz des Chefs — so wurde er von seinem friedlichen Generalstab genannt — war durch sein Reisebesteck und silbernen Becher gekennzeichnet.

Oft gehen einem, in Augenblicken des Wartens und der Unthätigkeit, die seltsamsten, wunderlichsten Ideen im Kopfe herum. Man möchte sagen, der Geist, dem man eine erzwungene Ruhe aufnöthigt, benutzt dieselbe, um abzuschweifen und allerlei dummes Zeug auszudenken. Es ist ein Augenblick der Verrücktheit, in dem der Verstand sich neue Kräfte holt.

Ich sagte mir, es sei im höchsten Grade unklug, so lange im Speisesaal einen Feind warten zu lassen, den die Leiden

seines Vaterlandes närrisch gemacht haben und der sehr wohl einen Tropfen Blausäure in den Becher des Mannes fallen lassen könnte, der uns Elsaß und Lothringen aus den Händen reißen wollte. Der Koloß würde vernichtet umsinken. Der große Denker würde nur noch eine leblose Masse sein und das hungernde Paris würde sein Knie vor seiner Leiche beugen. Es ist wahr, dachte ich, das würde zu nichts führen, denn der Nachfolger Herrn von Bismarck's würde nicht sein Genie und vielleicht auch nicht seine Mäßigung besitzen. Ferner ist es sicher, daß Herr von Moltke sich beeilen würde, dem empörten Schatten seines Mitarbeiters Hekatomben zu opfern, von denen die Geschichte ewig sprechen würde. Das würde also entschieden eine schlechte Spekulation und gleichzeitig das feigste, niederträchtigste aller Attentate sein.

So weit war ich in meinen philosophisch-verbrecherischen Reflexionen gekommen, als die leichte Treppe der Mme. Jessé unter einem wuchtigen Tritt krachte. Die Thüre öffnete sich und Herr von Bismarck kam mir entgegen:

„Ich erwartete Sie, Herr Graf," sagte er. „Ich hoffe, es ist Alles beendet und Sie bringen mir den unterzeichneten Vertrag, wie es verabredet war."

„Ich überbringe ihn in der That, Ew. Excellenz," versetzte ich. „Aber um jeden Zeitverlust und neue nutzlose Fahrten zu vermeiden, soll ich ihn erst abgeben, wenn Ew. Excellenz eingewilligt haben wird, einige kleine Aenderungen vorzunehmen. Sollte Ew. Excellenz

darauf nicht eingehen, so soll ich mich bis zur nächsten Herkunft Herrn Jules Favre's zurückziehen."

Der Kanzler, der schon die Hand ausgestreckt hatte, ließ plötzlich den Ausdruck gereizten Staunens auf seinem Antlitz sehen.

„Was gibt's denn noch?" rief er. „Es war doch Alles genau festgesetzt! Will Herr Jules Favre denn absolut seine Hauptstadt aushungern und dann Europa glauben machen, daß es unsere Schuld sei?"

„Herr Kanzler," erwiderte ich, „Herr Jules Favre hat seine Ansichten nicht geändert. Er mußte den Vertrag der Regierung vorlegen; das hat er gethan und ich habe die Ehre, Ihnen heute die Antwort der letzteren zu überbringen."

„Lassen Sie hören," sagte der Kanzler. „Wir wollen doch sehen, was das für Aenderungen sind und ob es möglich ist, sie zu bewilligen."

„Es sind folgende: 1) Die Regierung wünscht, daß, übereinstimmend mit den von unsern Bevollmächtigten in den zahlreichen Diskussionen, die über diesen Gegenstand statt hatten, geäußerten Wünsche, Ew. Excellenz von der Forderung, daß die Kanonen, die sich auf den Wällen von Paris befinden, in die Festungsgräben hinabgestürzt werden sollen, Abstand nehmen möchten. Sie bittet um Ihre Einwilligung, daß die Kanonen nur einfach von ihren Laffeten gehoben und hinter die Wälle, nach strategischer Weise, gestellt würden. 2) Daß Sie auf den Entwurf der vom französischen Generalstab erbetenen Cernirungslinie um Paris zurück-

greifen und den an letzter Stelle vom deutschen Generalstab entworfenen Riß aufgeben möchten. Endlich 3) Herr Kanzler und dies ist eine Bedingung sine qua non, wünscht die Regierung, daß — dem Uebereinkommen entgegen — die Pariser Armee ihre Fahnen behalten darf."

Ich schwieg, erschreckt über meine Kühnheit, meinen eigenen Worten lauschend, wie wenn nicht ich, sondern ein Anderer sie gesprochen hätte.

Der Zorn Herrn von Bismarck's, der sich allmälig gesteigert hatte, brach jetzt plötzlich los, und heftig die Thüre in's Schloß werfend, die er erst halb offen gelassen hatte, sagte er mit erhobener Stimme, jedes seiner Worte hastig und mühsam herausstoßend:

„Wie, begreifen denn die Herren von der Regierung nicht, daß mir das Alles vom großen Generalstab vorgeschrieben ist? Daß ich persönlich Nichts dabei thun kann, und daß unsere Offiziere, wie ich Herrn Jules Favre schon gesagt, beständig wiederholen: „Das Militär erringt die Siege, und die Diplomaten haben nichts Eiligeres zu thun, als sie wieder zu zerstören . . ."

Er lief einige Augenblicke mit so wüthendem Ausdruck im Zimmer auf und ab, daß ich wirklich fürchtete, zu weit gegangen zu sein und, ohne meinen glühenden Wunsch, daß das Vorhaben gelänge, wohl zu Kreuze gekrochen wäre.

„Warten Sie," rief er endlich, „ich will mit dem Kaiser sprechen gehen."

Er setzte die weiße Mütze mit gelben Streifen auf und verließ festen Schrittes das Haus.

Ich wartete zwei Stunden lang, in lebhafter Unruhe über die Resultate meiner Bemühung. Die Frühstückszeit war längst vorüber, als der Kanzler, nach dem ich unabläßig ausgeschaut hatte, wieder eintrat. Er war jetzt ebenso ruhig, wie er aufgeregt fortgegangen war.

„Ich habe mich sehr verspätet," sagte er, „aber das ist Herrn von Moltke's Schuld. Ich hatte den Kaiser schon zur Annahme der Bedingungen bestimmt. Darüber ist der Feldmarschall gekommen und hat Se. Majestät angefleht, fest zu bleiben. Der Kaiser mußte erst ganz ausdrücklich seinen Willen betonen. Es ist also gewährt. Die Kanonen werden nicht in die Gräben geworfen. Wir werden die Cernirung nach dem Plan Nr. 1, dem französischen Plan festsetzen, und was die Fahnen betrifft, so hat der Kaiser darüber folgende Worte gesagt: „Lassen Sie den Abgesandten der französischen Regierung wissen, daß wir genug Siegestrophäen und von den französischen Heeren erbeutete Fahnen besitzen, so daß wir nicht nöthig haben, dieselben noch durch die der Pariser Armee zu vermehren."

Ich nahm sofort vom Kanzler Abschied. Ich fühlte mich leicht wie ein Vogel und beachtete daher kaum die große Unhöflichkeit seiner auf dem Vorplatz stehenden Beamten, von denen sich Niemand stören ließ, als ich vorüberging. Man ließ mich die formellen Höflichkeitsbezeugungen büßen, die man mir erwies, wenn ich bei dem Kanzler war. Ich zuckte die Achseln und dachte,

wie scharfsichtig Heinrich Heine gewesen, als er sagte: „Der Deutsche kommt als Dummkopf zur Welt, erst die Erziehung macht ihn boshaft," denn eben so wie Herr von Bismarck ein grand seigneur ist und es immer bleiben würde, welcher Nationalität er auch angehörte; ebenso wie die meisten deutschen Offiziere distinguirt waren — ebenso waren die Beamten, die nicht der Aristokratie und folglich nicht der Armee angehörten, von Natur grob und ungehobelt.

Wer war bei meiner Rückkehr sprachlos über mein Wagniß und den unerhofften Erfolg? Mein ehemaliger Chef, General Schmitz, dem ich zuerst mein Abenteuer erzählen ging und der es übernahm, der Regierung Mittheilung davon zu machen. Der vortreffliche General war ganz gerührt: er umarmte mich mehrmals und — solchen Werth hat die Achtung mancher Menschen — mir erschien seine Rührung und seine Umarmung als die süßeste, die köstlichste Belohnung meiner Bemühungen.

Ich kam übrigens nicht allein nach Paris zurück. Im Augenblick, wo ich Herrn von Bismarck Lebewohl sagte, das heißt, in dem Augenblicke, wo er mich, mit der erhabenen Miene der Herrscher, welche auf unmerkliche und nur den Eingeweihten verständliche Weise ihren Gästen zu verstehen geben, daß sie aufgehört haben zu gefallen, verabschiedete, hatte ich — nur mit Mühe die gewaltige Freude, die meine Seele erfüllte, verbergend und zum letzten Mal die Herablassung, die er mir stets bewiesen, mißbrauchend — die Kühnheit

gehabt, noch eine ganz persönliche Bitte an ihn zu richten.

„Excellenz," sagte ich, „ich bin allein gekommen und fürchte nicht, meinen Minister durch die Mitnahme einiger Lebensmittel zu kompromittiren. Würden Ew. Excellenz mich autorisiren, den ersten Proviant in Paris einzuführen und mir gestatten, in Ihrem Garten zu warten, bis ich aus der Stadt Brod, Butter und einiges Geflügel holen gelassen?"

Herr von Bismarck fing an zu lachen.

„Ich hätte daran denken können," versetzte er, „Sie schon mehrere Tage mit diesem Amt zu betrauen."

Großer Gott! Was für gute Dinge gab's zu dieser Zeit in Versailles, wenn man hundert Francs verständig ausgab! Und welch ein Vermögen hätte ich erwerben können, wenn ich anstatt eines kaiserlichen Koupé's und einiger Louisdors einen tüchtigen Leiterwagen und einige Tausend-Francbillets zur Verfügung gehabt hätte!

Wie viel Glückliche konnte ich dennoch an diesem Tage machen, die sich nicht träumen ließen, daß das Köstlichste, was ich aus Versailles mitbrachte, nicht mein Weißbrod, meine Butter und meine Hühnchen waren!

Und jetzt, lieber Leser, denke daran, daß ich Dir all das nicht erzählt haben würde, ohne das mit „Schmitz" unterzeichnete Dokument, welches Du als Vorrede zu diesem Bändchen lesen konntest, und wenn

Du es nicht gelesen hast, so bitte ich Dich, sofort davon Kenntniß zu nehmen.

Denn ich kann mir die Gefühle vorstellen, die dieser Herr bei Dir erregen muß, der Dir grad heraus sagt:

„Wie, Sie wissen nicht? Ich war es, der verhinderte, daß man die Kanonen von den Wällen in die Gräben warf? Ich habe mehrere französische Städte vor der preußischen Besatzung bewahrt; ich war's auch, der der Pariser Armee die Schmach und den Kummer ersparte, ihre Fahnen dem Sieger ausliefern zu müssen."

Wenn dieser genannte Herr den Beweis für das, was er behauptet, nicht in Händen hat, so gilt er für einen Narren und muß dafür gelten.

Indem ich dieses Tagebuch schließe, in welchem ich pünktlich und gewissenhaft die großen und kleinen Ereignisse geschildert habe quorum pars parva fui, denen ich in diesen Zeiten, die Victor Hugo so treffend das „schreckliche Jahr" genannt, beiwohnte — halte ich es für gut, noch die drei letzten Briefe zuzufügen, die ich von Jules Favre erhielt. Sie sollen zeigen, wie die Menschen sind und was ihre Dankbarkeit werth ist.

Sehr oft, wenn wir nach diesen schrecklichen Unterhandlungen, deren einziger Zeuge, nach diesen hoffnungslosen Scharmützeln, deren einziger Zuschauer ich war, von Versailles zurückkehrten, sagte der Minister des Auswärtigen zu mir:

„Sie sind dazu ausersehen, unserm Vaterlande wirkliche Dienste zu leisten, und bevor ich das Ministerium

verlasse, will ich mir die Freude machen, Sie auf einen guten Kriegsposten zu befördern."

Eines Tages erinnerte mich Jules Favre unterwegs lachend daran, daß ich ihn aus einer Verlegenheit gerissen hatte. Im Laufe der Unterhaltung hatte der Kanzler eine von den militärischen Fragen, die nicht technisch genug sind, um Jedermann geläufig zu sein, an ihn gerichtet. Der große Rechtsgelehrte hatte darauf Nichts zu antworten gewußt und mich, wie er es oft that, aufgefordert, das Wort zu ergreifen, indem er mich unter dem Tisch mit seinem Knie anstieß.

„Nun," sagte er zu mir, „wohin soll ich Sie schicken?"

„Mir scheint," erwiderte ich, „China ein guter Kriegsposten zu sein, und ich könnte dort gute Dienste leisten, da ich die Landessprache spreche."

„Das ist wahr, das ist wahr," rief Jules Favre, sich mit der rechten Hand auf's Bein schlagend. „Daß ich nicht von selbst daran gedacht habe!"

Später, als es Zeit gewesen wäre, die Versprechungen zu halten, die mir, ohne daß ich darum gebeten hatte, angeboten waren, als man meine bescheidene Mitwirkung nicht mehr brauchte, änderte sich auch das Benehmen des Ministers.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, in seinem Buche hat Jules Favre geglaubt, mir danken und meine Diskretion in's rechte Licht setzen zu müssen. Er hat Recht gehabt, denn, trotz Allem, was ich auch er-

zählt habe, mache ich mir auch heute noch ein Gewissen daraus, Beweise von dieser Diskretion zu geben.

Ich füge noch hinzu, daß ich begriff, wie man den einzigen Zeugen so ernster Ereignisse, so peinlicher Unterhaltungen in der Ferne zu halten vorzog und daß, da sich der Pfau einmal mit den Federn der Elster schmückte, während im Allgemeinen das Umgekehrte der Fall ist, der König des Hühnerhofes großes Interesse daran hatte, daß das seiner Federn beraubte Thier sich im Walde verstecken ging.

Hier folgt der erste jener drei Briefe.

Den 7. Februar 1871.

Mein theurer Adjutant!

Ich gehe heute nicht nach Versailles. Vielleicht morgen; jedenfalls werde ich Sie es wissen lassen.

Ganz der Ihrige

Jules Favre.

Hier ist der zweite.

Den 10. Februar, Abends.

Ich bin über all' Ihre Güte ganz gerührt, mein sehr lieber Kapitän. Ich möchte Ihrer Gefälligkeit und Ihren Anstrengungen nicht zu viel zumuthen. Wenn es Sie indessen nicht zu sehr derangirt, werde ich morgen, um ein Viertel auf zwölf, meine Wohnung verlassen, um mich auf den Bahnhof nach Orleans zu

begeben, und jedenfalls werde ich sehr glücklich sein, Ihnen die Hand drücken zu können.

Vielen Dank und ganz der Ihrige

Jules Favre.

Dies war die letzte Expedition, die wir gemeinsam machten.

Um die Wahrheit zu sagen und da man in allen Dingen offen sein muß, ich hatte die Dummheit, mir einzubilden, daß Jules Favre noch an „seinen lieben Kapitän," „sein liebes Kind" dächte. Ich stellte mich zwei- oder dreimal im Ministerium vor, hatte aber nie das Glück vorgelassen zu werden.

Da ich, um an dem Kriege Theil zu nehmen, eine kleine diplomatische Karriere, die erst eben anfing, aufgab; da ich es nur für recht und billig hielt — unter dem Schutz des Mannes, den ich mit meinem Körper deckte, als er vor den Posten der Nationalgarde zitterte — den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen, schrieb ich einen langen Brief, worin ich an die erwiesenen Dienste und freiwillig gemachten Versprechungen erinnerte. Darauf erhielt ich folgendes Billet:

> Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wird die Ehre haben, den Herrn Hauptmann von Hérisson Sonnabend den 18. März, um fünf Uhr, zu empfangen.
>
> Paris, den 17. März 1871.

Den 18. März? Klingt das nicht wie ein Roman?

An diesem Tage war Jules Favre aus Versailles zurückgekehrt, aber da die Deutschen nicht mehr dort waren, brauchte er mich nicht.

Der Huissier des Ministeriums des Auswärtigen hatte es versäumt, seinen Namen unter diese Einladung zu setzen. Das war schade, denn die beiden Briefe seines Herrn und der seinige hätten ein ausgezeichnetes Pendant zu den Billets Metternich's und der Mittheilung des Sekretärs der Oesterreichischen Gesandtschaft abgegeben.

Lange Zeit nachher führte ein Zufall mich Jules Favre in den Weg; derselbe redete mich mit den Worten an:

„Ich denke unaufhörlich an Sie, mein liebes Kind. Einen dieser Tage kommt die Reihe an Sie."

Jetzt kannte ich die Menschen schon ein wenig. Ich wußte, wie weit man sich auf sie verlassen konnte. Das war ein Glück, denn sonst würde ich heute volle vierzehn Jahre gewartet haben, daß die Reihe an mich kommen sollte.

Jetzt, lieber Leser, will ich Dir, der Du mir bis hieher gefolgt bist, Deine Mühe und Deine Treue mit einem guten Rath lohnen.

Wenn Du Dein Vaterland liebst, opfere Dich ohne Zaudern für dasselbe. Wenn es wenig von Dir fordert, gieb ihm das Wenige. Wenn es Alles von Dir verlangt, gieb ihm auch das.

Aber wenn Du, trotz der patriotischen Opfer, ein praktischer Mann bist, ein Bürger, der sich nicht gern prellen läßt, eine Privatperson, die den Werth ihrer

Zeit und ihrer Mühe kennt, dann diene niemals, weder den Republikanern, noch den Bonapartisten, noch den Royalisten, noch den Possenreißern, wer sie auch sein mögen, die Dir vorreden, daß sie Dein Glück machen wollen.

Die Einen sind gerade so viel werth, wie die Andern.

Bediene Dich ihrer, das ist erlaubt, denn sie streben danach, sich Deiner zu bedienen; aber beachte das vernünftige Wort, mit dem ich schließe, wohl:

Opfere Dich niemals!

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DC
285
I615
1885

Irisson d'Herisson, Maurice
Tagebuch eines Ordonnanz-
Offiziers